

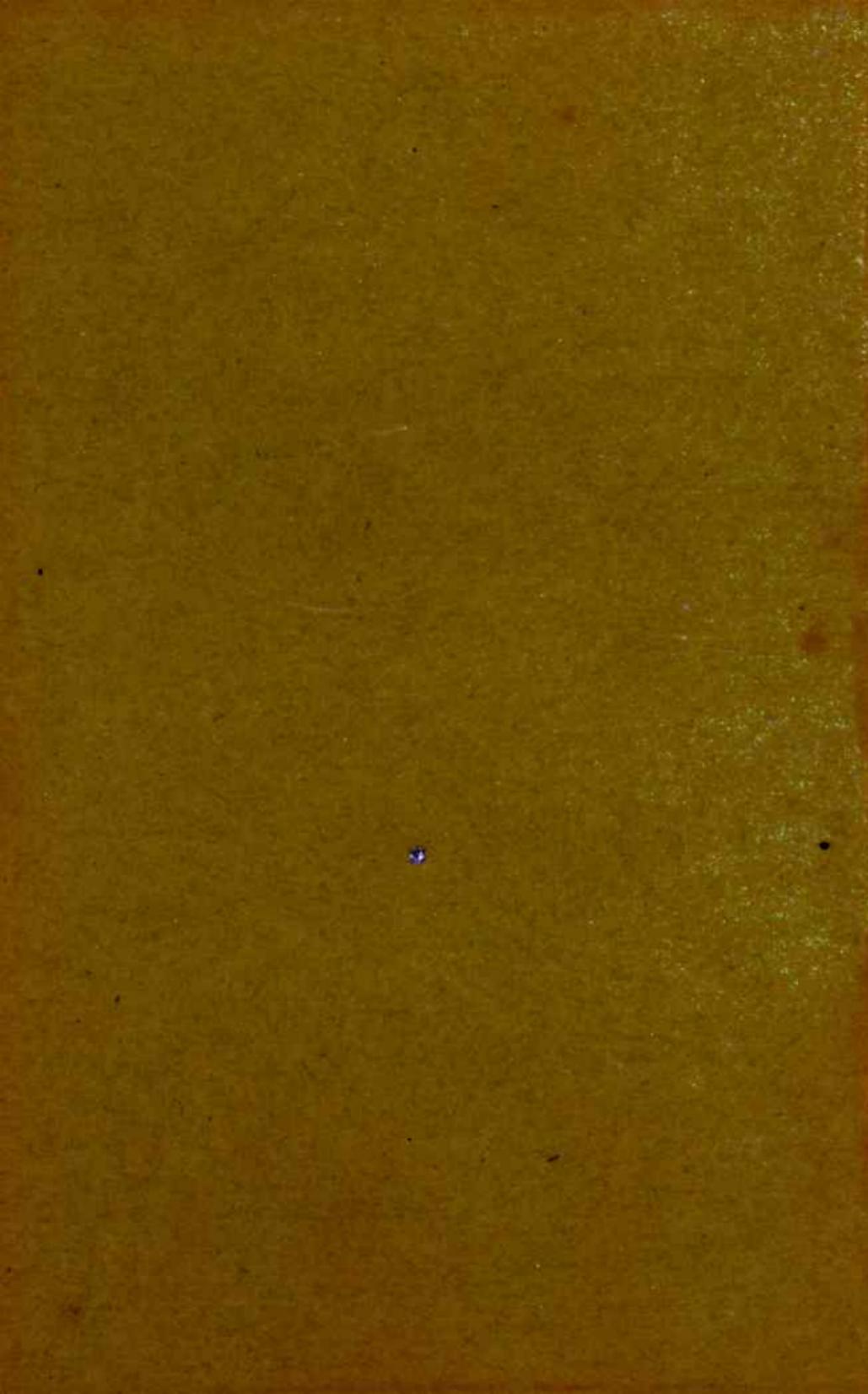
★ Maria Theresia ★



# Herzblut



Donauwörth  
Buchhandlung Ludwig Auer.



Ljelia Thomys

Zim. Geburtstag 1950

Rosa Albrecht

**PRACOWNIA ZŁOTNICZA**

Piotr Zimny

ul. Gdńska

(w budynku kuchni dla zwierząt)

48 - 100 GLUBCZYCE





# Herzblut

Dreigeschichten,  
die nur eine sind

Von  
maria müller.

Mit Buchschmuck von  
Karl Strathmann



Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer  
Pädagogische Stiftung Cassaneum  
Donauserrödn.

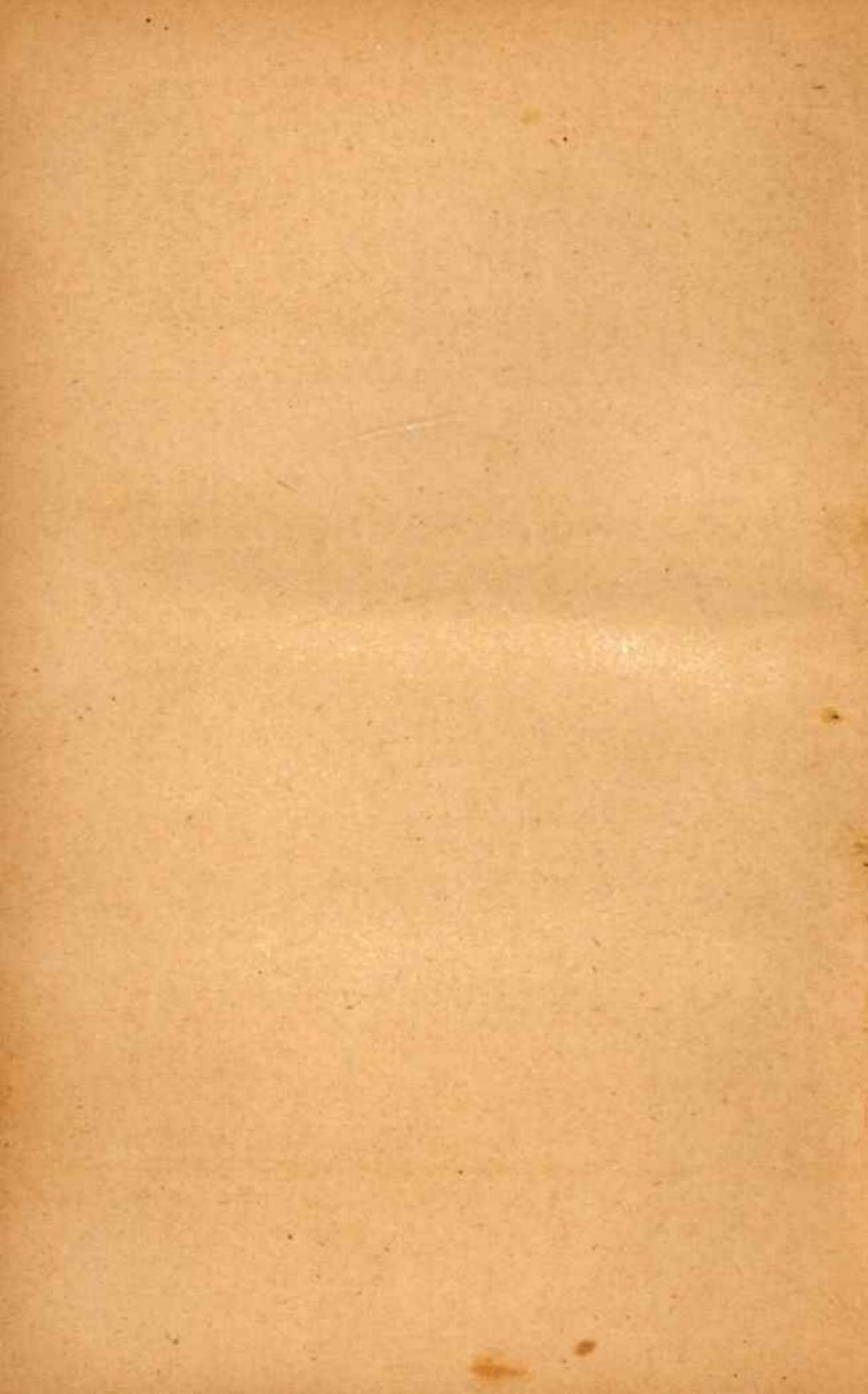
Zweite Auflage.

## Inhalt.

Das rosenrote Engelein . . . .	5
Karfreitagszauber . . . .	91
Maria Regina . . . .	167

Alle Rechte vorbehalten.

**Das rosenrote Engelein**





## Erstes Kapitel.

In den letzten Augusttagen des Jahres 1813 lief die alte Nandi des Kanzleirates Brunner wohl ein duzendmal durch die Sendlingergasse in München. Der graue Schal, den sie um der „Anständigkeit“ willen auch bei der größten Hitze trug, flatterte ganz aufgereggt um seine sonst so gefezte Besitzerin und ließ bei den leichten Hebungen, die ihm der Abendwind gestattete, bisweilen in dem blauen Perskleid und der tadellos weißen, starken Leinenschürze die wohlbestallte Herrschaftsköchin erkennen. Die Nandi kam allemal von der Fürstensefeldergasse hergesprungen und je mehr sie sich der Johanniskirche näherte, um so öfter fuhr sie mit ihrem karierten, großen Taschentuch über ihr schweißglänzendes Gesicht, um die lästigen Hizeperlen aus den fast zahllosen Runzeln desselben herauszuholen. Auch nach dem fürwitzigen Zöpflein griff sie immer wieder, das über der starken Eile aus dem wohl geformten „Achter“ aus Nandis Hinterhaupt hervorlugte.

Wenn aber von dem Sendlingertor her ein großes Rumpeln kam, dann wußte die Nandi nichts mehr von ihrem verheßten Aeußeren — sie sprang trotz ihrer 60 Jahre beinahe in Luftsäßen auf den „Stiefelwirt“ zu, um gewiß noch vor der gelben Postkutsche im Hofe zu sein.

Tagelang hatte sie die aussteigenden Reisenden vergeblich gemußtert und war dann wieder ebenso langsam abgezogen, als sie eilig gekommen war. Auch bei der dicken Bäckerin nebenan die sich einer besonderen Vertrautheit der Nandi

erfreuen konnte, hatte sie wohl zu einem kleinen Gespräch angehalten, das allemal mit einem Seufzer begann und mit einem Seufzer endigte. „In den jetzigen Zeiten ist das Reisen kein Kinderspiel,“ meinte sie in schwerer Nachdenklichkeit und fast jeden Tag hatte sie auch tatsächlich den Ankömmlingen irgendeine neue Schauernmär abgenommen. Die meisten waren ja Flüchtlinge aus dem Kriegsgebiet und sie hatten wohl schon alle möglichen Strapazen erlebt, bis sie zu Fuß oder mit den seltsamsten Reit- und Fahrgelegenheiten eine Poststation erreichten. Und wenn sie sich endlich in der Postkutsche wohlgeborgen glaubten, dann brach noch mitten in einem Walde ein Rad oder es gab eine ungemütliche Heße, um streunenden Trüpplein von Wege-lagerern glücklich zu entkommen.

All diese schnell vernommenen Schauergeschichten gab die Nandl an die dicke Bäckerin weiter, die mächtig mit dem Kopfe wackelte und unter fleißigem Händeringen nur immer das gleiche wiederholen konnte: „Meinze lieber Herrgott; meinze lieber Herrgott!“

Aber dann setzte die Nandl doch ihren Heimweg fort, weil ihr, wie sie regelmäßig mit dem Schlußseufzer ihrer kurzen Unterhaltung sagte, „die Frau Kanzleirätin in ihrer Ungewißheit daheim so leid tue“.

Einmal war Nandls Abendgang in die Sendlingergasse doch nicht umsonst gewesen. Im Hofe des Stiefelwirtes entstieg der gelben Kutsche neben einer vergrämten Frau mit ein paar kleinen, verschlafenen und verweinten Kindern und einem fremden Musikus auch ein zart gebautes Mädchen in Trauerkleidern: Regina Höfner, die verwaiste Nichte der Frau Kanzleirätin. Sie war es, die von der Nandl so sehnsüchtig erwartet wurde. Nandls gutes, ehrliches Gesicht rötete sich ganz unheimlich und die alten Hände zitterten merklich zu zittern an, als sie ihrem „Herzensregerl“, das sie schon als kleines Kind auf den Armen gewiegt, aus dem Wagen half. „Ja, Regerl, weil d' nur da bist,“ weinte und lachte sie immer wieder heraus, „weil d' nur endlich, endlich einmal da bist! Was haben wir Angst ausgestanden um dich!“

Regina umfing ihrerseits die treue Alte mit etwas müden, aber überaus freundlichen Blicken. Sie schüttelte im Verein mit Nandl ihre Kleider wieder in Ordnung, setzte den Hut, den sie der Bequemlichkeit wegen im Wagen abgelegt hatte, auf die braunen Zöpfe und drückte herzlich die dargebotenen Hände. „Wie geht's Onkel und Tante, Nandl?“ fragte sie rasch; „ich sehne mich recht nach ihnen.“

Nandl stotterte viel aufgeregtes Zeug hervor, aus dem Regina nur vernehmen konnte, daß es der Hauptsache nach gut gehe; aber der Onkel war eben im Bureau bis abends und die Tante konnte gerade infolge eines gichtischen Anfalls nicht ausgehen. Darum wollte die Nandl auch schnell zum Heimweg drängen. Aber Regina sah sich nochmals im Posthose um, wo denn der Musikus Maximilian Heiß hingekommen wäre, der mit ihr die ganze Fahrt gemacht hatte.

Sie fand ihn beim „Schwager“ stehen, den der Heimatlose gerade um ein günstiges Logis fragte, das für einen einfachen Junggesellen wohl passen könnte.

„Meister Heiß war mein Schutzengel in den schrecklichen Tagen seit Vaters Tod,“ sagte Regina mit großer Wärme, indem sie den etwa Vierzigjährigen mit ihrer Nandl bekannt machte.

„So, so,“ sagte die Nandl und dankte ihm, als hätte er ihr eigenes Kind behütet, „ich und die Herrschaft haben schon immer g'studiert, wer das wohl sein könnte, dem der selige Herr Vater unser Regerl noch anempfohlen hat. Werden schon zur Herrschaft hinkommen, daß Ihnen die Frau Kanzleirätin noch selber danken kann.“ Und sie machte Miene, den Musikus gleich mitzunehmen. Doch dieser lehnte bescheiden ab. Er müsse erst Quartier machen und sehen, wo er unterkomme. Da dies auch Regina ein Anliegen zu sein schien, hatte die Nandl fix einen Vorschlag zur Stelle. Die dicke Bäckerin nebenan, die Nandls besondere Freundin war, hatte eine gute Stube mit einem Alkoven daran zu vermieten, und ehe der Musikus, der in praktischen Dingen ein wenig schwerfällig war, recht wußte, wie ihm geschah, war der Kontrakt auch schon abgeschlossen. Er konnte leicht damit zufrieden sein, denn die Bäckerin hatte den Mietpreis

nicht nach der Haussteuer, sondern nach ihrem guten Herzen angelegt, und auch sonst mancherlei Hilfeleistungen in Aussicht gestellt.

Jetzt erst konnte auch Regina aufatmen; war Maximilian heiß auf der langen und beschwerlichen Reise von Sachsen her ihr ein gar treuer und überaus taktvoller Beschützer gewesen, zu dem sie aufschauen konnte wie zu einem väterlichen Freund, so war es ihr jetzt ein Herzensbedürfnis, ihm mit fraulicher Geschäftigkeit in seinen Nöten beizustehen.

Dann aber ging's trotz der Müdigkeit mit beflügelten Schritten der neuen Heimat zu. Der „Schwager“ war von Nandi beauftragt worden, den Koffer des jungen Fräuleins so bald als möglich in die Fürstengasse zu schaffen.

Die Frau Kanzleirätin saß in ihrem Lehnstuhl am Fenster und spähte den Ankömmlingen entgegen.

War das eine Begrüßung voll wehmütiger Zärtlichkeit!

Die gute, alte Dame hatte immer mit mütterlicher Treue über ihren jüngsten Bruder gewacht, dessen Waise sie jetzt in den Armen hielt.

Wie schwer war es ihr gefallen, als er sich nicht hindern ließ, sein musikalisches Können in den Dienst des Königs von Sachsen zu stellen, der bei seiner Hofoper in Dresden höhere Gehälter zahlte als der mehr sparsame Vater Max in München. Und sein Töchterlein, dem die Mutter schon in frühen Jahren gestorben war, hatte er trotz aller Gegenreden mitgenommen, denn ohne das Kind könne er nun einmal nicht leben, meinte er. Und tatsächlich war es ein Jahrzehnt lang gut gegangen. Der beliebte Tenor bekam eine hübsche Gage und konnte jedes Jahr ein nettes Sümmchen für seine Regina erübrigen. Die zwei hatten zusammengehalten wie treue Freunde. Der Vater wurde seinem Reginerl zuliebe ein Kind und Regina wurde dem Vater zuliebe ein sorgendes Hausmütterchen. Ja, noch mehr: Die Liebe zum Vater machte sie auch seelisch reif. Sie stand ihm als guter Kamerad zur Seite, sie dachte, fühlte mit ihm. All seine Pläne und Ideen vertraute er ihr an und sie wußte mit klugem Sinn auf alles einzugehen. Da waren zwei harte Schläge rasch nacheinander gekommen. Napoleon

war ein Nimmersatt und die Fürsten des Rheinbundes, zu denen ja auch der König von Sachsen gehörte, mußten folgen, wo er rief. Die Greuel des Krieges kehrten in Sachsen ein. Wie eine Hezjagd war's von Stadt zu Stadt; auch Herr Höfner mußte mit seiner Regina daran teilnehmen. Er wollte schon um des Kindes willen den sicheren Boden der alten Heimat gewinnen. Aber seine Gesundheit hielt nicht stand. Oefter als einmal mußte er haltmachen und ärztliche Pflege in Anspruch nehmen. Der Kriegslärm schwoll immer heftiger an, die Schlachten von Bauhen und Lüchow wurden geschlagen, aber der Todkranke konnte nimmer von der Stelle. Zum Glück waren Vater und Tochter auf ihren Kreuz- und Quersfahrten durchs Land mit Maximilian Heiß zusammengetroffen, der die Musikantenwallfahrt zum heiligen Johann Nepomuk nach Prag gemacht hatte und durch die Kriegsverhältnisse auch verschlagen worden war. Mit dem feinen Gefühl des Sterbenden hatte der Vater bald das biedere, verlässige Wesen des Mannes erkannt, dem er sein Kind anvertraute. Und so kam es, daß der wildfremde Maximilian Heiß in dem Siechenhaus eines sächsischen Dorfes mit Regina neben der Leiche des Vaters kniete und das weinende Mädchen mit dem Vater der Waisen tröstete. Draußen zogen schreiende Kosaken in wilden Haufen vorüber, einmal drangen sogar einige Freischärler in die Stube und suchten, was es da etwa zu plündern gäbe. Im Angesicht der Leiche machten sie fliehend kehrt. Die Stube war ja auch armselig genug, und zeigte deutliche Spuren davon, daß schon Kosakenhände darin gewühlt hatten.

Auf dem Dorffriedhof begruben sie den Vater. Ein fliehender Geistlicher erwies ihm den Liebesdienst. Auch Regina bekam noch ein Bildchen von ihm: die Schmerzensmutter vom Herzogspital in München. Sie wußte nicht, wie er dazu gekommen war, aber das gleiche war als ein Geschenk der Münchener Tante über ihrem Bett gehangen. Es schien ihr die alte Heimat mit der neuen zu verbinden. Das Bildchen strömte eine eigenartige Kraft aus. Sie preßte es an ihr wundes Herz und sah es oftmals lange an. Ein ganz wundersames Etwas zog ihr dabei durch den Sinn.

Das fast mädchenhaft zarte und doch so leiddurchwobene Antlitz der Gottesmutter hatte sie immer schon zu kindlicher Liebe und vertrauensvoller Hingabe aufgerufen. Aber jetzt schien es ihr noch mehr zu sagen. Jetzt rief es den jungfräulichen Stolz ihrer eigenen Mädchenseele wach. Sie trocknete ihre Tränen und meisterte ihren Schmerz, und Maximilian Heiß wollte es dünken, als müßte er sich vor der Hoheit ihrer reinen Natur tief zur Erde niederbeugen, wie sie ihn bat, ihr Reisebegleiter nach München zu werden.

So waren denn die beiden nach allen Mühsalen einer vieltägigen Postkutschenfahrt in München angekommen.

Die Nachricht von ihrer zu erwartenden Ankunft und dem Tode des Bruders war schon bedeutend früher bei der Frau Kanzleirätin eingetroffen.

Die gute Dame wollte vorerst die Nichte mit gar keinen Fragen quälen. Sie tat nur im Verein mit Nandl alles, um es ihr bequem und angenehm zu machen.

Als wenige Minuten nach 7 Uhr die Stiege des alten Hauses unter Onkels schweren Schritten stöhnte, da ging ihm Regina, schon frei von allem Reifestaub, im leichten Hauskleidchen entgegen und ihre immer wieder aufsteigenden Tränen wurden in der freundlichsten Weise getrocknet. Dann gab es einen kräftigen Abendimbiß, zu dem die Nandl einen frischen Trunk geholt hatte, und die drei Menschen, die da im Dämmern in der gemütlichen Wohnstube beisammen saßen, waren trotz allem glücklich, weil sie fühlten, daß sie sich recht lieb hatten. Lange wollte es freilich an diesem Tage nimmer gehen. Reginas Augen fielen immer wieder zu, noch ehe der Onkel seine bayerische Maß vertilgt hatte, und Nandl brachte einen großen Zinnleuchter mit einer Unschlittkerze darin, um „Fräulein Regerl“ — sie hatte nur in der ersten freudigen Aufwallung noch „Du“ zu ihr gesagt — in ihr Mädchenstüblein zu geleiten. Der Onkel ging zum Weihbrunnen an der Türe und machte seiner Nichte ein frommes Kreuz als Gute-Nacht-Wunsch auf die Stirne und die Tante sah selbst noch nach dem Rechten, obwohl sie nur schwer gehen konnte und sagte dem Mädchen

viel liebe Dinge ins Ohr, die sie mit einem herzlichen Kuß besiegelte.

Dann gingen die geblumten Vorhänge zu; nur schwach noch sah Regina von dem großen Haus, das gegenüberstand, ein hellglänzendes Licht herüberscheinen. Liebes und Leides trat noch einmal mit Geisterfittichen vor ihre müde Seele und deckte sie zu in einem langen, traumlosen Schlummer, aus dem sie weder der Morgengruß von den Liebfrauentürmen noch Nandls schlürfende Schritte am nächsten Tage weckten.

Es war heller Mittag, als sie die Augen aufschlug. Erst mußte sie wohl mit erstaunten Blicken die Tapete mit den merkwürdigen Pfauen und Papageien betrachten und sie wußte nicht recht, in welches Wunderland sie denn eigentlich geraten sei. Auch die schweren, polierten Möbelstücke mit den Messingbeschlägen waren ihr fremd und das freundliche rosa Bettzeug lag wie ein Rätsel vor ihr. Hatte sie etwa in einem vornehmen Hause auf der Flucht Unterkunft gefunden und im tiefen Schlaf darauf vergessen, daß sie nur ein Flüchtling war und kein Anrecht hatte auf Bett und Tisch? Sie besann sich mühsam, wo sie denn eigentlich sein könnte. Da sah sie über ihrem Bette das freundliche Bild der Schmerzensmutter vom Herzogspital. Und sie sandte ihren Morgengruß hinauf zu dem Bilde, nein, hinüber in die Ewigkeit. Dort fand sie den Vater der Waisen, sie fand auch ihren Vater, dessen treuer Geist sie gewiß liebend und sorgend umschwebte, und es überkam sie ein solcher Friede, daß sie, ohne sich mehr zu besinnen, in sanftem Hindämmern liegen blieb und noch weiter der Ruhe genoß. Erst als die Türe ihres Stübchens ein wenig knarrte, weil die Tante vorsorglich hereinschauen wollte, schrak sie auf und ward sich ordentlich klar. Dann schlang sie die Arme um den Hals der guten Frau, die sich zu ihr aufs Bett setzte und herzlich fragte, wie es ihr denn ginge nach den Strapazen der letzten Zeit. Und ebenso herzlich sagte Regina: Gut! Sie wollte es Onkel und Tante schon danken, daß sie der Heimatlosen, Vertriebenen eine friedliche Heimstätte öffneten.

## Zweites Kapitel.

Als Regina ins gemütliche Wohnzimmer trat, fand sie den Tisch schon gedeckt. Ein prächtiger Strauß von roten, blauen und weißen A stern stand darauf und vier Gedecke lagen bereit. Auf ihre erstaunte Frage, wer denn das vierte Glied der Familie wäre, hörte sie, daß der Onkel für heute einen Gast zu Tisch gebeten in Person ihres treuen Reisebegleiters. Wie dankte sie ihm für diese zarte Aufmerksamkeit. Während des Ankleidens waren doch ihre Gedanken schon wiederholt hinübergeflogen in die Sendlinger-gasse, wo Maximilian Heiß sicher recht dürftig leben mußte, denn sie hatte während der Reise hinlänglich beobachtet, daß er nur über sehr bescheidene Mittel verfügte. Nandl hatte Herrn Kanzleirat noch gestern abend, als Regina bereits schlief, über die Persönlichkeit des wandernden Musikus unterrichten müssen und hatte es nicht fehlen lassen, denselben im günstigsten Lichte hinzustellen. Er hatte ihr wirklich selber den besten und rechtschaffensten Eindruck gemacht und überdies wußte sie, daß ihr „Herzensregerl“, wie sie im stillen immer wieder sagte, sich doch gerne dankbar zeigen möchte. Darum war sie auch schon in aller Herrgottsfrühe, noch ehe der Herr Rat sein Frühstück brauchte, auf den Markt hinübergegangen und hatte bei ihrer Hoflieferantin aus Trudering die schönste Gans ausgewählt. Dann noch einen „Endivi“, der fast gar kein grünes Blatt hatte und Sellerie und großmächtige Eierpflaumen zum Kuchen! Den ganzen Markt war sie abgekommen bis hinunter zum Christophorus beim Rathausbogen, und wäre sie nicht die Nandl vom Herrn Kanzleirat gewesen, die da überall kostete und der keine Butter frisch und süß genug sein wollte, so wäre ihr vielleicht eine Handvoll Zwetschgen an den Kopf geflogen. Aber die Bauersleute wußten schon, mit wem sie 's zu tun hatten. Und das stolz erhobene Haupt der Nandl zog vielmehr die Wurfgeschosse von Fragen als von Zwetschgen auf sich. Hie und da warf sie dann auch ein

Bröcklein von ihren Neuigkeiten hin, daß die Nichte der Frau Kanzleirätin gekommen sei, die ein paar Schlachten mitgemacht habe! Es ging nämlich bei der Nandl nicht ganz genau her; wenn sie vom Krieg sprach, konnte sie die Ereignisse nicht so auseinanderhalten. Bei ihrer Freundin in der Sendlingergasse, die ihr noch frische Hefe zum Kuchen liefern mußte, brachte sie die Einladung für den Musikus an. Er würde schon kommen, meinte die dicke Bäckerin, „aber ein Mittagessen“, setzte sie fast beleidigt hinzu, „hätte er in meinem Hause auch bekommen.“

Mit dem Schlag 12 trat wirklich Maximilian Heiß ins Eckhaus der Fürstensefeldergasse. Er schüttelte und glättete im Hausflur an seinem dunkelblauen Bratenrock herum, der das vieltägige Kofferleben noch nicht verwunden zu haben schien, fuhr mit den Ärmeln über die silbernen Knöpfe, damit sie auch gewiß ordentlich blinkten und tastete immer wieder nach den weißen, gestärkten Zipfeln, die als Abschluß unter seiner hohen Halsbinde hervorlugten. Dann räusperte er sich in allen Tonarten, als gelte es den ersten Tenor bei der Hofoper zu erkräften.

Maximilian Heiß war sehr einfacher Natur. Als Kind eines schlichten Arbeiters hatte er nichts mit zur Welt gebracht, als ein braves Herz und eine reiche Begabung. Wenn er sich als biederem Mann erweisen konnte oder wenn er seiner Kunst dienen durfte, dann war er in seinem Element und kannte keine Scheu. Aber außerhalb dieses Elementes war er wie ein Fisch außer Wasser, zappelig und unsicher und voll Ungeduld, aus dem ungewohnten Kreise wieder herauszukommen. Das mag auch der Grund gewesen sein, warum er es mit fast vierzig Jahren noch zu keinem sicheren Einkommen gebracht hatte, denn die Leute fanden, daß man vor allem ein feines Auftreten haben müsse, wenn man etwa ihre Kinder bei Frau Musika einführen wollte. Es gab doch der welschen und französischen Künstler genug, die so scharmant zu parlieren verstanden, daß den jungen Dämchen das Herz fast davonsflog vor lauter Begeisterung. Das allerdings verstand Maximilian Heiß nicht. Bei ihm ging die Sprache immer gerade heraus und wenn ihm etwas

mißfiel, so konnte er nicht lange ein Hehl daraus machen. Das Fräulein da droben hatte ihm wohl noch keine Gelegenheit gegeben, ihr sein Mißfallen auszudrücken. Im Gegenteil. Er bewunderte an dem 16jährigen Mädchen im stillen die noble Art, wie es seinen Schmerz um den Vater trug und die volle Selbständigkeit, die es trotz der hilflosen Verlassenheit auf der ganzen Reise bekundet hatte. Und das war es auch, was ihm jetzt bei der Tischgesellschaft, der er mit ziemlicher Scheu entgegengesehen hatte, die Zunge löste. Er wußte mit so viel feinem Takt Reginas Verhalten zu schildern, daß der ohnehin gemüthliche Herr Kanzleirat ihm wohlgefällige Blicke zuwarf und Regina mehr als einen herzlichen Händedruck der Tante zu spüren bekam. Da konnte dann freilich auch das Mädchen nicht schweigen. Es drängte sie, ihren Beschützer bei Onkel und Tante gehörig zu Ehren zu bringen und sie erzählte, wie er einmal im Heu geschlafen, um ihr ein Zimmerchen zu sichern und wie er im Regen beim „Schwager“ auf dem Kutschbock gefessen, nur damit es im Wagen nicht zu eng sein sollte und wie er . . . Doch Maximilian Heiß ließ sie nicht weiter sprechen. Er war puterrot im Gesicht geworden und drohte sich an jedem Bissen zu verfangen. „Es war ja nur meine ganz einfache Menschenpflicht, Fräulein,“ stammelte er. Und der Onkel lachte schelmisch über seinem Gansfüßchen und meinte: „Laß den armen Mann jetzt essen, Regerl, kannst seine Verdienste ja in dein Tagebuch eintragen, denn ich weiß, daß du ein dankbares Gemüt hast und sie nicht vergessen willst.“

Regina dachte bei sich, daß es dazu keines Tagebuches bedürfe. Die Wohlthaten standen in ihrem Herzen eingeschrieben und sie kannte sich trotz ihrer Jugend bereits gut genug, um zu wissen, daß es für das, was da drinnen stand, bei ihr kein Auslöschchen geben konnte.

Das Gespräch ging dann auf andere Dinge über. Der Herr Kanzleirat wollte wissen, was der Musiker vom Kriege halte und als dieser äußerte, daß König Max von Bayern wohl auch bald gezwungen sein würde, aus dem Rheinbund auszutreten, konnte er diese Ansicht nur für sehr vernünftig

finden. Er selber habe im stillen schon überlegt, daß Bayern gegen Napoleon losziehen müsse, wenn anders ihm die Sache Deutschlands noch am Herzen liege. Aber auszusprechen hatte er das bisher noch nicht gewagt. Die Münchener hatten ein zu großes Vertrauen zu „Vater Max“, um ihm irgend etwas vorzuschreiben. Der tat ja alles mit einem Herzen voll Vaterliebe, da durfte keiner zweifeln, ob es auch das Rechte wäre.

Dann kamen sie auf die kriegerischen Ereignisse der letzten Zeit zu sprechen und die Nandl blieb mit offenem Munde samt ihrem Pflaumenkuchen stehen, wo sie stand, um ja kein Wort von den interessanten Berichten zu verlieren. Maximilian Heiß war auf seiner Wanderschaft noch mit Theodor Körner zusammengetroffen und hatte ihm und seinen Leuten gerne eine Melodie zu dessen feurigen Liedern geschenkt. Die Kunde von Körners Tod war noch nicht nach München gedrungen. So erzählte denn Maximilian Heiß, was er unterwegs vernommen: „Der edle Sänger und wackere Streiter hatte noch am 25. August, da er abends mit Kameraden in einem großen Saale eines mecklenburgischen Gasthofes rastete, ein neues Lied in sein Notizbuch eingeschrieben und es gleich nach einer bekannten Melodie vorgesungen. Bei dem „Hurra, hurra, hurra“, das sich nach jeder Strophe wiederholte, hatte die ganze Gesellschaft schon begeistert eingestimmt und am nächsten Morgen, da sie ins Feuer kommen sollten, sangen es bereits alle auswendig. Körner sprengte auf seinem Schimmel allen voran, auf ein Wäldchen zu, in welchem der Feind versteckt lag. Wohl wurde Appell geblasen, aber die begeistertesten Leute hörten nichts mehr davon. Sie stürmten vorwärts, vorwärts. Da gaben die Feinde Feuer und Körner sank zu Tode getroffen von seinem Schimmel. Er war im Steigbügel hängen geblieben und wäre von dem rasenden Gaul wohl noch geschleift worden, wenn nicht sein Kamerad Helfrich den Sterbenden in die Arme genommen hätte. Er sagte dem Freunde nur noch mit einem Ton, als hätte es kaum etwas zu bedeuten: „Da hab' ich auch eins!“ Dann war er tot.“ —

Maximilian Heiß war über seiner Erzählung selber in

hellichte Begeisterung gekommen. Als hätte er auf seine Umgebung gänzlich vergessen, sang er zum Abschluß noch vor sich hin:

„Und sollt' ich einst beim Siegeseinzug fehlen,  
So weinet nicht, beneidet mir mein Glück . . .“

Da stellte denn die Mandl endlich ihren Kuchen auf den Tisch, aber ehe sie das Zimmer wieder verließ, warf sie noch bedeutungsvolle Blicke auf die Laute, die zu ihrem Schmerz seit alten Zeiten unbenützt an der Wand hing. Und der Blick sprang wie ein elektrischer Funke auf die Tischgesellschaft, sodaß sich Maximilian Heiß bald von allen Seiten bestürmt sah, ihnen doch eines der begeisterten Körnerlieder zu singen. Er ließ sich nicht lange bitten, das Eis war ja schon gebrochen, und so nahm er denn die handgeschmückte Laute und sang ohne Noten das Sterbelied, das sich der wackere Mann gedichtet:

Du Schwert an meiner Linken,  
Was soll dein heit'res Blinken?  
Schaust mich so freundlich an,  
Hab' meine Freude dran. Hurra, hurra, hurra!

Mich trägt ein wackerer Reiter,  
Darum blink' ich auch so heiter,  
Bin freien Mannes Wehr,  
Das freut dem Schwerte sehr. Hurra, hurra, hurra!

Nun laßt das Liedchen klingen,  
Daß hell die Funken springen,  
Der Hochzeitmorgen graut,  
Hurra der Eisenbraut. Hurra, hurra, hurra!

Der Herr Kanzleirat klatschte Beifall, die Frauen aber wischten an ihren Tränen. Die „eiserne Zeit“ hatte mit dem Körnerlied in ihre trauliche Stube geschaut. Für die Frau Kanzleirätin und die alte Mandl war sie etwas bisher noch nicht Gesehenes, für Regina aber konnte das Lied nur das wohlthuende Empfinden ihrer jetzigen Lage mehr hervorheben. Es war ihr immer noch wie ein glücklicher Traum, daß sie nicht mehr gehezt und gejagt sein sollte und daß es auf der Gasse drunten so friedlich, ja selbst fröhlich herging.

Und doch wollte sie schon wieder aufschrecken, als die Hausglocke ertönte. Maximilian Heiß ließ sich nimmer halten. Er hatte eben noch gesagt, daß er jetzt in München bleibe und sehen wolle, wie er durch Musikstunden seinen Unterhalt fände und Herr Kanzleirat hatte ihm das Versprechen abgenommen, zur Erinnerung an seine Reise mit Regina von nun an jeden Sonntag sein Tischgast zu sein. Das war recht gemütlich und herzlich angeboten und ebenso angenommen worden. Aber wenn jetzt etwa noch ein Besuch käme, so wollte er sich doch lieber empfehlen, meinte der Musikus, und draußen war er mit Gruß und Dank, ehe man recht wußte, wie.

Der eingeläutete Besuch war indessen nur ein junges Mädchen, das dem Herrn Kanzleirat seine Aufwartung machen wollte aus Dankbarkeit für einen Gefallen, den er ihr erwiesen. „Die Franziska ist es,“ rief dieser von der guten Stube ins Wohnzimmer herüber, „gelt, Frau, die führ' ich zu euch hinein, wenn auch der Tisch noch gedeckt ist!“ Und an beiden Händen zog er das über und über erglühende Mädchen im rosa Staatskleid in die Wohnstube. Sie hatte eine höfliche Dankrede zusammengesezt, aber sie brach nun in Tränen aus und sagte in ihrer freudigen Aufregung nur ein übers anderemal: „Er ist es jetzt, der Franz, Kanzlist ist er geworden und 600 Gulden bekommt er, und ich möchte Ihnen danken für die Fürsprache.“ Da mußte die Tante der erstaunten Regina schon etwas nachhelfen. „Franziska v. Schweller“, sagte sie, „ist unsere liebe Nachbarin von der Rosengasse drüben. In ihrem elterlichen Haus ist vor Jahren ein Unglück geschehen. Eine Dienstmagd hat im Zorn eine andere zu Tode gewürgt und hätte aus Strafe dafür selber das Leben lassen sollen. Aber ihr blinder Vater wäre dadurch seiner einzigen Stütze beraubt worden, wenn nicht ein braver Mann“ — dabei blickte sie ein wenig schelmisch zu Fräulein v. Schweller hinüber — „von seiner Not gehört und mit ihm einen Fußfall vor dem König gemacht hätte. So hat er für die Magd einen Freispruch erwirkt.“

Regina sah noch immer fragend nach dem Zusammen-

hang zwischen dem blinden Vater und dem braven Mann und dem rosa Staatskleid da aus, das sich von den erregten Fingern seiner Trägerin alles gefallen lassen mußte. Aber wie Franziska selber mit feurigen Worten von dem Kniefall erzählte und dabei auch den „braven Mann“ in rosa Farben kleidete, da ging ihr schon ein kleines Licht auf. „Und der Franz ist eben auch so geschickt und tüchtig wie kein zweiter, das sagen alle, die ihn kennen,“ ereiferte sich das junge Mädchen weiter, „er verdient schon seit vielen Jahren das Brot für seine Mutter und Geschwister und hat darum das Studium aufgegeben, das er so lieb gehabt hat. Und im Bureau hat er den Lithographen ihre Kunst abgelernt, die sie streng geheim halten wollten, und weil er in der Physik und Chemie so tüchtig war, hat er ihnen dann sogar noch helfen können; der Meister Senefelder hat ihn selber dafür gelobt.“

„Nun ja,“ unterbrach der Herr Kanzleirat freundlich die Lobeshymne, „und jetzt ist der Franz also ein wohlbestallter Kanzlist bei der königlichen Zentralstiftungskasse in München und bezieht ein Jahresgehalt von 600 Gulden. Damit wird's sich nun bald leben lassen, Kleine, wie?“ lachte er und hob das nun wieder züchtig gesenkte Köpfchen ein wenig in die Höhe.

Franziska ergriff seine biedere Hand, drückte einen Kuß darauf und hauchte verschämt: „Drum freut's mich ja so unendlich und den Franz auch, und ich wollte fragen, wann er kommen und sich bei Ihnen bedanken darf für Ihre Verwendung.“

„Ist gar nicht nötig,“ wehrte der gute Herr ab, „laßt nur das mit dem Bedanken, dein Gabelsberger hat den Posten längst verdient. Aber wenn er mich einmal besuchen will, so freut's mich schon. Ich muß jetzt ins Amt. Behüt' Gott Kinder; unterhaltet euch gut!“

Franziska war nur um einige Jahre älter als Regina und da diese selber über ihre Jahre reif und verständig war, fanden sich die beiden jungen Mädchen bald zusammen und die Tante schlug vor, daß sie ein wenig miteinander durch die Stadt gehen sollen. Die freudestrahlende Franziska

war mit Vergnügen dazu bereit, sie hätte ohnehin die ganze Welt umarmen und jedem Menschen etwas Liebes antun mögen. So gingen sie denn mitſammen hinüber in die Schwellersche Behausung, wo die neue Freundin vorgestellt und die Erlaubnis der Eltern zum kleinen Spaziergang erholt wurde. Sie hatten sich nach Mädchenart bald gar viel zu ſagen. Und wie ſie ſo Arm in Arm durch den „ſchönen Turm“ und in die Röhrnſpeckhergasse hinübergekommen waren, da zog Franziska die neue Vertraute noch in ein altes, verwittertes Kirchlein hinein, in dem ein jahrhundertlanges Lichterbrennen die Wände beruht hatte, das aber trotzdem oder gerade deswegen ſo traulich zur Andacht lud. Ein vielſtimmiges Beten durchzog den kleinen Raum. Kopf an Kopf war die Menge um den blumengeschmückten und lichterstrahlenden Altar gedrängt: „Bitt' für uns; bitt' für uns; bitt' für uns!“ Es ging eben die Abendlitanei zu Ende. Regina ſah auf zum Altar. Da ſtand in Lebensgröße vor ihr das wundertätige Gnadenbild der Schmerzsmutter vom Herzogſpital.

Mit einem Schlag war das Heimweh nach dem Vater wieder erwacht. Sie ſank auf die Kniee und ſchluchzte in ihre vorgehaltenen Hände, daß die Tränen wie Bächlein durch die Finger glitten. Es mußte ja kommen, ſie hatte zu viel erlebt. Aber je länger ſie ſo kniete, um ſo ruhiger wurde ſie. Sie ſchaute wieder auf zum lieblichen Antliß der Gottesmutter und dachte an das zarte Wunder, das ihr der Vater noch davon berichtete: „Sie hat einem, der vertrauensvoll zu ihr gebetet, mit den Augen nach oben gedeutet.“

Geschah dasſelbe Wunder jetzt auch für ſie?

Wohl blieb das Bild ſtumm und unbeweglich auf ſeinem Blumenthron, aber Reginas Seele war doch davon nach oben gezogen worden wie durch ein liebes Gnadenwunder. Sie wollte dem Vater die ewige Ruhe nicht neiden, ſie wollte zufrieden ſein mit ihrem Loſ und Gott dafür danken, ja, ſie wollte ihn noch recht herzlich bitten, aus der neuen Heimat für ſie eine Straße zum Himmel zu bauen.

### Drittes Kapitel.

**R**egina verwand die Erlebnisse der letzten Monate in Wirklichkeit nicht so rasch, als es auf den ersten Blick den Anschein haben mochte. Sie war nur durch das alleinige Zusammensein mit dem Vater an eine frauliche Selbstbeherrschung gewöhnt und hatte auf der langen Reise in der geheimnisvollen Zwiesprache, die alle unschuldigen Herzen mit den Engeln Gottes halten, neuerdings erfahren, daß die Zurückhaltung auch in Schmerz und Verlassenheit den stillen Tempel des jungfräulichen Heiligtums wie mit einer Schutzmauer umgibt.

So erleichtert sie darum auch jeden Morgen wieder in ihrem Jungfernstüblein in der Fürstensefeldergasse aufwachte und Gott dankte, daß ihr Schifflein nunmehr in einen ruhigen Hafen eingelaufen war, so bittere Tränen konnte sie beim abendlichen Gebete vor ihrem Kreuzbilde vergießen über die Stürme, die schon so frühe an ihrem jungen Lebensbaum gerüttelt und ihn um manche Blütenpracht, die sie selber noch kaum gekannt hatte, ärmer gemacht.

Diese abendlichen Tränen waren es auch, die ihrem jetzigen stillen Tagewerk ein eigenes Gepräge gaben. Wo andere Mädchen ihres Alters sinn- und gedankenlos vorübergingen, da wußte Regina mit dem scharfen Blick der Leidgewohnten stehen zu bleiben, zu denken und wenn's immer ging, auch zu helfen.

Nein, nicht die abendlichen Tränen allein taten das. Wenn sie so voll unergründlicher Wehmut und Trauer die Nacht über sich hereinbrechen ließ und selbst alle frommen Trostgedanken wie kalte Sternlein nur ferne am Himmel leuchteten, dann huschte doch plötzlich ein rosenrotes Etwas an ihrem Bette vorüber und lächelte ein wenig schelmisch. Und dann kam es wieder und nickte und dann saß es mit einem Male auf ihrer Decke, nein, an ihrem Ohr oder auch mitten drinnen in ihrem Herzen. Das Mädchen lag alsdann noch lange mit offenen Augen da und lächelte selber. Die letzten

Tränlein wurden weggewischt, das letzte Seufzerlein verhaucht.

„Glaube, er leidet Not,“ hatte das rosenrote Engelein oder was es sonst war, zuerst gesagt. „Sagen tut er's ja nicht, weil er zu stolz dazu ist.“

„Meinst du,“ fragte dann wohl Regina erschrockenen Herzens dazu, „wirklich Not?“

Das Rosenrote war ein kluger Schelm. „Du kannst ihm helfen, Regina,“ sagte es.

„Ich?“

Und Regina fuhr unruhig mit dem Kopfe auf dem Kissen herum, daß die Zöpfe flogen. Sie wollte nicht schlafen jetzt, es war doch schön, wach zu sein und Pläne zu schmieden.

Ja freilich, sie mußte ihm helfen, gerade sie, der er so viel Gutes erwiesen!

So kam es, daß eines Tages, da der Onkel leichtthin sagte: „Mädchen, vielleicht wäre es ganz gut, wenn du wieder ein wenig Musik treiben würdest,“ Regina unerwartet schnell und freudig ja dazu sagte. Als dann der Sonntagsgast im blauen Bratenrock wieder angerückt kam, da wurde ihm gleich die Sache vorgetragen. Es schien ja selbstverständlich, daß er den Unterricht übernehmen wollte. Aber für den bescheidenen Künstler war das nicht so selbstverständlich. Er gebrauchte sogar allerhand Ausflüchte, sodas es fast scheinen wollte, als hätte er keine Zeit dafür. Schließlich kam es doch über die ehrliche deutsche Zunge, daß sein Können ja noch gar nicht erwiesen sei und er meinte sogar, sein Nachbar von der Sendlingergasse, der alte Daleji, der ihm schräg gegenüber wohne, der wäre weit mehr berufen, dem Fräulein einen guten Unterricht zu geben. Dort war ja schon der Mozart ein- und ausgegangen und unter den zahlreichen Schülern, die er jetzt dort singen und geigen und flöten hörte, sei einer, der sich Karl Maria v. Weber nennt und von dem sich die Leute erzählen, daß er gerade selber schon eine Oper schreibt, obwohl er kaum 13 Jahre alt sein soll. Sogar von den fünf anmutigen Töchtern des Daleji wußte Maximilian Heiß etwas zu berichten, weil er meinte, Regina könne vielleicht an

dem Umgang gutes Gefallen finden und mit den musikalischen Fräuleins zusammen eine angenehme, heitere Jugend bekommen. Aber all sein guter Wille, sich schlecht und andere schön zu machen, half nichts. Der Herr Kanzleirat fand, daß er sein musikalisches Können dann eben jetzt erweisen solle und Regina, nun ja, sie fand, daß man doch auch glauben könne, ohne zu hören und zu sehen. Und weil Franziskas braver Gabelsberger selber ein großer Musiker vor dem Herrn war, der allsonntags in der Augustinerkirche draußen vor dem „schönen Turm“ unter Meister Ett und Schmid seine schöne Stimme zu Gottes Ehre erschallen ließ und daheim bei Laute und Guitarre die heiteren Lieder seines zufriedenen Lebens sang, darum war auch seine Braut gerne bereit, das Tafelklavier, das sie in ihrer Kindheit etwas schlecht behandelt, wieder neuerdings zu Ehren zu bringen. Es wurde also ausgemacht, daß die beiden Mädchen zusammen Stunden nehmen sollten. Sie freuten sich immer darauf und wetteiferten im Ueben der Tonleitern und Kadenzen, sodaß Maximilian Heiß mit seinen Schülerinnen zufrieden sein konnte.

Aber Regina war damit noch nicht zufrieden. Nandi hatte im Gespräch mit der Bäckerin herausgebracht, daß der Musiker unheimlich viel Brot brauche, was zu erweisen schien, daß sein übriger Tisch nicht allzu reich bestellt war. Man hörte ihn zwar fleißig geigen und flöten und sogar singen, aber es ging alles einstimmig und machte nicht den Eindruck, als ob es etwas anderes hinterlassen würde, denn einen leeren Magen.

Auch von eiligen Gängen im Bratenrock wußte die Bäckerin, die doch von Geschäfts wegen fleißig an der Türe stehen mußte, zu berichten, von denen der Musiker meist recht niedergeschlagen und mit wehmütigen Blicken nach dem „Valesihaus“ wieder zurückkehrte. „Er hat halt nicht das nötige Zeug, meinze lieber Herrgott, da muß einer frech sein heutigen Tags, wenn er etwas erreichen will,“ philosophierte die Bäckerin jedesmal am Schluß und die Nandi brachte ihrem Herzensregerl, das so gerne von Maximilian Heiß erzählen hörte, getreulich Wort für Wort nach Hause.

Da tat Regina kurz entschlossen einen Schritt, der für Jüngerlein ihres Alters und Standes gerade nicht leicht war. Aber das rosenrote Engelein ging mit ihr, wenn es auch keiner dem ernstesten Mädchen in Trauerkleidern ansehen konnte und wenn sie es auch vielleicht selber am wenigsten ahnte, daß sie eine solch holde Begleitung hatte.

Die zwei gingen denn miteinander durch die Sendlinger-gasse, beteten in der Johanniskirche ein frommes Sprüchlein und stiegen dann mit einigem Herzklopfen die wackelige Treppe hinauf, über die schon mancher steigen mußte, der es zu Ruhm und Kunst hatte bringen wollen.

Sreilich, ehe sie in das „Bernrieder Klosterhaus“ — so hieß das Dalejshaus im Volksmund immer noch, weil es der Abtei Bernried lange Zeit hindurch gehört hatte — eingebogen waren, Regina und das rosenrote Engelein, da hatten sie miteinander einen flüchtigen, aber doch recht scharfen Blick zum ersten Stockwerk des Bäckerhauses hinaufgeschickt. Gesehen hatten sie ja wohl dabei nichts, aber geglaubt dafür um so mehr.

Regina mußte all ihren Atem zusammennehmen, als sie vor der Gattertüre stand, auf welcher ein Messingschild den Namen Hansel Walleshauser trug. Sollte sie doch irre gegangen sein? Man hatte ihr doch Dalejis Wohnung genau bezeichnet. Sie zog am Glockenstrang, und kaum hatte das Ungetüm ausgebimmelt, als auch schon eine nicht sehr einladende Stimme hörbar wurde: „Was ist denn schon wieder?“ Und dahinter tauchte eine Gestalt auf — oberbayerischer Bauernschlag, — nun ja, der Hansel Walleshauser konnte das schon sein. Regina trug bescheiden ihren Wunsch vor, daß sie zum Herrn Daleji möchte. Der Angeredete schob langsam und schwerfällig den hölzernen Riegel zurück, der die Wohnung von der Stiege her abgeschlossen hatte, nahm ziemlich umständlich eine Priese und sagte dann mit einem Anflug von echtem Münchener Humor: „Da könnt' sich einer mit schönster Manier selber verleugnen.“ Aber allmählich wurde er ein wenig freundlicher, sah mit gutmütigen Aeuglein in das erschrockene Mädchengesicht und sagte: „Also, zum Daleji möchte das schöne Kind? Will's am Ende gar

singen lernen?“ Und dabei zog er die ängstlich Widerstrebende in die vordere Stube, drückte sie auf einen niederen Sessel und meinte gemüthlich: „Na also, was denn?“

Regina, die herzklopfend die Gewalttat hatte über sich ergehen lassen, stotterte nochmals: „Zum Herrn Daleji würde ich bitten.“

Jetzt fing der Behäbige zu lachen an. „Noch nicht verstanden, Kindchen? Daleji ist ja nur mein Theatername, den ich mir als Kammerlänger seiner hochseligen Durchlaucht beigelegt habe; in Wirklichkeit heiße ich wie mein Vater, Gott hab' ihn selig, der Schulmeister von Unterattenkofen, auch geheißten hat, Hansel Walleshauser.“

Das war keine geringe Ueberraschung für Regina. Aber das rosenrote Engelein war gar findig und ließ sie nicht lange verschmaufen. „Dann komme ich ja gerade recht,“ sagte es ihr ein wenig schnippisch vor, „weil ich den Herrn Daleji für einen Kollegen und den Herrn Walleshauser für einen Landsmann um etwas bitten möchte.“

Und mit einer Unbefangenheit, über die sie sich bei jedem neuen Wort, das so leicht und selbstverständlich über ihre Lippen kam, selber wundern mußte, sprach sie von dem verschämten Künstler Maximilian Heiß, der hungern und darben müsse, weil er keine Stunden aufzutreiben wußte.

Der alte Daleji nahm mehr als eine Priese und benieste Reginas Worte mit echt oberbayerischem Nachdruck. Er hatte verstanden, daß er von seinem Ueberfluß etwas hergeben sollte und war gar nicht böse darüber.

Im Nebenzimmer hörte man ein heftiges Kinderweinen. „Das ist mein Jüngstes,“ sagte der Alte wie zur Entschuldigung, „es braucht erst eingewöhnen.“ Wenn er es Enkelkind genannt hätte, so hätte Regina begriffen, aber so? Sie sah den Graukopf ein wenig mißtrauisch an, was er ihr da für ein Märchen erzähle.

„Das ist in der Nachbarschaft gelegt worden, das Würmerl,“ sagte er darauf mit einem auffallend weichen Ton, „unsere Urtschi hat's uns lehthin heimgebracht.“ Er schien gar nichts Besonderes dabei zu finden, daß der Fremdling jetzt bei ihm in Kost und Pflege blieb.

„Ist nur hart dafür,“ sagte er gutmütig weiter, „wenn's einmal doch hören muß, daß wir die rechten Eltern nicht sind.“

Bei diesen Worten tat das rosenrote Engelein beinahe einen Freudensprung. Schnell lernte es der Regina noch einen feinen Nachsatz an: „Da der Meister Daleji-Walleshauser doch so ein nobler Menschenfreund ist, wird er wohl auch die Bitte verstehen, daß die Wohlthat, die er dem Maximilian Heiß zuzuwenden gedenke, durchaus keiner Wohlthat gleichsehen dürste; auch Reginas Name sollte bei dem Geschäft gewiß nicht genannt werden, ganz gewiß nicht.“

Der alte Daleji schlug sich aufs Knie, daß es nur so patschte. „Pohtausend, Jüngferlein,“ lachte er vergnügt, „will keine Indiskretion begehen und nicht fragen, was das alles für Bewandnisse hat, aber da muß sich der Daleji ordentlich zusammennehmen, daß er es auch fein genug machen kann.“

Regina war nun doch trotz des Engeleins selber rot geworden. „Er hat mich nach meines Vaters Tod von Sachsen bis hierher gebracht, das möchte ich ihm danken,“ sagte sie ernst und wehmütig.

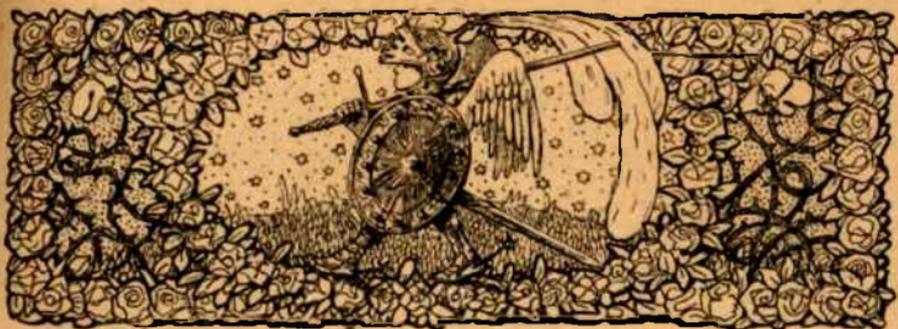
Der Kammerjänger wischte sich die Feuchtigkeit aus dem Bart, die ihm irgendwie bei diesen Worten hineingeraten sein mußte. Dann zwinkerte er mit den freundlichen Augenlein und rief: „Ich hab's! Geh' gleich heute abend noch selber hinüber, so bresthaft als ich mit meiner ganzen Wachligkeit bin und sag' dem jungen Meister, er möchte mir doch den Gefallen tun und mich ein wenig von den Quälgeistern befreien, die partout das Singen lernen wollen. Ich tät's ihm gerne danken und mich in der Nachbarschaft dran freuen, daß ich alter Mann jetzt auch ein wenig verschmaufen kann... ist's so recht?“ Ganz vergnügt über seinen Einfall meckerte er wie ein Geißlein dazu.

Und ob's Regina recht war?

Sie sprudelte an Dankesworten hervor, was sie nur aus dem übergelassenen Herzen herausbrachte, lachte und weinte und ließ sich ebenso gutwillig wieder zu der Gattertüre hinausdrehen, als sie sich unwillig hatte hereinführen lassen.

Von den Ihrigen unbemerkt, hoffte sie ihr Haus wieder zu erreichen.

Sie hatte die Rechnung ohne die Nandl gemacht. Die kaufte gerade frische Brezeln bei der Bäckerin. Ihre treuen Augen hatten das Regerl schnell erspäht, aber ehe sie darüber ihre Verwunderung ausdrücken konnte, sah sie auch den Daleji, auf einen Stock gestützt, zum Bäckerhaus herüberhumpeln. Richtig, der ging in das erste Stockwerk hinauf! Sie sagte nichts darüber, aber während sie mit ihren Brezeln wieder heimwärts schlürfte, hatte sie wie auch an allen folgenden Tagen nur den einen breiten und langen Fragegedanken: „Ob das nur die Dankbarkeit ist?“



#### Viertes Kapitel.

Schon in den ersten Oktobertagen hatten die scharfen Augen des rosenroten Engeleins am Maximilian Heiß eine Veränderung beobachtet. Zwar hatte er in den letzten Wochen mit ständig steigender, freudiger Genugtuung von den angenehmen Folgen erzählt, die der wunderbare Besuch des alten Daleji für ihn gewesen. Seine Zeit war jetzt richtig ausgefüllt und die Einnahme, wenn auch nicht glänzend, so doch hinreichend. Die liebsten und schönsten Stunden der ganzen Woche waren aber immer noch die in der Fürstengasse. Hatte auch Franziska v. Schweller nur mäßige Erfolge aufzuweisen, so ging es bei Regina um so schneller vorwärts. Da tat nicht nur das angeborene Musiktalent mit, da war auch eine Seele im Spiel — vielleicht war es die Seele des rosenroten Engeleins! — die Maximilian Heiß manchmal verstohlene Tränen in die Augen trieb. Auch sein eigenes musikalisches Können, oder noch besser, sein musikalisches Wollen fühlte er von ihr verstanden wie von sonst niemand. Wenn andere seine Virtuosität rühmten, so schwieg sie stille, aber nicht aus Mangel an Verständnis, sondern offensichtlich mehr deswegen, weil ihr ein ausgesprochenes Lob so beleidigend klein und elend vorkam. Ja, wenn Franziska, was bisweilen eintraf, im elterlichen Hause beschäftigt war, etwa in des Vaters Schreibstube, — denn er besaß ein großes Tuchgeschäft — dann ließ Maximilian Heiß sogar die Uebungsstücke fallen und spielte auswendig

den einen oder anderen Satz einer eigenen Komposition. Die Frau Rätin schnitt dann wohl gerade in der Küche das Weißbrot zum „Künstlerkaffee“ und der schüchterne Meister faßte sich ein Herz und sagte mit einigem Erröten: „Jetzt urteilen Sie, Fräulein, ob das etwas ist.“

Dann sprach auch Regina, sie lobte nicht, aber sie besprach alles, den Gedanken, die steigende und abnehmende Tonfülle, den eindrucksvollen Uebergang von kurzen Dissonanzen zu immer reicher entwickelten harmonischen Lautmalereien. Ein solch eingehendes Verständnis war ihm wertvoller als ein höfliches Lob. Wenn Nandl dann etwa des kühlen Herbsttages wegen vom Vorplatz aus ein paar Buchenklöße in den großen Kachelofen des Wohnzimmers steckte und mit einem merkwürdigen Tonfall „Aha“ in die Glut hineinsagte, dann kam wohl plötzlich das rosenrote Engelein auf sie zugeflogen und legte ihr sachte den Finger auf den Mund. Und die Nandl lachte und dachte: ich schweig' schon!

Aber in den Oktobertagen war kein solches Zwischenspiel mehr vorgekommen. Ja, es wollte Regina sogar dünken, als griffe ihr Lehrer selber manchmal ein wenig falsch oder doch unsicher in die Tasten und als sähe er über die Noten hinweg in eine unbestimmte Ferne.

Wie mag diese Ferne beschaffen sein? Sie getraute sich nicht, ihm in die weitsichtigen Augen zu schauen, aber sie fühlte etwas wie Begeisterung und Trauer zugleich aus seinem Wesen heraus. Nachdenklich hatte sie das oft gemacht.

Am Kirchweihsonntag war es, da sprachen Onkel und Meister heiß wieder vom Krieg. Regina hätte so gerne darauf vergessen wollen. Was so eisern klang, schnitt ihr in die Seele.

Aber heute war Maximilian heiß schon mit einer eigenartigen Bewegung ins Zimmer getreten. „Es ist unterzeichnet,“ rief er aus, „der König ist aus dem Rheinbund ausgetreten.“ — „Ja, Gott sei Dank,“ sagte der alte Rat, „der Napoleon hätte es uns gar zu bunt gemacht.“

Damit wollte sich der alte Herr zu einem gemütlichen Politisieren an der Kirchweihstafel niederlassen. Maximilian

Heiß hatte die Stuhllehne krampfhaft mit beiden Händen gefaßt und Regina, die ihm gegenüber an dem frischen Herbststrauß ordnete, fing wieder einen von den merkwürdigen Fernblicken im Vorübergleiten auf. Die Angst rüttelte gewaltig an ihrem Herzen und Blutwellen schossen mit unglaublicher Geschwindigkeit durch ihre Wangen.

Maximilian Heiß zog aus seiner Brusttasche die neueste Nummer der „Münchener politischen Zeitung“, die er sich in der Schertelschen Druckerei im Färbergraben hinten geholt hatte und bot sie dem Herrn Kanzleirat dar.

„Bin gestern noch in Söhring gewesen, um mir eine Zeitung zu kaufen, da war ein Aufruf von dem Freiherrn v. Stein drinnen gestanden, aber heute getraut sich das Münchener Blatt selber schon zu werben gegen Napoleon.“

„Na, und, Freund, was soll die Aufregung?“ fragte der Rat dazwischen, dem des Meisters außergewöhnliches Benehmen auffiel.

„Aufregung? Ach nein,“ meinte dieser scheinbar leichtthin, ließ sich an seinem Platz nieder und sprach von allerhand, von vielem sogar — man hatte ihn kaum je so gesprächig gesehen, — nur nicht vom Rheinbund und dem Napoleon. Selbst als ein weiterer Kirchweihgast, der junge Gabelsberger, den der alte, freundliche Kanzleirat der Beförderung zu Ehren heute geladen hatte, von dem traurigen Ende seines guten Bruders Joseph auf den russischen Eisfeldern erzählte, wollte Maximilian Heiß nimmer ins Kriegsgespräch hineinfinden. Freilich auch nicht recht in die Teller und Schüsseln hinein. Er, der sonst den guten Appetit einer ganzen Woche für den Sonntag aufgespart zu haben schien, kam heute vor lauter Gesprächseifer kaum dazu, ein paar Bissen zum Munde zu führen.

Regina war froh, daß sie vom Krieg nichts mehr hören mußte. Ob's für oder gegen Napoleon ging, war ihr eigentlich so ziemlich einerlei. Sogar die etwas ausführlichen Reden Gabelsbergers über die interessanten Studien, die er an den Lithographentafeln machte, gefielen ihr besser als das Kriegsgespräch. Sie pries im stillen ihre Freundin Franziska glücklich, die einen so eigenartig geschickten Bräu-

tigam besaß. Aufmerksam hörte sie ihm zu, wie er ihr erklärte, daß diese verkehrten Schriftbilder ihm die Schwerefälligkeit und Umständlichkeit der deutschen Schrift recht zum Bewußtsein gebracht, und daß er manchmal meine, ein einziger Teilzug eines Buchstaben könne genau so gut den Zweck erfüllen, wie der ganze Buchstabe. Und das schwächliche Herrlein mit dem klugen, fleißigen Gesicht und den mädchenhaft zarten, schmalen Händen zog ein Blättchen Papier aus der Rocktasche und malte in erstaunlicher Geschwindigkeit und Schönheit allerhand Buchstaben darauf: „b“, sagte er, „könnte vielleicht auch so aussehen — dabei strich er Zweidrittel des Zeichens ab und schrieb „b“ und für ein „b“ würde auch schon die untere Schlinge genügen. Schade, daß man so viel Zeit mit Ueberflüssigem verliert!“

Regina wußte nicht recht, was das alles bedeuten sollte; für die zehn Briefe, die sie vielleicht in ihrem Leben geschrieben, hatte das Abc ihres alten Schulmeisters noch die besten Dienste getan. Aber sie begriff, daß der Mann da mit seinen sonderbaren Ideen weiter schaue als ihr kurzer Mädchenverstand und sie neigte sich in fast demütiger Bewunderung vor ihm.

Ueber diesen kleinen Experimenten mit ihrem Tischnachbarn hatte sie gar nicht bemerkt, daß Maximilian heiß schon zum Aufbruch drängte. Jetzt stand er vor ihr, bot ihr herzlich die Rechte und sagte: „Leben Sie wohl, Fräulein Regina!“

So hatte er noch nie gesagt.

Von jäher Röte übergossen sah sie ihm in die feucht schimmernden Augen.

Da sagte er hastig: „Ich muß heute noch fort, — gegen Napoleon; leben Sie wohl!“

Er war gegangen.

Während Reginas Unterhaltung mit dem jungen Gabelsberger hatte er die alten Leute gebeten, ihn ruhig und schnell gehen zu lassen.

Gabelsberger steckte das Zettelchen mit den abgekürzten Buchstaben wieder in die Tasche und sagte: „In Gottes Namen!“

Er wußte nicht, wie tief die Wunde war, die der Abschied geschlagen; aber er wußte als gläubiger Mann, daß dieses Wort ein gutes Pflaster auf alle Wunden ist.

Regina sprach keine Silbe. Sie war ganz blaß geworden und saß unbeweglich stille da.

Auch Onkel und Tante schwiegen.

Die Stille lag wie ein Alp auf den Gemütern.

Da steckte Nandl den Kopf zur Türe herein und sagte: „Ob das Fräulein nicht ein wenig herauskommen könnte!“

Regina stand auf und ging hinaus. Sie lächelte sogar ein ganz klein wenig dazu; sie war's ja so gewöhnt, sich zu beherrschen.

Nandl stand draußen und schob sie in ihr Zimmerchen hinein. „Hab' nur wollen, daß Sie allein sein können jetzt,“ sagte sie, fuhr mit dem Schurzzipfel über die Augen und verschwand.

Ja, allein sein!

Regina stand mitten in ihrem Zimmer mit verschlungenen Händen. Sie mußte doch erst allmählich alles begreifen. Aus war es also jetzt wieder mit dem Frieden für sie. Es fiel ihr zwar nicht ein, daß die schönen Stunden, auf die sie sich so sehr gefreut, schon vorüber sein sollten, ehe sie noch richtig begonnen, daß sie die liebe Nähe ihres Beschützers nimmer genießen dürfe; es lag ihr nur ein Punkt klar vor Augen und dieser hieß Maximilian Heiß. Er im Krieg, er in Gefahr. Und dieser Punkt rollte gleich einer ständig anwachsenden Lawine durch ihren Geist; sie dachte an dessen eben einsetzendes Glück, an den kommenden Ruhm, von dem sie so gerne für ihn geträumt hatte, an sein seliges Aufgehen in der Musik, alles, was ihre dankbare Liebe für ihn gehofft, sollte das vorüber sein mit einem Schlag? Sie dachte an die Greuelbilder der Verwüstung, die sie noch vor zwei Monaten mit eigenen Augen geschaut, an die zerlumpten und abgeschundenen Soldaten, die von unerhörten Strapazen zu unerhörten Strapazen getrieben wurden. Einer von diesen sollte Maximilian Heiß, der deutsche Musiker, werden? Ihr Herz krampfte sich zusammen, sie wollte das Bild verschrecken, aber die Schreie der Verwundeten aus

den Hospitälern, an denen sie auf ihrer Flucht vorübergekommen, wurden wieder laut in ihren Ohren; der Heldenfriedhof bei Bauzen stand wieder vor ihren Augen und sie mußte wieder an Gabelsbergers Wort von heute mittag denken: „Mein Bruder Joseph war einer von den 30 000, die voriges Jahr im russischen Schnee erfroren sind.“

Sie sah Wunden und Tod auf ihren Beschützer lauern und entsetzte sich.

Nein, und nochmals nein, das kann, das darf nicht sein!

Tränen stürzten ihr aus den Augen, sie lief im Zimmer herum und wußte nicht, was sie wollte, ob sie fror oder glühte.

Dann riß sie Hut und Umschlagtuch aus dem doppelthürigen Kleiderkasten und eilte auf die Straße.

Drunten vor dem Hause stand der Onkel mit dem jungen Gabelsberger. „Wir wollen ihm nochmals Lebewohl sagen, Mädchen,“ nickte ihr der alte Herr zu, „und du?“

Er sah, wie verstört sie war und machte Miene, mit ihr zurückzukehren. Aber die alte Selbstbeherrschung kam ihr wieder zustatten, sie grüßte freundlich und sagte: „Ich gehe ein wenig ins Herzogspital!“ Dahin konnte er sie gehen lassen.

Indessen hatten sich die Kriegsfreiwilligen bei der Hauptwache am Marienplatz versammelt. Ein alter Wachtmeister und einige königliche Werbeoffiziere rüsteten die Leute, die gegen Napoleon ziehen wollten um des Vaterlandes willen, mit dem Nötigen aus und gaben ihnen die ersten militärischen Weisungen. In einem Sammellager vor der Stadt sollten sie alles Weitere erfahren.

Es gab nimmer viel Zeit zum Händeschütteln und Grüßeauftragen. Und es war gut so.

Schon kurz darauf zog das Trüpplein, von seinen Offizieren begleitet, um die Ecke des Marienplatzes, die Kaufinger-Gasse hinauf zum Karlstor. An allen Fenstern standen die Frauen und Mädchen mit wehenden Tüchlein und bunte Afternsterne fielen zu Hunderten auf die Freiheitskämpfer. Mit dem letzten Körnerlied zogen sie schwer bepackt ihre harte Straße.

Regina kniete wieder mit vorgehaltenen Händen auf der steinernen Stufe vor dem Altar der Herzogspitalskirche. Es waren kaum ein paar Beter da, der schöne Sonntag und die abziehenden Soldaten hatten die Leute angelockt. Auch stille war es, daß man eine einsame Fliege summen hörte. Durch die halb offenstehende Türe zogen die schräg auf-fallenden Sonnenstrahlen des scheidenden Herbsttages.

Und noch etwas kam herein: Von der klaren Luft getragen kamen kräftige Männerstimmen, über denen ein prächtiger Tenor zu schweben schien, ins Heiligtum und legten sich wie Abschiedsgrüße dem weinenden Mädchen zu Füßen.

Regina hörchte auf. Jetzt konnte sie es ganz deutlich hören:

Nun laßt das Liedchen klingen,  
Daß hell die Funken springen,  
Der Hochzeitmorgen graut,  
Hurra! der Eisenbraut.

Die letzten Hurrarufe verzitterten in der Ferne.

Eine neue Kraft war mit dem Lied über Regina gekommen. Sie hob den Kopf und sah wieder in das liebe Anlich der Gottesmutter, das auch heute sein Wunder wirkte.

Der Blick nach oben war frei.

Ein bedrängtes Vaterland, ein treuer König hatten gerufen. Wie hätte der Beschützer in ihrer Not, wie hätte der Held ihrer Seele sich da feig verbergen sollen?

Regina wischte an ihren Tränen. Ach, daß sie doch diese dummen Mädchentränen nie geweint! Daß sie so klein gewesen, während er so groß gedacht!

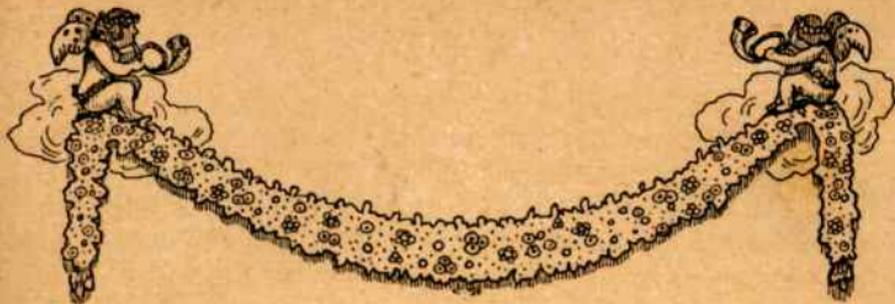
Aber jetzt! Stahl und Eisen will sie tragen, wie es dem deutschen Mädchen ziemt.

„Du weißt's,“ sagte sie abschiednehmend zum Altar hinauf, „und ich darf doch wieder kommen, wenn's nimmer gehen will? Erhalt' auch ihm den Blick nach oben!“

Als sie die Kirche verließ, legte Franziska v. Schweller sachte den Arm auf den ihren. Ihr Gabelsberger hatte sie hierher geschickt. Dankbar drückte Regina der Freundin die Hand. Sie lächelte wieder mit noch etwas zitternden

Lippen. Dann besahen sie miteinander die farbigen Kriegsbilder, die in der Schertelschen Druckerei von der „Münchener politischen Zeitung“ ausgestellt waren und Regina ließ dabei die brennenden Augen von der Abendluft kühlen, bis ihr Franziska vor dem Haustor an der Fürstenfeldergasse schließlich versicherte: „Man merkt fast gar nimmer, daß du geweint hast.“

Dann stieg sie die Treppe hinauf mit dem rosenroten Engelein, das einen Eisenpanzer trug.



## Fünftes Kapitel.

Am 19. Oktober war eine große Unruhe und Bewegung in München. Es wußte ja niemand etwas Bestimmtes, aber es ging das Gerücht, daß der Napoleon getäuscht und von drei Seiten angegriffen werden solle. Bei Leipzig müsse es sein, meinten alle verständigen Leute. Und wirklich, schon einen Tag darauf hatte das große Brett, das vor der Schertelschen Druckerei angebracht war, einen ganz besonderen Anschlag und von der Hauptwache aus wurde mit Trompetenstößen eine schaurig-frohe Kunde verbreitet: Die größte Schlacht der Weltgeschichte war geschlagen worden, Blut war in Strömen geflossen — auch bayerisches und stammverwandtes Heldenblut — aber der Napoleon war getroffen. Mit den zerstückelten Ueberresten seines ehemaligen Riesenheeres hatte er fliehen müssen. Und die Deutschen, die ein großes, freies, starkes Vaterland haben wollten, waren ihm jetzt auf den Fersen, hinauf an den Rhein, hinüber nach Frankreich.

Das Schwellersche Tuchgeschäft in der Rosengasse wußte kaum die Kunden zu bedienen, die da von allen Teilen der Stadt um Fahnenstoffe und rotgoldene Freudentücher kamen.

Auch der alte Kanzleirat Brunner hatte angeordnet, daß seine Fenster geschmückt werden sollten, aber schwerer war es Regina noch nie gefallen, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie hatte ja ihr Vaterland aufrichtig lieb und war bereit, ihm auch Opfer zu bringen, aber solange sie im ungewissen

über das Schicksal ihres Beschützers leben mußte, war doch die Angst immer obenauf in ihrer Seele. War er dabei gewesen? Hatte er in elf Tagen das Ziel erreicht und lag jetzt vielleicht schon als blutige Leiche an einem Elbeufer? Oder lag er auf einer Schütte Stroh und wand sich in Schmerzen? Oder saß er müde und verlassen irgendwo unter freiem Himmel und sah zu den Sternen auf, die jetzt auch auf das geschmückte München heruntergrüßen? Und dachte er an sie? Und wie?

Tausend solcher Fragen stürmten auf Regina ein, wenn sie bei einer Handarbeit neben der Tante saß, oder am Abend im offenen Fenster ihres Stübchens lag und in die Nacht hinaus sah.

Sie war immer gut und freundlich, sie beherrschte ihre Stimmung und aus einer gewissen Scheu, das sonderbare Etwas, das da ihre Brust seit Wochen so unruhig machte, zu verbergen, sprach sie auch mit keiner Seele von Maximilian heiß.

Die Tante schüttelte den Kopf und sagte: „So geht's nicht weiter. Das Kind wird hier in Frieden und Ruhe blässer und schmäler als es auf der Flucht durchs Kriegsgebiet gewesen.“ Und die gute Frau machte sich auf und ging, so oft es ihre Kräfte erlaubten, mit Regina durch die Stadt, besah mit ihr die Auslagekästen der Wachszieher und Leinwandhändler, die oft viele schöne Sächelchen herzuzeigen hatten, führte sie auch in die Kirchen und zu bekannten Münchener Familien, oder wenn das Wetter noch besonders herbstlich schön war, dann wandelten sie wohl zusammen mit dem Herrn Rat und Reginas Freundin Franziska hinaus durch die hintere und vordere Schwabinger Gasse in die Gartenstadt, wo die Münchener, denen der verstorbene Kurfürst ihre Landhäuser noch gelassen hatte, eben das Spalierobst einheimsten und die zierlichen Blumenbeete mit Strohmatte und Tannenreisern zudeckten. Die meisten dieser prächtigen Sommersitze waren freilich dem neu angelegten englischen Garten zum Opfer gefallen. Wie herrlich ließ sich darin lustwandeln, wenn die Bäume mit ihren Herbstfarben ein eigenartiges Stimmungsbild schufen. Aber wenn auch Regina

die frische Luft und Bewegung und auch die freundliche Unterhaltung recht wohlthuend empfand, helfen konnte ihr das alles doch nur wenig. Sie konnte eben trotz allem kaum das Ende des Spazierganges erwarten, um im Vorübergehen an der Hauptwache eine Kriegsbotschaft zu erfahren oder, wenn das gar nicht glücken wollte, dann kam sie vielleicht noch bei einem Abendbesuch im Herzogspital an der „Münchener politischen Zeitung“ vorüber und konnte den neuesten Anschlag auf dem hölzernen Brett lesen. Wie verfolgte sie dann zu Hause auf dem kleinen Kärtchen, das der Onkel für gewöhnlich zusammengelegt in der Brusttasche trug, den Lauf des Rheins und studierte mit ihm, wie weit die Verfolger jetzt etwa schon gekommen sein könnten. Es war ihr immer, als hänge ein Stücklein ihres Herzens an dieser Karte, die in ziemlich unbeholfenen Strichen die Gegend zeichnete, in der Maximilian Heiß jetzt vielleicht weilen würde. Ach, dieses Vielleicht!

Diese entsetzliche Ungewißheit! Es fiel Regina gar nicht ein, auf einen Brief zu warten, denn Briefe waren schon in Friedenszeit ein förmliches Wunder. Aber wenn sie einen Soldaten gehen sah, dann entstanden in ihrem Mädchenherzen wohl die abenteuerlichsten Pläne, wie sie diesem näherkommen und ihn fragen könnte, ob er zu den bayerischen Freiwilligen gehörte und nicht etwa einen gewissen Maximilian Heiß kenne. Aber die Verhältnisse waren schon danach eingerichtet, daß Regina keinen fremden Soldaten ansprechen konnte; die Schicklichkeit war eine unübersteigbare Mauer und schließlich mußte sie sich doch selber eingestehen, daß es wahrscheinlich auch gar nichts genützt hätte.

Ueber diesen Sorgen und Kummernissen war es Neujahr geworden. Das Weihnachtsfest war heuer stiller verklungen als gewöhnlich, die Kriegsnot sah eben allmählich doch auf allen Seiten ins Land herein und wenn auch noch jedes Haus seine Lebzelten hatte und seine Krippe baute, so fehlte dafür in vielen Familien ein Glied, das sein Gloria irgendwo im fernen Frankreich unter Mühsal und Beschwerden singen mußte. Und statt des Freudenengels der Weihnacht, der sonst freundliche Grüße von Haus zu Haus trug in Form

von tausend Nettigkeiten, die geschickten Frauenhänden entsprungen waren, kam die Liste des Königs, der für das bedrängte Vaterland um Mittel warb.

Regina hatte am Weihnachtsfeste wieder mehr Heimweh nach ihrem Vater verspürt. Sie mußte immer an die Krippe denken mit dem zarten wächsernen Jesulein, die sie in Dresden nach altem Münchener Brauch jedes Jahr aufbaute und die dann von all ihren Bekannten als eine Merkwürdigkeit bestaunt worden war. Am Heiligen Abend aber stand sie allein mit dem Vater dabei und sang mit ihm das schöne alte Hirtenlied: „O Kindelein zart, dein Kripplein ist hart!“ Und ganz unversehens hatte das Kindelein eine Gabe für sie in den wächsernen Fingerchen: Einmal ein goldenes Kettlein, das sie mit des Vaters Bild am Halse trug oder den schönen Ring mit dem funkelnden Rubin, ein andermal war vor der Krippe das Poesiebuch in Schweinsleder mit dem schöngemalten Titelblatt gelegen und einmal, ja, richtig, die Schatulle, die man verschließen konnte. „Da kannst du deine Geheimnisse einsperren,“ hatte der Vater so freundlich lächelnd dazu gesagt. Ach, die Schatulle war mit samt den Geheimnissen in Dresden geblieben, vielleicht zertrümmert, vielleicht auch längst der Besitz einer Fremden. Nur Ring und Kettlein hatte sie noch aus jener Zeit. Und aus der neuen? Nichts, das ihr lieb wäre, als ihr Geheimnis: ihr rosenrotes Engelein. Ach, hätte sie doch das in eine Schatulle sperren können! Aber das war ein kleiner Kobold, der nicht einmal in ihrem Herzen verschlossen bleiben wollte, sondern oft recht zur Unzeit auf Reginas Schultern saß und ihr ganzes Wesen niederdrückte. Natürlich, er trug ja einen Eisenpanzer!

Mit dieser Last auf den Schultern führte der Kanzleirat seine Nichte am Neujahrstag zum alten Geistlichen Rat Westenrieder in die Liebfrauengasse hinüber. Es war im Brunnerschen Hause ein Herkommen, daß man dem würdigen geistlichen Herrn persönlich seine Glückwünsche überbrachte.

Schon auf dem Wege dorthin hatte der Onkel Regina aufmerksam gemacht, daß der Herr Geistliche Rat bisweilen im Sprechen gehindert sei, denn er litte schon seit Jahr-

zehnten an einer der grausamsten Krankheiten, die es gibt, am Kinnbackenkrampf. Mit einigem Bangen war Regina deswegen die breite, aber ein wenig wackelige Treppe hinaufgestiegen und hatte der lebensgroßen Schmerzensmutter, die da mit dem Leichnam ihres Sohnes im Schoße an einer Biegung derselben saß, ein Gebetlein zugeflüstert. Junge Menschenkinder haben doch immer eine Scheu vor dem Leide.

Aber wie sie den freundlichen alten Herrn sah, hatte sie gar schnell auf alle Scheu vergessen. Der konnte ja gut sein mit ihr wie ein Vater. Sie hatte sich unter dem gelehrten Geschichtschreiber, dessen Werke der Onkel in seinem Bücherschrank stehen hatte, nur etwas sehr Trockenes, Weltabgekehrtes vorgestellt. Aber jetzt sah sie, daß der Mann nicht nur in die Bücher, sondern auch in die Menschenherzen hineingesehen hatte und selbst, als es ihm einmal während des Gespräches die Muskeln im Krampf anspannte und das Gesicht ein wenig verzerrte, sah nebenbei aus seinen klugen, freundlichen Augen nur Güte und Verstehen fremder Not heraus. „Hat unser Kind da noch Freude am Lernen?“ forschte er in gewinnender, väterlicher Weise und als Regina und der Onkel zusammen ein wenig verlegen schienen um die Antwort, fing er an vom Segen der geistigen Beschäftigung zu sprechen, die in der jetzigen, freudenarmen Zeit so wichtig sei. „Müssen nicht etwa glauben, Kindchen, daß der alte Bücherwurm die Tugenden der Hausfrau nicht zu schätzen wußte – bewahre! Ginge mir schlecht genug, wenn meine Margret draußen die Töpfe mit Gelehrtheit füllen wollte, aber ich meine, so neben dem Nähen und Kochen könnte doch ein bißchen Aus- und Umschau nach anderen Schicksalen, wie sie z. B. die Geschichte nahelegt, recht gut tun.“ Er schlürfte dabei mit seinen großen Filzschuhen zu einem Bücherbrett, das neben seinem Schreibtisch hing und nahm einen stattlichen Doppelband der „Geschichte von Bayern“ für die Jugend und das Volk, daraus hervor. Schon wollte er anfangen, darin zu blättern und eine besonders interessante Stelle aufschlagen, und der Kanzleirat setzte sich bereits fester in den graubezogenen

Lehnstuhl hinein, weil er wußte, daß dieses Blättern für gewöhnlich der Anfang zu einem längeren Vortrag über „Geschichte im allgemeinen und bayerische Geschichte im besonderen“ bedeutete. Aber der unzertrennliche Gefährte des geistlichen Herrn, der häßliche Krampf, war wieder zur Stelle und unterbrach den Redefluß, der sich auf den Auen seiner Erinnerungen angesammelt hatte. Der Herr Geistliche Rat pflegte während der grausamen Folter wieder in die Augen seines Gegenüber zu schauen und aus diesem sah ihm eine Seele entgegen, die halb Kind war und halb Frau und die darum ihr unaussprechliches Leid auch in doppeltem Sinn zu tragen hatte. Er war ja gar hellsehig in diesen Augenblicken des Schmerzes, der gute alte Herr!

„Heidi, der tausend, da fällt mir aber etwas ein,“ sagte er gleich wieder ganz heiter, „drüben beim „Donis!“ im dritten Stock wohnt die ehemalige Obermeisterin der Pensionärinnen bei den Englischen Fräulein, ein Fräulein Klaudia, seit der Vater Staat die guten Klosterfräulein nimmer hat brauchen können. Hat eine elende Pension von 200 Gulden, davon sie leben soll; wie wär's, Herr Kanzleirat, wenn das Nichtchen bei ihr ein wenig Französisch und Italiano treiben würde? Käme ihr zustatten und die gute Seele hätte dadurch ein kleines Einkommen.“

Und ob der Herr Kanzleirat wollte! „Schnurstracks auf dem Heimweg würden sie dort vorstellig werden, denn“ — Regina durfte inzwischen bei der Margret draußen auf einem Zinnteller den selbsterfundenen Pfefferkuchen ausprobieren — „meine Frau und ich, wir haben eben nie mit einem Kinde gelebt, weil's unserem Knäblein schon mit drei Monaten bei Sankt Stephan draußen besser gefallen wollte als in der himmelblauen Wiege drinnen,“ sagte er weicher als es gewöhnlich seine Art war, „und auf junge Leute muß man sich verstehen.“

Fräulein Klaudia verstand sich freilich auf junge Leute. Jahrzehntelang hatte sie die Münchener Töchter unter den Händen gehabt; sie kannte jede Falte eines jugendlichen Gemütes und dazu war ihr in ihrer sonstigen Kurzsichtigkeit nicht etwa die große Erfindung des jungen Meisters

Frauenhofer zustatten gekommen, sondern vor allem die strenge Selbstzucht verbunden mit Güte, die bei den Englischen Fräulein immer zu Hause war. Das hatte der kluge Herr Kanzleirat schnell herausgefunden, wenn Fräulein Klaudia auch ihr eigenes persönliches Geschick totzuschweigen verstand. Sie war eine stattliche Frau in reifen Jahren. Auf dem Haupte trug sie ein kleines schwarzes Spitzentüchlein statt des Schleiers, im übrigen aber das faltige Klostergewand mit einem weiß gestärkten Krägelschen und ebensolchen Aermelstreifen. So sah sie eigentlich recht vornehm aus, wiewohl ihr Stüblein außer dem Vorhangbett nur ein paar ganz schlichte Möbelstücke aufwies.

Regina fühlte sich gleich zu ihr hingezogen — anders als zur Tante und der guten Mandl, anders auch als zu ihrer Freundin Franziska; sie wußte auch mit einem Schlag, daß sie da hier oben nicht nur Französisch Sprechen und das Italienische weiter kennen lernen würde, wie Fräulein Klaudia mit dem Onkel abmachte, sondern daß sie hier in diesem Stüblein unter den klugen, mütterlichen Augen der Klosterfrau ohne Schleier ihr schweres Geheimnis abladen und einschließen wollte. Und noch am Abend des Neujahrtages, da Regina nach der Abmachung allein hinaufkommen und ihre Bücher zur Durchsicht mitbringen sollte, da war auf die erste Frage von Fräulein Klaudia die schwere Zunge gelöst worden. Das Fräulein hatte mit ihren schlanken, weißen Fingern die zuckende Hand des Mädchens umschlossen und so saßen sie beieinander im Dämmern und sahen hinunter auf den Marienplatz, wo eine aufgeregte Menge den neuesten Berichten lauschte, daß der Napoleon wieder ein Heer von 70 000 Mann aufgebracht und die Deutschen neuerdings stellen wollte. Regina hatte Tränen in den Augen, wie die Klosterfrau auf ihre begeisterte Schilderung von Maximilian heiß recht schlicht und einfach fragte: „Du liebst ihn also, Regina?“ Sie fing zu schluchzen an und ließ sich von dem Fräulein ganz nahe heranziehen und sagte über und über errötend: „Ja!“ Und das rosenrote Engelein, mit dem Eisenpanzer, das bisher so schüchtern in der Ecke gestanden hatte, erhob sich

auf einmal und steckte sein holdes Gesichtlein zwischen die zwei flüsternden Frauen.

Es war kein Geheimnis mehr da.

Hatte sie unrecht getan? Mit geheimer Angst sah sie zu der Klosterfrau auf, die sie so geradeaus zu einem Geständnis gebracht hatte. War es eigentlich nichts zum Genieren und Rotwerden, wenn man einen Mann so innig liebte, daß darüber das ganze Wesen aus den Sugen zu gehen drohte?

Horch, war das die Klosterfrau, die da von Liebe sprach? Das Schönste sei die Liebe im Himmel und auf Erden, sagte sie, und auch das Stärkste. Und je mehr die Dämmerung einfiel, um so beredter wurde Fräulein Klaudia zum Preis der Liebe.

Sie erzählte von den Heldinnen der Heimat, die mit der echten, starken Frauenliebe als Siegerinnen im Kampfe des Lebens hervorgegangen, sie erzählte von den Heldinnen, die von der englischen Insel herübergekommen waren ins deutsche Land und auch um ihrer Liebe willen — dabei griff Fräulein Klaudia nach dem Kreuzlein ihres Rosenkranzes — viel erduldet, alles geopfert hatten.

Und Regina mußte unwillkürlich denken, daß die Frau aus adeligem Hause, die da mit kurzen Haaren und in ärmlichem Kleide vor ihr saß, auch einmal um „ihrer Liebe willen“ ein Leben voll Entbehrungen auf sich genommen und sie erschauerte innerlich vor der Höhe des kleinen Wörtleins „Liebe“.

„Und du, Regina,“ sagte Fräulein Klaudia weiter und zündete dabei ein winziges Oellämpchen an, das wie ein kleiner freundlicher Stern in der Stube stand, „du mußt sie heilig halten, deine Liebe. Leg' sie in die offene Wunde des Heilandes hinein und pfleg' sie dort. Da lebt sie keusch und rein und darf vom Herzblut des Erlösers trinken, daß sie treu und stark wird. Und wenn du sie selber nähren willst, dann gib auch von deinem Herzblut dazu und bringe Opfer.“

Regina sah fragend zu der Klosterfrau auf.

„Opfer fürs Vaterland, dem dein Geliebter jetzt gehört.“

Als Regina an diesem Abend nach Hause kam, war etwas Unerhörtes geschehen. Ein Bote hatte ein zusammengefaltetes Blättchen von Maximilian Heiß gebracht, darauf er „den unvergeßlichen Lieben in München“ einen Neujahrsgruß sandte und mit wenigen Worten meldete, daß er wohl dank ihrer treuen Fürbitte immer noch wohlauf und gesund sei. Auch ein Extragruß an Regina stand dabei, den sonst zwar niemand lesen konnte, als sie selber; es waren die von seiner Hand geschriebenen Noten zum letzten Körnerlied.

Am nächsten Morgen ging Regina ins Rathhaus hinüber und legte das Kettlein und den goldenen Ring auf den Altar des Vaterlandes.

Im Herzogspital aber legte sie in die klaffende Herzenswunde des Gekreuzigten ihre Liebe hinein.

Und das rosenrote Engelein flatterte hinauf zum Kreuze und blieb unter den steinernen Gestalten, als wäre es eine von ihnen.

## Sechstes Kapitel.

Zwei Jahre weilte Regina nun in München. Es war ein regnerischer Augusttag 1815, als sie, mit der Füllung von kleinen Kissen beschäftigt, in der Rosengasse bei ihrer Freundin Franziska saß, die ein verschlungenes S. S. in ihre farbigen Wäschestücke zeichnete. Die Aussteuer hätte demnach nimmer langen Aufschub des Hochzeitstages bedingt. Eine große Truhe voll der schönsten und solidesten Wäsche hatte das fleißige Mädchen im Laufe der Jahre mühselig Stücklein für Stücklein mit der Hand gefertigt, und die feinen, weißen Baumwollstrümpfe, an denen in jeder freien Minute eine Runde gestrickt worden war, lagen duzendweise mit blauen Bändchen verschnürt dabei. Diese Truhe war Franziskas Stolz. Sie konnte ganze Sonntagnachmittage davor verweilen und war glücklich dabei, indem sie die Päckchen wieder anders zusammenlegte und die Bändchen wieder anders um dieselben schlang. Ihr Gabelsberger wurde bei jedem Besuch im Schwellerschen Hause an diese Truhe geführt und mußte erraten, welches Stück seit dem letzten Male neu hineingekommen war. Mit der Hochzeit wollte es indessen, trotz der rüstig voranschreitenden Aussteuer auch in diesem Jahre noch nichts werden. Die 600 Gulden wären in normalen Zeiten und mit Rücksicht auf Franziskas eigene Mitgift ja für ein sparsames Hauswesen hinreichend gewesen, aber die Zeiten waren in den letzten zwei Jahren von Tag zu Tag schlechter geworden. Das Geld hatte keinen rechten Wert mehr, die Bedürfnisse und Steuern und die zahllosen freiwillig gebrachten Opfer hatten stark in die Kassen der Vermögenden eingegriffen, und unter den ärmeren Leuten drohte ein wirklicher Nothstand auszubrechen. Vater Schweller sagte oft voll schwerer Sorge zu seinem künftigen Schwiegersohn: „Wenn nur die Landwirtschaft nicht ganz versagt.“ „Ach“, meinte dann wohl Gabelsberger, der immer ein glücklicher Optimist

war, „für uns in Bayern brauchen wir dann nichts zu fürchten; in Preußen, wo die Bauern jeden Tag eine andere Armee über ihre Felder ziehen sehen, kann's ja nicht wundernehmen, wenn sie nichts mehr anbauen wollen. Aber komme es wie es wolle,“ fügte er meist hinzu, „unser Brotvater ist kein Bayer und kein Preuße, er wird schon irgendwo das Korn wachsen lassen, das seine hungrigen Kinder brauchen.“

Diese glücklichen, vertrauensvollen Gedanken sprach und betete auch Gabelsbergers getreue Franziska fleißig nach.

In friedlichen, hoffnungsfreudigen Gesprächen saßen die beiden Mädchen beisammen. Auch Regina hatte von der Tante zu allen Gelegenheiten Leinenschätze aus dem Schwellerschen Geschäfte bekommen und mit Franziska zusammen fleißig gearbeitet. Aber sie hatte es sich ausgebeten, daß sie ihre Aussteuer auf das Strengnotwendige beschränken und alles Ueberflüssige für die Soldaten verarbeiten durfte. Fräulein Klaudius Worte waren ihr eben nie aus dem Sinn gekommen; sie sollte ihre Liebe, die immer noch schön keusch und rein in Jesu Herzenswunde verschlossen war, nähren mit Opferarbeiten fürs Vaterland. Darum hatte sie auch heute statt der niedlichen Deckchen, die ihr bei Franziska so gut gefallen hatten, Kissenbezüge für verwundete und kranke Soldaten zugeschnitten und mit Wollresten schön weich ausgepolstert.

Gerade wollte sie den letzten Knopf in seiner Schlinge befestigen, als die Türe des Schwellerschen Wohnzimmers ungewöhnlich rasch aufgerissen wurde und Gabelsberger im fliegenden blauen Mantelkragen hereinstürmte. Betroffen sahen die beiden auf. „Zu so ungewohnter Stunde,“ sagte Franziska errötend und reichte ihrem Verlobten die Hand. „Herr Kanzleirat hat mir selbst Urlaub gegeben zu einer Mitteilung an Fräulein Regina,“ erwiderte Gabelsberger mit herzlichem Gruße, „und da ich sie nicht zu Hause fand, bin ich hierher gekommen. Wir haben nämlich soeben im Bureau erfahren, daß ein Verwundetentransport heute noch in München eintreffen soll.“

„In München?“ fragten die Mädchen erstaunt dazwischen.

„Für gewöhnlich brachte man die Verwundeten doch nicht so weit her.“

„Es sind offenbar leichtere Fälle,“ wußte Gabelsberger zu berichten, „oder Leute, die sich schon auf dem Wege der Besserung befinden und Sehnsucht nach der Heimat haben.“ Dabei streiften seine guten Augen ein wenig schalkhaft Reginas weiche Kissen. „Das wird man gut brauchen können jetzt,“ meinte er, „Herr Rat läßt dem Fräulein eben sagen, es möchte die fertigen Sachen gleich zu den Elisabetherinnen hinausbringen, wo die Verwundeten jedenfalls aufgenommen werden.“

Da gab's kein langes Ueberlegen mehr. Regina eilte nach Hause und packte mit Hilfe der guten alten Tante zusammen, was sie im Laufe der letzten Wochen angefertigt hatte. Nandl half ihr tragen. Es war ein stattlicher Korb voll Wäschestücke und an jedem Stück hing das Opfer eines anderen, das die Mädchenphantasie sich schon so schön in ein trauliches Heim hineinzudenken gewußt hatte.

Die Oberin hatte die Hände voll zu tun. Die Kunde war ihr selber erst ganz vor kurzem zugekommen und sie wußte nicht, wo sie das nötige Bettzeug noch in der Eile herschaffen sollte. Regina und Nandl hätten sie kaum zur Abgabe ihrer Sachen sprechen können, wenn nicht gerade ein militärischer Meldereiter ins Haus gekommen wäre, der ihr noch genauere Angaben zu machen hatte. Regina und Nandl warteten im Nebenzimmer, während der Reiter die Namen und Verwundungen der Ankömmlinge vorlas. Hatte Regina schon bei Gabelsbergers Mitteilung Farbe gewechselt, so bekam sie jetzt Herzklopfen bis zum Umfallen. Sie wußte ja nichts, rein gar nichts; seit mehr denn einem Jahr war jede Kunde von Maximilian heiß ausgeblieben, ja es war nicht einmal mehr sein Name gefallen, außer droben, in Fräulein Klaudias Stüblein und drinnen im Herzogspital, wo das rosenrote Engelein als Wächter bei dem Kreuzbild saß. Und doch hatten all ihre Gedanken nur auf ihn abgezielt; und doch errötete sie, wenn ein fremder Soldat um die Ecke bog; und doch verschlang sie die Zeitung und haschte nach kriegerischen Neuigkeiten; und doch

ging ihr liebster Spaziergang seit Monaten in die frühere Nymphenburger Allee hinaus, die jetzt „Brienerstraße“ hieß, weil die letzte Nachricht von Maximilian heiß ihr gemeldet hatte, daß er bei der Schlacht von Brienne dabei gewesen war.

Bekannte Namen wurden da drinnen jetzt verlesen: Der Sohn des Hutmakers nebenan mußte das sein, und ein Schreiber aus des Onkels Bureau war auch dabei. Dann kamen wieder Fremde, doch zu jedem Namen eine kleine Leidensgeschichte, die dem Fremdling das Bürgerrecht in mitleidigen Frauenherzen sicherte. Und dann kam in geschäftsmäßig raschem und trockenem Ton verlesen der Name Maximilian Heiß. „Kopfschuß“, hieß es dabei, „hat seit Januar in einem Feldlazarett gelegen, erst jetzt transportfähig, völliges Erblinden zu befürchten.“

Ob die Liste noch weiter ging, darauf wußte sich Regina später nimmer zu besinnen. Sie übergab dann nur der Oberin ihre Sachen und legte im Hinausgehen ihren Arm auf Nandls Arm und die Alte zog sie an sich heran und sagte: „Damit Sie doch nicht naß werden, Fräulein.“ Aber es wäre auch sonst keine Gefahr gewesen; Nandls Familiendach hätte noch ein paar Personen mehr ganz gut beherbergt, aber sie war eben eine treue Seele, die sogleich begriff, daß ihr Herzensregerl in diesem Augenblick am Zusammenbrechen war.

Noch an diesem Tage ging Regina zum Donisl, um Fräulein Klaudia die Nachricht, die sie selber so in Aufruhr brachte, mitzuteilen. Sie traf das Fräulein gerade beim Zusammenpacken. „Das fügt sich gut, Regina,“ sagte sie, „ich bin auf dem Weg zu den Elisabetherinnen hinüber, denn ich will pflegen helfen. Meine Mitschwestern sind längst in Spitälern tätig, nur hier in München hatten wir noch keine Gelegenheit dazu!“

Sie war von einer unverkennbaren Begeisterung getragen, daß sie wieder in einem Kloster weilen durfte, und daß wenigstens vorübergehend das peinliche Leben mitten in der Welt ein Ende haben sollte. Aber sie besann sich sofort wieder, schob ihr eigenes Interesse in den Hintergrund und besprach nur Reginas Angelegenheit.

„Sie müssen mein Schutzengel sein, Fräulein Klaudia,“ sagte Regina vertrauensvoll, „und mir den Weg zeigen, den ich gehen soll.“

„Vorerst können wir nur abwarten – und opfern, Kind; je weniger du für dich begehrt, und je mehr du zu opfern bereit bist, um so echter ist deine Liebe und was ich für dich tun kann, geschieht von Herzen gerne.“

An diesem Abend ging es in den Häusern der Münchener lebhaft zu. Die meisten hatten sich beim Isartor und im Tal drunten aufgestellt, um die Verwundeten sehen zu können. Die Transportwagen waren mit Liebesgaben aller Art überschüttet worden. Jeder gab, was er nur irgendwie hatte aufstreiben können, Obst und Backwerk, obgleich namentlich das letztere schon sehr rar war und stark den Beigeschmack des langen Krieges hatte.

Die Obrigkeit aber benützte die Gelegenheit wieder, um dem Volke die Not des Vaterlandes recht vor Augen zu führen und an allen Straßenecken waren Anschlagzettel zu sehen, in denen – um der Leiden der Verwundeten willen – aufgefördert wurde, die Einwohner Münchens sollten dem bedrängten Vaterlande opfern, was sie immer Kostbares besaßen. Es würde ja wieder Gemeingut werden, hieß es auf den Zetteln, und was einer gäbe, gehörte allen.

Regina las im Nachhausegehen einen solchen Notschrei. Er paßte gut in den Gedankengang, dem Fräulein Klaudia mit dem Worte Opfer wieder den Weg gewiesen hatte. Aber sie hatte rein gar nichts mehr zu verschenken; das machte sie ganz traurig. Auch in der Fürstfeldergasse ging es an diesem Abend darum lebhafter zu als gewöhnlich. Der Onkel war Feuer und Flamme fürs Vaterland und sprach von 1000 Gulden, die er spenden wollte; die Tante hatte voll Mitleid für die Verwundeten schon Kisten und Kasten durchstöbert und ihren Brautschmuck sollte Regina gleich morgen aufs Rathaus bringen. Sogar Nandi streckte ihr breites Gesicht ganz nahe an Regina heran und sagte: „Meine Finger sind so hart und haben den feinen Griff nimmer; dürfte ich nicht bitten, Fräulein Regierl, daß Sie mir die Ohrringe da losmachen.“ Und

Regina nahm die breiten Goldreifen aus Nandls Ohren. „Woher hast du sie denn?“ fragte sie weich. „Von meiner Mutter zur ersten Kommunion hab' ich sie kriegt,“ sagte die Nandl und ging schnell hinaus, um mit ihren harten Fingern das Geschirr zu spülen und die Tränen nicht sehen zu lassen, die in ihren guten Augen standen.

Auch von Maximilian Heiß war an diesem Abend gesprochen worden. Regina hielt es für unrecht, wenn sie Onkel und Tante nichts von ihrem Erlebnis erzählen würde, so schwer es ihr auch fiel, dieses in unauffälliger Form zu tun.

„Der Maximilian Heiß ist da,“ rief der Onkel verwundert aus, „den müssen wir doch gleich besuchen und wollen sehen, was wir für ihn tun können. Wird doch nicht blind werden, der gute Mensch! Wäre ewig schade drum!“

Ueber diesen Gesprächen war es, Gott sei Dank, Zeit zum Gutenachtwünschen geworden. Regina konnte es kaum erwarten, in ihr Zimmer zu kommen und sich ausweinen zu können.

Draußen klatschte der Regen an die Scheiben und eine finstere, sternlose Nacht drückte sich an die Mädchenstube, an das Mädchenherz. Blind soll er werden! Vielleicht sieht er schon seit Monaten nichts mehr! So schwarz wie es da im Zimmer ist, soll's auf immer für ihn sein!

Regina selber empfand die Finsternis jetzt wie eine unerträgliche Qual. Sie wußte ja, daß da ihr Bett stand und dort der Waschtisch war und dort der Kleiderkasten; oft und oft schon hatte sie im Spas gesagt, daß sie in ihrem Zimmer alles im Finsternen abmachen könnte, weil sie es kannte wie ihre Tasche; aber jetzt bei dem Gedanken an die undurchdringliche Nacht, die Maximilian Heiß fortan umgeben sollte, schien die Finsternis voller Schreckgespenster zu sein. Sie wollte ihre Kerze anzünden. Doch nein, wie sollte sie Licht haben wollen, wenn er im Dunkeln saß? So blieb sie weiter knien und dachte an seine Kopfwunde und die Schmerzen, die er auszuhalten haben würde, und es wollte ihr auch immer wieder einfallen, ob er in der langen Zeit wohl an sie gedacht und vielleicht gar Seh-

sucht nach ihr gehabt. Ob er sie eigentlich auch liebe — so stark und treu wie sie ihn? Aber sie verschlechte diese Gedanken wie unheimliche Vögel und tauchte mit ihrer eigenen Liebe wieder unter in Jesu Herzenswunde, wie sie es jetzt seit beinahe zwei Jahren zu tun gewohnt war. Und wie sie so mit allen Fasern ihrer Seele das Kreuz umklammerte und den Heiland, der das Lieben verstand wie kein zweiter, anbettelte: „Hilf du mir, ich kann mir ja nimmer helfen; ich bin ein törichtes Mädchen und kann nichts dafür, daß ich's bin. Du weißt ja, daß ich nicht kalt sein kann, wenn's da drinnen brennt wie Feuer; du weißt, daß ich ihn so lieb habe, wie sonst keinen Menschen auf der Welt; aber du weißt auch, daß ich immer und überall meine Pflicht tun möchte und daß ich in den Gesetzen der Schicklichkeit deinen Willen sehe.“

Und wie sie so betete, ward es ruhig und ruhiger in ihr; die Finsternis schien sich zu lichten, oder nein, auf dem tiefen Schwarz, das sie umgab, stand in leuchtend goldenen Lettern ein altbekanntes und doch ewig neues Wort zu lesen: Opfer!

Und dieses Wort stand noch im Traum vor ihrer Seele und schließlich ward es zum Zauberwort, das neue Welten schaffen konnte aus einem Nichts.

Am nächsten Morgen ging Regina mit dem Schmuck der Tante und mit Nandls Ohrringen aufs Rathaus. Noch etwas trug sie in ihrem Körbchen. Das war weich und schwer, wie sie es in Seidenpapier gehüllt in die Hand des Beamten gleiten ließ. Dieser tat einen überraschten Blick. „Fräulein,“ sagte er, und das klang fast wie ein kleiner Angstschrei, denn der gute Mann war ihres Onkels Freund, „Sie haben doch nicht . . .?“ — „Ei freilich,“ lächelte Regina leise, „sonst habe ich ja nichts mehr fürs Vaterland.“ Damit wandte sie sich und ging.

Der Beamte wischte sich über die Augen und sagte zu seinem Gehilfen: „Hat wieder eine ihr Haar geopfert, ihr schönes, reiches Haar!“ Und er fuhr liebevoll mit der Hand über die schweren braunen Mädchenzöpfe.

Auch Onkel und Tante wollten sich beim Mittagessen

aufs Jammern verlegen, wie Regina mit kurzen Lockenringeln ihnen so verändert gegenüberfaß. Ihr aber war's leicht geworden. „Ich kann den Kopf viel besser heben,“ sagte sie, „wenn nicht so viel Haarpuß darauf liegt.“ Und Onkel und Tante mußten gestehen, daß sie recht hatte.

Mit dem Opfer war eine gewisse Freudigkeit über sie gekommen, das goldene Vertrauen, daß nichts verloren geht von dem, was man in die Hand Gottes legt.

Indessen dichteten sich die Schatten immer mehr ums Vaterland. Mißernten wurden von allen Seiten gemeldet, überall sollten die Bayern aushelfen und die Not wuchs von Stunde zu Stunde wie drohendes Hochwasser.

Auch von Maximilian Heiß kam öfter eine Kunde. Er war wirklich in München eingetroffen und befand sich zur Pflege in Fräulein Klaudias Händen. Doch der Arzt verbot jeden Besuch und jede Aufregung. „Ehe die Nerven des Mannes nicht zur Ruhe kommen,“ hatte er gesagt, „ist an keine Operation zu denken und ohne eine solche besteht keine Aussicht, daß er nochmals das Licht schauen soll.“

Fräulein Klaudia hatte Regina einmal ins Nebenzimmer kommen und zu Maximilian Heiß hineinschauen lassen. Da lag er auf seinem Bett, schmal und entkräftet, der einst so blühende Mann. Eine schwarze Binde war um seine Augen gewunden; seit acht Monaten hatte er keinen Blick mehr ins Leben getan. Regina hätte aufschreien mögen vor Weh. Sollte sie sich nicht hineinstürzen und ihn in ihren Armen gesund werden lassen? Sie fieberte selber und ihre Nerven zuckten. Alles würde sie einsetzen für ihn und sie darf nicht einmal sagen, daß sie da ist und daß sie ihn liebt.

Fräulein Klaudia hielt ihre Hand fest und sagte leise: „Vergiß das Wörtlein nicht, mein Kind an dem die Liebe erstarkt.“

Regina seufzte leise. Sie sollte also wieder gehen – unbemerkt, wie sie gekommen war; sie sollte weiter schweigen und opfern und ihre Liebe keusch und rein in Jesu Herzen ruhen lassen.

Onkel und Tante waren gerne bereit, Maximilian Heiß Aufmerksamkeiten zu erweisen. „Er ist doch der Schutz-

engel unserer Nichte gewesen," sagten sie zu all ihren Bekannten, „und das Mädchen denkt immer noch mit aufrichtiger Dankbarkeit an ihn.“ Mehr wußten sie ja nicht. So schlürfte denn Nandl fast jeden Tag zu den Elisabetherinnen hinüber und brachte eine Frucht oder ein Erzeugnis ihrer Kochkunst, wenn's auch nur um teuren Preis und mit Schwierigkeiten erstanden war. Maximilian Heiß fragte um nichts und Fräulein Klaudia sagte ihm auf Anraten des Arztes auch nicht, woher die Sachen kamen, denn sein Kopf sollte völlig ausruhen und durch keine Erinnerungen irgendwie in Aufruhr gebracht werden. Nur einmal brachte die Nandl die Botschaft nach Hause, daß der Kranke immer die Melodie zum Körnerlied zusammensucht und nimmer zu finden scheine. Ob Regina dieselbe kenne, ließ Fräulein Klaudia fragen.

Und ob Regina dieselbe kannte! Noch in derselben Nacht machte sie beim Schein einer Unschlittkerze eine Erfindung. Sie stach die Noten in dickes Pergament, daß sie auf der linken Seite wie hohe Punkte von den Sängern abgelesen werden konnten, und als man Maximilian Heiß am nächsten Morgen das Blatt unter die zuckenden Finger auf die Bettdecke legte, da irrte er wohl eine Weile darauf herum und wußte nicht, was das bedeuten solle; aber plötzlich hatten seine Musikantenhände die merkwürdige Schrift erfaßt und leise, leise fing er zu summen an:

Nun laßt das Liedchen singen,  
Daß hell die Funken springen,  
Der Hochzeitmorgen graut,  
Hurra, der Eisenbraut!

Damit sang er sich nach langer, qualvoller Unruhe selbst in erquickenden Schlummer.

## Siebentes Kapitel.

Das Jahr 1816 hatte schlimm begonnen. In den ersten Tagen desselben sollte bei Maximilian Heiß die Augenoperation stattfinden. Dann gab es eine Verzögerung derselben um die andere, ein ewiges Hangen und Bangen weniger für den Kranken selber, der für die Umwelt kaum das geringste Interesse äußerte und sein schwaches Lebenslichtlein höchstens mit vor sich hingesummten Melodien nährte, als für Regina. Wie oft war sie an diesen Tagen im Herzogspital gewesen und hatte die Schmerzensmutter dort um ein Augenwunder gebeten. Und immer wieder hat es ihr geschienen, als deute das Bild nach oben und immer wieder hatte sie darum zu der gekreuzigten Liebe ihre Zuflucht genommen.

Sie kleidete sich noch schlichter und einfacher als es die Verhältnisse ohnehin geboten haben würden, sie verzichtete auf jeden frohen Anblick, so selten das von Krankheit und Not heimgesuchte Land auch ohnehin einen solchen zu gewähren hatte. Sie wollte sich nicht mit den Augen freuen, solange Maximilian Heiß im Finsternen saß. Nur eines wollte sie: Wenn sie allwöchentlich Fräulein Klaudia bei den Elisabetherinnen besuchen durfte, dann wollte sie die Türe aufgehen sehen, die zu Maximilian Heiß führte. Und dann nahm sie das Bild des Leidenden in sich auf, daß ihr Wesen für die ganze Woche davon erfüllt war, und daß sie um dieses Bildes willen gerne immer und überall ihre Pflicht tat.

Die Pflichten zu Hause waren in der letzten Zeit beträchtlich mehr geworden. Nandls Kräfte nahmen zusehends ab, der Onkel war viel in gedrückter Stimmung und die Tante hatte immer häufiger mit ihren Gichtanfällen zu tun. Da gab es in Küche und Haus zu schaffen, die Nandl zu ersetzen und die Tante zu pflegen und, was das Schwerste war, den Onkel aufzuheitern.

Regina war abends oft herzlich müde, aber wenn sie in ihr Zimmer kam, dann zündete sie doch erst immer die Unschlittkerze an, und ob die Kälte auch ihre Finger steif machte, daß sie kaum mehr Gefühl darin hatte, es kam doch immer noch eine Mozartsche Tondichtung aufs Papier, etwa das herrliche *Lacrimosa* oder auch ein scherzhafter Satz aus *Così fan tutte* oder einer anderen Oper. Sie eroberte sich dabei eine große Fertigkeit, wobei ihr sehr zu-statten kam, daß sie sich dank ihrer eigenen musikalischen Begabung die Notenbilder rasch einprägen konnte. Die Musikstunden, die sie von Maximilian Heiß einst bekommen, wurden dabei wieder vor ihrer Seele lebendig; sie wußte, daß er den Noten die Melodie ablas, wie ein anderer sich an der Schönheit eines gelesenen Gedichtes erfreut, und sie wußte auch, was er bei dieser oder jener Stelle empfinden würde, daß das Liebliche in der Musik wie ein Frühlingswind über seine Mannesseele strich und einen Wundergarten darin hervorzauberte, daß das Große ihn überwältigte und sein ganzes Wesen mit sich riß, daß er unter jeder Dissonanz litt und sich mit jeder anschwellenden Harmonie in Jubel und Entzücken auflöste. Sie hatte sich jede seiner Mienen gemerkt, hatte jedes Wort festgehalten, das ihr Zusammen-spiel bei dieser und jener Stelle begleitete; sie wußte, daß die Musik ihm alles war, und dieses Alles wollte sie ihm getreulich geben. Daß sie dabei gerade jene Werke aus-wählte, die ihr eine besondere Erinnerung an ihn gaben, ist nicht verwunderlich. Vielleicht stand ganz bescheiden im hintersten Hintergrund der Mädchenseele auch der Wunsch, er möge dadurch an sie erinnert werden; vielleicht!

Jedenfalls war sie selig, wenn Fräulein Klaudia ihr sagte: „Wenn er etwas rascheln hört, so greift er gleich auf die Decke, ob nicht ein neues Blatt dort liegt und dann spißt er die Finger und tastet nach den Punkten, zwei-, dreimal nach den ersten, dann greift er weiter und fängt wieder von vorne an und dann hat er es plötzlich erfaßt und summt die Melodie vor sich hin und sieht so glücklich dabei aus, als fehle ihm gar nichts.“

Endlich war der gefürchtete und zugleich ersehnte Tag

der Operation doch gekommen. Es war ein Märztag und die Witterung war schon seit langem ungewöhnlich naß; es regnete, als ob eine neue Sintflut über die Welt hereinbrechen sollte. Regina hatte an Nandls Statt die Einkäufe fürs Hauswesen besorgt und damit einen kleinen Kirchgang verbunden. Sie war voll des besten Willens, gerade heute ihre Pflicht zu tun und den schweren Tag schweigend in fester Stimmung zu verbringen. Tags zuvor hatte sie ja ihre Osterbeichte gemacht; da hatte der alte Herr Geistliche Rat Westenrieder vom Schweigen Christi gesprochen, das dieser während der Passion seiner Liebe geübt, und Regina hatte sich mit klugem Sinn eine Nutzenanwendung daraus gezogen, für die sie allen guten Willen einsetzte.

Als sie nach Hause kam und den Frühstückstisch richten wollte, hörte sie von Tantes Schlafzimmer her ein klägliches Stöhnen. Sie eilte hinein und fand die alte Frau auf dem Boden liegen, unfähig, sich zu bewegen und ohne Besinnung. Ein Schlaganfall!

Nun war der Tag gut ausgefüllt und alle folgenden waren es auch. Ein Glück, daß ihrem Hause gegenüber gerade ein junger Arzt eingezogen war. Regina sprang in ihrer Aufregung gleich hinüber ins Baron Mener-Haus und bat das Fräulein Ringseis, das eben noch das Hauswesen des Bruders in Ordnung brachte, um schleunige ärztliche Hilfe. Doktor Ringseis kam auch wirklich nicht nur an diesem Tag, sondern in der Folge jeden Tag, überhaupt sah man selten den großen, stattlichen Mann mit dem klugen, geistvollen Gesicht aus seiner Haustüre herauskommen, ohne daß er sich dem Hause gegenüber zugewendet haben würde. „Die Sache steht für den Augenblick nicht allzu schlimm, Fräulein,“ sagte er zu dem erschrockenen Mädchen; „wenn die Frau Rätin nur eine gute und aufopfernde Pflege hat, kann sie noch länger leben; aber Sie werden freilich eine schwere Zeit bekommen.“

Ja, eine schwere Zeit! Vorüber war's mit allen Besuchen bei den Elisabetherinnen, vorüber sogar mit den stillen Kirchgängen, auf denen sie sich immer wieder Mut und Trost geholt hatte, vorüber auch mit den bitter süßen Abend-

stunden in ihrem Mädchenstüblein. Sie mußte ja bei der Tante schlafen, durfte sich kaum bewegen, um keinen Lärm zu machen, kein Licht brennen, um nicht zu stören. Dabei hatte die arme Frau viel mit Angstzuständen zu tun und wollte Regina immer an ihrem Bett haben. Der Onkel war mit Neujahr in Pension gegangen. Jetzt saß er wie ein hilfloses Kind im Wohnzimmer und weinte, daß eine Träne die andere schlug. Er durfte sich bei seiner Frau kaum sehen lassen, denn seine Aufregung und unverkennbare Sorge verschlimmerten ihren Zustand immer aufs neue und Doktor Ringseis sagte wiederholt: „Einen neuen Schlaganfall wird sie kaum überstehen.“

Dazu klatzte der Regen unaufhörlich an die Scheiben, das Wetter war immer trostloser und wenn Regina einmal einen flüchtigen Blick in die Zeitung auf dem Tisch werfen konnte, so stand nichts drinnen als von Teuerung und Wucher und schlechten Ernteaussichten für dieses Jahr, weil das Frühjahr selbst gänzlich verregnet sei. Wie schwer war es oft, für die Kranke auch nur ein frisches Ei zu bekommen! Die Bauersleute hielten mit ihren Waren zurück und Regina hörte sagen, daß sich auf dem Markte und im Hofe des Heilig-Geist-Spitals, wo die Bauersleute zusammenkamen, oft häßliche Szenen abspielten. Wäre nicht Franziska v. Schweller immer wieder hilfreich gewesen, so hätte sie bei Nandls zunehmender Gebrechlichkeit oft kaum das Nötigste zu Hause gehabt. Sie hatte beständig zu sorgen und zu denken und sie wollte auch so gerne die Gelegenheit benützen, um sich bei Onkel und Tante dankbar zu erzeigen. Aber furchtbar schwer fiel es ihr schon bisweilen, wenn Woche um Woche verstrich, ohne daß sie von Maximilian Heiß auch nur das geringste gehört hätte. Sie konnte manchmal gar nicht begreifen, daß sie so nahe und zugleich so ferne sein sollte. Vielleicht ahnte Franziska etwas von ihrem Herzeleid. Sie kam eines Tages mit dem freudigen Rot einer angenehmen Botschaft auf den Wangen.

„Regina,“ sagte sie, als diese sie an die Stiege hinausbegleitete, „Franz war bei Maximilian Heiß. Die Operation ist gut vorüber; man hofft, daß er binnen

kurzem ohne Binde sein kann; dann wird sich zeigen, ob sie gelungen ist."

Regina glaubte, es müsse ihr das Herz stille stehen vor freudigem Schrecken. All die schwere Zeit, die sie am Krankenbett der Tante verbracht, die trostlosen Mahlzeiten mit dem Onkel, die Heze und Pflege und Sorge und Not erschien ihr wie nichts angesichts dieser frohen Botschaft. „Er hat es überstanden, er wird wieder sehen!“ Gutwillig eilte sie auf den Ruf der Tante sofort wieder zurück ins Zimmer, stellte keine Frage mehr an Franziska und zwang sich zu Ruhe und Gleichmut, um wieder neuerdings die pelzigen Glieder der alten Frau zu reiben und die Hände auf deren pochende Schläfen zu halten und die Medizintropfen zu zählen, die Doktor Ringseis verordnet hatte. Sie saß beim Onkel und zeigte ihm die neuesten Münchener Bilderbögen, die Franziska mitgebracht hatte. Sie rührte das Mus in der Küche und schnitt der Nandl die Späne zum Anfeuern, und wenn sie auch all den drei Menschen da gerne etwas zuliebe tat, so wußte und dachte und fühlte sie eigentlich doch nur eins: Ich will alles tun, damit das Wunder an ihm geschieht und er wieder sehen kann.

Es ward Sommer und es ward doch nicht Sommer. Regina kam kaum einmal sonntags in die Kirche, geschweige denn weiter. Die Tante ward immer hilfloser und elender, der Schlaganfall hatte sich wiederholt und Doktor Ringseis sagte, es wäre nur der unermüdlchen Pflegerin zu danken, daß die Frau überhaupt immer noch lebe. Dazu ein ewig grauer Himmel; auf ein paar trockene Wochen im April waren ganze Regenmonate gefolgt. Die Münchener brachten ihre Familienregendächer kaum mehr trocken und die Menschen kamen weniger zusammen denn je. Es herrschte ja überall die gedrückteste Stimmung, denn wenn auch die Waffen ruhten und der Friede zum zweiten Male in Paris unterzeichnet worden war, so schien der Zorn Gottes doch noch nicht von der Heimat gewichen zu sein.

Doktor Ringseis betrachtete oft mit stillem Wohlgefallen seine junge Nachbarin. Regina war ein hübsches Mädchen geworden, nicht von der landläufigen Schönheit einer ge-

pukten jungen Dame, sondern von dem unwiderstehlichen Liebreiz einer unverdorbenen und in seiner Liebe erstarkten Mädchennatur. Ihr Gesicht war freilich durch den vielen Stubenarrest bleich und schmal geworden und die dunklen Locken, die bereits wieder in den Nacken herunterringelten, warfen noch tiefere Schatten in dasselbe; aber es lag doch so viel Kraft und unbesiegbare Frische in Reginas ganzem Gebaren, daß man an Sieg und Frieden denken mußte, wenn man sie sah. Und doch wendete sich dieses selbe Mädchen schnell um, damit ihre plötzlich aufsteigenden Tränen nicht in das freundliche Lächeln fielen, und hatte nur den Wunsch, allein zu sein, um sich einmal tüchtig ausweinen zu können. Freilich hatte sie vor Wochen gehört, daß Maximilian Heiß die Nacht überwunden und mit zunehmender Kraft wieder ins Leben sah, aber das war nur auf Umwegen geschehen, denn Fräulein Klaudia war abgerufen in ein anderes Haus, wo schlimmere Fälle einer erfahrenen Pflege bedurften, und wie Regina einmal schüchtern bei Franziska anklopfte, um allenfalls etwas zu hören, sagte diese, daß Gabelsberger noch einen neuen Nebenposten beim Fürsten Ottingen-Wallerstein als Sekretär angenommen habe, bei dem er jetzt all seine Freizeit verbringe. Der gute Franz wollte eben die Hochzeit um jeden Preis möglich machen und Franziska erzählte freudestrahlend dazu, daß es im August wirklich wahr werden sollte. Sie hatten schon eine Wohnung im Grottental Nummer 999 gefunden; Regina sollte nur sehen, wie hübsch und freundlich diese wäre und gar nicht einmal teuer.

Regina konnte die Wohnung natürlich nicht sehen. Hätte sie fortgekonnt, so wäre sie einen anderen Weg gegangen. Aber wie sie an jenem Abend, ein wenig frische Luft schöpfend, am offenen Fenster stand, mußte sie sich wenigstens etwas vom Herzen singen; es ging nimmer anders. Und sie sang in den finsternen, verregneten Abend hinaus ihr altes Herzens- und Schmerzenslied:

„Du Schwert an meiner Einken,  
Was soll dein heiteres Blinken?“

Ganz eigenartig klang es durch die fallenden Regentropfen, von der ausdrucksvollen Mädchenstimme gesungen:

„Nun laßt das Liedchen klingen,  
Daß hell die Funken springen,  
Der Hochzeitmorgen graut,  
Hurra, der Eisenbraut!“

Da unterschied Regina eine Gestalt, die sich aus dem Baron-Menerhaus im Dunkeln herauslöste und horchend stehen blieb.

Regina trat vom Fenster zurück. Jetzt erst bemerkte sie, daß da drüben alle Fenster hell erleuchtet waren und es fiel ihr ein, daß Doktor Ringseis schon wiederholt von seinem neuen Inwohner gesprochen hatte, der Cornelius hieß und bei ihm in München im Auftrage des Kronprinzen ein Riesengemälde für eine neue Pinakothek herstelle. Und Fräulein Kathi, des Doktors Schwester, hatte schon davon gesprochen, daß der Kronprinz Ludwig fleißig des Abends komme, um Nachschau zu halten, wie weit das Werk gediehen sei.

Sollte das am Ende der Kronprinz selber gewesen sein?

Nun, ihr konnt's gleichgültig bleiben! Wenn Maximilian heiß gerettet war, was kümmerte sie da noch anderes?

Und doch bekam sie schon am nächsten Tage Interesse an dem Kronprinzen selber. Als sie nämlich an Nandls Statt zum Doktor hinübersprang, um für die Tante eine Auskunft zu holen, trat ihr in dem hohen, schön gewölbten Stiegenhaus die nämliche Gestalt entgegen, die sie gestern im Dunkeln bemerkt hatte. Wahrhaftig, das war der Kronprinz! Regina wollte sich mit artiger Verbeugung in eine Ecke drücken und den hohen Herrn vorübergehen lassen, doch dieser war ein rechter Sohn seines Vaters; er zog die Errötende schnell in ein Gespräch: „Wie heißt Sie denn, schönes Kind und wo wohnt Sie?“ Regina nannte bescheiden ihren Namen und die Wohnung des Onkels. „Da drüben?“ fragte der Kronprinz, „und ist Sie dann am Ende gar die Sängerin von gestern abend? Hat mir sehr gefallen, ihr Gesang,“ fügte er herablassend hinzu, als Regina schüchtern bejahte. „Habe die Melodie noch nicht

gehört, aber sie hat gerade das, was ich liebe. Sie paßt wohl in unsere eiserne Zeit herein. Wer ist denn der Komponist?" Da kam ein eigenartiges Feuer über das Mädchen. Sie wußte, daß jetzt in diesem Winkel ein Glück gemacht werden konnte, ein rechtes Glück im Winkel. Und sie nannte den Namen Maximilian Heiß und sie sprach von seinen Taten fürs Vaterland und wie er seit Monaten blind gelegen sei und jetzt, mit neu geschenkten Augen zwar, aber doch einer ungewissen Zukunft entgegensehe. Der Kronprinz zog sein Notizbüchlein aus der Tasche und schrieb ein paar Worte hinein. „So kann man seine Leute kennen lernen," sagte er und ging gnädig winkend aus dem Hause.

Regina fühlte ihr Herz stürmisch pochen. Hatte sie jetzt sein Glück gemacht? Sie getraute sich ja kaum daran zu denken, was aus dieser Begegnung mit dem Kronprinzen für Maximilian Heiß erwachsen könne. Sie mußte nur danken und beten und sich zu immer neuen Opfern bereit erklären.



## Achtes Kapitel.

**A**m 20. Juni 1816 bewegten sich von der Rosen- und Fürstenfeldergasse aus zwei Züge nach entgegengesetzter Richtung und von entgegengesetzter Bedeutung. Franziska v. Schweller hielt Hochzeit mit ihrem Gabelsberger. Dieser hatte seine schönste weiße Binde angetan und trug Schuhe mit Silberschnallen. Doch sein Hauptstaat lag in den Augen; diese konnten so viel Freude leuchten lassen, diese guten, ehrlichen Augen! Was hatte er sich geplagt mit lithographischen Arbeiten und Nebenbeschäftigungen beim Fürsten Wallerstein, bis es ihm gelungen war, zu den 600 Gulden noch weitere 400 im Jahre dazu zu verdienen und sich auf diese Weise seine Franziska endgültig zu erobern! Diese sah recht lieblich aus in ihrem Brautschmuck; das Kleid aus feinem, weißem Wollzeug hatte das heimatische Geschäft noch geliefert und die Myrten hatte ihr Regina zu einem zierlichen Kranz gebunden. Nur schade, daß alle Festgäste unter Regendächern dahinziehen mußten! Doch während ihrem Auszug aus dem Elternhause die Glocken von Sankt Peter entgegenläuteten zu einem fromm-fröhlichen Hausstand drüben im Grottental, himmelte am Sankt Stephanskirchlein draußen hinter dem Sendlingertor das Totenglöcklein das Grablied für die gute Frau Kanzleirätin Brunner. Ein erneuter Schlaganfall hatte ihrem Leben gerade noch zwei Tage vor Franziskas Hochzeit ein rasches Ende gemacht. Der Onkel saß bei der alten Nandi, die wegen allerlei Gebrechen auch kaum mehr gehen konnte,

zu Hause. Er war wie ein Kind, das versorgt werden mußte, bekümmerte sich um nichts als um seinen Schmerz.

Regina hatte von den Bauersleuten auf dem Markt große Büschel der ersten Sommerblumen nach Hause getragen und den einfachen Sarg mit Kränzen geschmückt. Jetzt ging sie eigentlich als einzige Leidtragende dahinter her, denn Verwandte waren keine mehr in der Stadt und das schlechte Wetter hatte auch den alten Freunden und Bekannten zum großen Teil das Mitgehen unmöglich gemacht. So nahm sie es dankbar an, daß, als ihr väterlicher Freund Geistlicher Rat Westenrieder die Aussegnung vollzogen hatte und der kleine Zug sich in Bewegung setzen wollte, Doktor Ringseis mit seiner Schwester Kathi aus dem Baron Mayer-Haus trat und sie höflich bat, sich ihr anschließen zu dürfen.

Es ging hinauf durch die Sendlingergasse, vorbei an der dicken Bäckerin, die sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen auswischte „um die gute Frau Kanzleirätin“ und dann selber dem Leichenzug ihrer Kundschaft folgte. Regina hielt die Augen gesenkt, ihr Schmerz um die Tante war aufrichtig; die Zukunft lastete zentnerschwer auf ihr. Sie mußte immerfort an das Mutter-Gottes-Bild im Herzogspital denken und im Stillen um Kraft beten. Sie wollte sich ja nicht übermannen lassen — jetzt schon gar nicht auf der Straße. So schlug sie denn die Augen auf, um den Vorübergehenden, die den Hut gezogen hatten, zu danken. Sie bogen gerade zum Sendlingertor hinaus, da stand in eine Ecke gedrückt — Maximilian Heiß. Regina erkannte ihn auf den ersten Blick, wenn schon er eigentlich ganz anders ausah, als sie ihn bisher gesehen hatte. Sie sah auch auf den ersten Blick, daß sein Arm auf dem eines Mädchens lag; es erfaßte sie ein Schwindel, sie sah die Steine nicht, die unter dem Torbogen lagen, fast wäre sie hingefallen. Doch Doktor Ringseis hatte ein behutsames Auge auf sie gerichtet; mit der ihm eigenen feinen Herzlichkeit faßte er sie rasch unter dem Arm und führte sie den schweren Weg weiter. Regina war durch seine Berührung wieder völlig klar geworden, aber sie hatte nicht den Mut, die herzlich angebotene Hilfe abzulehnen. So ließ sie denn

ihre Hand leicht auf seinem Arm ruhen und dankte mit einem Kopfnicken.

Ja, sie war völlig klar geworden, ganz merkwürdig klar. Nur in weiter Ferne schienen sich die Menschen um sie herum zu bewegen und sie begriff nicht, daß das, was hinter ihr jetzt gesprochen wurde, im Leichenzug ihrer Tante war. Die Stimmen hinter ihr waren die Sendlingergasse entlang immer mehr geworden. Da und dort hatten sich Beter angeschlossen, Geschäftsleute und entferntere Bekannte von Onkel und Tante. Sie hörte nur, daß aus den Armen-Seelen-Gebeten etwas anderes herauswuchs; aber was sie hörte, tat keiner armen Seele wohl, nur einer armen Seele weh. Die dicke Bäckerin hatte ja ihren früheren Inwohner natürlich auch erkannt und trotz allen guten Willens zur Andacht mußte sie doch auch ihren Begleitern etwas von ihm erzählen. Daß er blind gewesen, jetzt aber wieder sehe, und daß die Thekla vom Valesi, die Jüngste, „das liebe herzensgute Ding“, das schon seit fünf Jahren in der Hofkapelle ist, ihn mit ihrem Vater zusammen so oft besucht hat . . ., daß die Urschel ihr selber erzählt, wie froh und dankbar der Maximilian Heiß diese Besuche immer begrüßte und wie sie ihn schon manchmal von den Elisabetherinnen herausgeholt und zu sich eingeladen hatten, die Valesis, ja, und wie der alte Valesi selber bei ihr, der Bäckerin, gewesen und sie gebeten habe, dem Meister Heiß das Quartier wieder einzuräumen, denn seine Schüler sollten fortan wieder des jungen Meisters Schüler sein, er habe sie ihm nur aufgehoben auf Kriegsdauer . . . Der Zug bog schon hinüber zum Friedhof, aber die Bäckerin war noch nicht fertig. Regina hielt den Kopf hoch. Es war ihr, als müßte sie jetzt stille halten, damit der Schmerz ganz festgenagelt werden könne in ihrer Seele. Ohne mit einer Wimper zu zucken, empfing sie einen Hieb nach dem anderen. Es ging weiter. Die Bäckerin tuschelte zwar nur mehr, denn es hatten sich einige abwehrende Stimmen bemerkbar gemacht, aber ihre nächste Nachbarschaft wollte doch die Geschichte zu Ende hören. „Ja und jetzt?“ hieß es, „und kommt er jetzt wirklich wieder ins Logis?“ — „Meinze lieber Herr-

gott, ja freilich," versicherte die Bäckerin eifrig weiter, "hab' gestern noch den Fußboden putzen lassen und frische Vorhänge aufgemacht und das Fräulein Thekla ist auch da gewesen und hat einen Willkomm gebracht, den hat sie selber gemalt und von ihrem Rosmarinstock hat sie ein Kränzl darum gewunden. Das ist fein und duftet so viel!" Wenn die Bäckerin nicht mit dem Schnaufen zu tun gehabt hätte, so wäre schon noch eine genauere Beschreibung des geschmückten Zimmers erfolgt. Doch weil's ihr immer wieder die Stimme verschlug, beschränkte sie sich aufs Nötigste. Das war eigentlich ein Geheimnis, das man überhaupt nicht laut sagen durfte, und wenn's auch nicht bei einem Leichenzug gewesen wäre. "Der Meister Heiß ist nämlich Hofmusikus geworden. Der Kronprinz selber war bei ihm und hat ihn dazu ernannt und sicher und gewiß hat der Valesi das zustande gebracht, der sich's nun einmal in den Kopf gesetzt hat, dem armen Mann zu helfen . . ."

Jetzt klang das Totenglöcklein schon so nahe, daß man es fast greifen konnte. Gleich hinter dem Stephanskirchlein, wo das Engelsbüchel schlief, hatten die Totengräber die Erde aufgemacht für Reginas Tante. Sie ließen den Sarg hinunter und Geistlicher Rat Westenrieder gab der guten Frau den Abschiedssegens für diese Welt. Dann sprach er unter seinem großen, lila geränderten Regendach einige Worte, wie sie nur aus dem Gemüte eines frommen Priesters und klugen Lebenskenners kommen können, vom Wechsel der Zeiten und der seligen Ewigkeit, vom Vergehen und Begraben und von einer frohen Urständ zum ewigen Leben. "Vater unser," hieß es und "laß sie ruhen im Frieden. Amen."

Dann war die Frau Kanzleirätin beerdigt.

Regina ließ auch auf dem Heimweg ihren Arm auf dem des Doktors ruhen. Sie war wirklich schwach geworden und mußte um die Hilfe froh sein. Er war ja so gut, der Doktor, und sie hatte in dem letzten Halbjahre so vieles zwischen ihren vier Mauern erlebt und erlitten, daß ihr dieser erste größere Gang schon schwindelig machen konnte, selbst wenn es nicht ein solcher Kreuzweg gewesen wäre.

Wortlos ging sie am Dalesihaus vorüber. Sie verlangte jetzt die Augen nimmer aufzuschlagen, sie hatten ja schon alles gesehen und gehört. So sah sie freilich auch nicht, daß im ersten Stock des Bäckerhauses Maximilian Heiß am Fenster stand und seine glühenden Wangen an die Scheiben preßte, als müßte er etwas ihm höchst Wichtiges erspähen. Sie sah auch nicht, daß seine kaum dem Licht wieder geöffneten Augen krampfhaft die Personen unter den vorübergehenden Schirmen suchten, daß sie an ihr und dem Doktor haften blieben und daß diese selben Augen sich dann mit Tränen füllten, daß Maximilian Heiß zurück ins Zimmer eilte, den Kopf in die Hände stützte und bitterlich schluchzte: „O wäre ich doch blind geblieben, um das nicht sehen zu müssen!“

In der Dämmerstunde dieses Tages saß Regina allein im Wohnzimmer. Sie hatte den Onkel wie ein müdes Kind zur Ruhe gebracht und er hatte sich selber in den Schlaf geweint. Sie war zu müde jetzt, um irgend etwas tun zu können. Sie saß in Tantes Lehnstuhl und hatte die Hände im Schoße liegen und dachte. Die Bilder zogen in buntem Wechsel an ihrer Seele vorüber: Sie sah sich an der Seite des Vaters in Dresden beim Kripperlbauen, sie sah sein Grab und hörte die Worte des flüchtenden Priesters, der ihr das Bildchen von der Schmerzensmutter vom Herzogspital geschenkt. Und alle Schrecken der Flucht lebten wieder in ihr auf, und doch erbehte ihre Seele wieder leise beim Andenken des sichtbaren Schutzengels, den ihr der Vater damals bestellt. Sie glaubte ein Flügelwehen zu verspüren und sie hörte eine holde Stimme, die überirdische Worte sprach. Was war denn das? Hatte sie das kleine, besügelte Wesen nicht einmal gut gekannt? Oder war's ein Trugbild? Sah nicht das rosenrote Engelein vor ihr auf dem alten Nähtisch der Tante? Jetzt drang es auf sie, jetzt saß es auf ihrer Schulter, ja, ganz wie ehemals war es, wenn sie drüben in ihrem Bette lag und die Augen geschlossen hielt und doch nicht schlief, ihr rosenrotes Engelein! Regina krampfte für einen Augenblick die Hände ineinander, wie um es festzuhalten, das holde, liebe Wesen, das so

schön war, so märchenschön! Daran könnte sie gesunden, das fühlte sie, und mit diesem eine Jugend haben und glücklich sein und auch leben wie andere Menschenkinder, die nicht allein zum Leiden geboren sind.

Und sie sah Franziska v. Schweller im Brautschmuck stehen, wie sie ihr heute früh vor dem Leichenbegängnis der Tante die Myrten aufs Haar gedrückt und sie hörte das Herz der Freundin den ruhigen Schlag des sicheren Glückes schlagen. Diese wird jetzt einziehen dürfen im Grottental unter dem Willkommen, das sie ihr selbst noch bekränzt!

War da plötzlich eine giftige Natter aus dem Willkommkranz herausgefahren? Regina ließ ihre Hände los. Nein, nein, sie durfte ja kein rosenrotes Engelein festhalten, sie nicht. Da hatte ja eine andere . . . da hatte ja Dalejis Thekla einen Kranz gewunden . . .

Und die giftige Schlange wollte sich um Regina winden, schon züngelte sie ihr entgegen und spritzte ihr Gift hoch auf und zischelte ihr in die Ohren: „Hast du 's gehört, was die Bäckerin erzählt hat? Ha, ha, ha, hurra, du Eisenbraut! Hast du sie gesehen, wie sie sich in die linke Ecke gedrückt haben, er, den du gesund gebetet, dem du deine Andenken und dein Haar und dein Herz geopfert hast, und sie, die Fremde, das liebliche Töchterlein des Mannes, bei dem du für ihn betteln gewesen? Schau, Mädchen, so ist das Leben, das speit immer Gift und Galle und am besten ist daran, der es ihm wieder entgegenspeit, ha, ha, ha!“

Regina griff sich an die Stirne, sie grub sich die Nägel in die Haut und spürte es kaum. Nur das nicht, nur nicht bitter werden! Das rosenrote Engelein flatterte wie ein angstvolles Täubchen um sie herum: „Regina,“ bettelte es, „rette mich, rette mich!“

Da zog Regina ihren Rosenkranz aus der Tasche und fing zu beten an. Sie wußte, daß aus den Perlen des Rosenkranzes lichte Geister erstehen können, und so betete sie denn mit aller Inbrunst des Herzens ein Ave ums andere, bis es wieder ruhig und klar ward in ihrer Seele und die Schmerzensmutter das alte Augenwunder an ihr gewirkt, daß sie wieder aufschauen konnte zum Kreuz . . .

Da klingelte die Hausglocke. Nandls schlürfende Schritte hallten durch den Flur. Eine bekannte Stimme. Der Doktor! Regina dachte an den Onkel, der seiner Hilfe ja eigentlich schon bedurfte, doch sie wollte ihm sagen, daß der Onkel jetzt eben schlafe und der Schlaf ihm nach den Aufregungen der letzten Tage wohl die beste Arznei sein werde.

Da ging auch schon die Türe auf und Doktor Ringseis trat herein. Er war nicht so fröhlich und frisch, wie er es sonst bei seinen Besuchen zu sein pflegte und Regina erkannte den feinen Takt, der sich in seinem ganzen Wesen ausdrückte, dankbar an. Ein guter, edler Mensch, dachte sie unwillkürlich, wie er ihr die Hand reichte und sie mit höflichem Gruß fragte, ob er ihr nicht unangelegen käme.

So saßen sie denn einander gegenüber und Regina hörte den Doktor seine Hilfe anbieten für Besorgungen und Gänge und Nöten irgendwelcher Art und sie nahm auch dieses und jenes Anerbieten von ihm an und schrieb die Gänge zusammen, die im Anschluß an die Beerdigung zu machen waren und weihte ihn in ihre Verhältnisse ein, fast mehr, als es für diesen Zweck nötig gewesen wäre, und war so froh um eine Ablenkung von den quälenden Gedanken und so erfüllt von Vertrauen zu dem biedereren Mann, daß sie, ohne es recht zu merken, wärmer wurde als sie je bisher gewesen. Sie erzählte von dem vergangenen Leben und sprach mit unverhohlenem Bangen die Frage nach ihrer Zukunft aus. Was der Doktor vom Zustande des Onkels halte und ob wohl Aussicht sei, ihn wieder geistig frisch und regsam zu machen.

Der Doktor schüttelte bedenklieh seinen feinen, klugen Kopf, aber er sprach nicht von der Krankheit und ihrem Wesen, wie er es sonst zu tun pflegte; er legte nur die Hände wie bittend auf dem Tisch zusammen und sagte mit unverhohlener Kraftanstrengung: „Darf ich Sie auch etwas fragen, Fräulein Regina?“

Verwundert sah sie auf und lachte beinahe: „Warum denn nicht? Doch was werde ich albernes Mädchen denn Ihnen zu antworten wissen?“ Da sah sie erst, daß er

bleich geworden war und daß seine sonst so munteren Lippen zitterten.

Sie griff fester nach ihrem Rosenkranz, den sie immer noch in der Hand hielt und nickte nur nochmals, weil sie doch nicht anders mehr konnte.

Und so stellte er ihr die erste große Frage seines Lebens und sagte: „Könnten Sie sich die Zukunft an meiner Seite denken, Fräulein Regina?“

Er sprach so bescheiden, als wäre er nicht der Mann, den der Kronprinz seiner Vorzüge wegen als „seinen Mann“ erklärte; er sprach so schüchtern, als wäre er nicht derselbe, der schon hundert kühne Operationen gemacht, zu dem die Kranken von weit und breit hergebracht wurden. Ja, so demütig sprach er, als wäre er nicht der Mann des Lebensmutes, des sprudelnden Witzes und der hochgemuten Begeisterung.

Regina sah ihn mit feuchten Augen an. Sie hätte alles lieber in der Welt getan, als diesem Manne da ein Nein gesagt. Ihr Mädchenherz floß über von Mitleid. Doch da hörte sie wieder das leise Flügelrauschen des rosenroten Engeleins: „Regina,“ bettelte es ihr ins Ohr, „Regina, rette mich!“

Dann griff sie wieder nach der Hand des Doktors und sagte: „Nein, verzeihen Sie, aber es kann nicht sein.“

Ihr Herz schlug gewaltig, als sie diese Worte sprach. Sie glaubte daran ersticken zu müssen.

Doktor Ringseis stand auf; er küßte ihre Hand, sie ließ den Rosenkranz in seine fallen. Dann ging er hinaus und Nandls schlürfende Schritte begleiteten ihn zur Haustüre.

Als Nandl viel später ins Wohnzimmer kam, lag Regina noch auf ihren Händen an der Tischkante und weinte.

„Regerl, Herzensregerl,“ sagte die Nandl wieder in ihrem alten, vertraulichen Ton, „die Frau Tante ist ja jetzt über alle Schmerzen hinaus, da dürfen wir ihr die Ruhe nicht mißgönnen; wollen schon recht fest zusammenhalten jetzt, wir zwei, gelt, Regerl.“ — Sie meinte es so gut, die treue Alte, und Regina drückte das runzelige Gesicht an ihr heißes, verweintes und küßte die Nandl.

Dann tat sie wieder ihre Pflicht, um für den Onkel das Abendbrot zu richten und noch dies und das zu besorgen. Zum ersten Male seit langer Zeit kam sie wieder in die Röhrnspeckhergasse hinüber zur Mutter Gottes vom Herzogspital. Wie sie da betend niederkniete, hörte sie wieder das geheimnisvolle Flügelrauschen und das rosenrote Engelein schien ihr mit seinem holdseligsten Lächeln ins Angesicht zu blicken und fast ein wenig schalkhaft klang es, wie es ihr ins Ohr flüsterte: „Ich danke dir, Regina, du hast mich gerettet, ich bin frei!“ Doch Regina schüttelte den Kopf und war ganz böse und sah hinauf zum Kreuz und sagte: „Laß mich! Dort ist dein Platz, bei Jesu Herzenswunde. Ich darf dich nicht kennen.“

Da wurde es wieder stille und ein steinernes Engelein kauerte bei der gekreuzigten Liebe.

An diesem Abend aber sprach die alte Nandl noch mit sich selber, wie sie in der letzten Zeit immer öfter tat: „Nix Bestimmtes weiß man ja nicht, aber ich meine immer, es fehlt noch wo anders.“ Und dann zog sie die kupfernen Brotmünzen heraus, die der weise Magistrat zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der teuren Zeit eingeführt hatte, besah das H, das auf der Rückseite stand und sagte: „Ist eigentlich doch gut, daß unser Hackenviertel der Bäckin in der Sendlingergasse zugehört! Muß mir morgen wieder so eine Münze austauschen.“

## Neuntes Kapitel.

Wenn die Nandl in den letzten Monaten des Jahres 1816 und den ersten des darauffolgenden zur dicken Bäckerin krabbelte, um mit ihren kupfernen Brotmünzen die ihr zugemessene Menge Brotes zu erstehen, dann ging das gewöhnlich noch viel langsamer her, als es durch Nandls zunehmende Altersgebrechlichkeit bedingt gewesen wäre. Da war in dem Brotgewölbe, das sonst von Brezeln, Schnecken und Hörnerln geduftet hatte, und in dem die Kunden sich mit prüfenden Augen das feinste Mehl auszuwählen gepflegt, so ziemlich alles leer und die abgezählten Brotlaiabchen, die für die Einwohner des Hackenviertels darin lagen, wurden von Tag zu Tag kleiner und schwärzer und unappetitlicher, aber die Kunden mußten doch die Substanz des Brotes jeden Tag aufs neue besprechen und von den merkwürdigen Funden erzählen, die sie in dem Gebäck gemacht und die oft Baumrinden und Wurzelfasern recht ähnlich gesehen haben sollen. Dabei ging es freilich nicht sehr spaßhaft her, denn der Hunger hat noch zu allen Zeiten weh getan und die Mägen der Münchener waren immer schon ziemlich findig und feinfühlig in bezug auf Täuschungen irgendwelcher Art. Auch die gruseligen Geschichten von Katzen- und Mausbraten und getrockneten Graswurzeln als Gemüse-Ersatz wollte die Nandl mit einem lauten Mitleids- und einem stillen Gott sei Dank-Seufzer gerne erzählen hören. „Ich und die Herrschaft,“ sagte sie dann, „müssen uns schon recht fretten und ich glaube heilig und gewiß, daß unser Fräulein oft hungrig zu Bette geht, weil es dem Herrn Onkel alles zustecken will.“

Damit hatte sie dann regelmäßig dem Gespräch die Wendung gegeben, die sie von Anfang an schon dafür gewünscht. Sie fing an, die Vorzüge ihres Fräuleins zu rühmen und wenn die Ladengäste darüber noch hungriger wurden als sie ohnehin schon waren, und müde ihren Geschäften nachgingen, dann hielten Nandl und die Bäckerin

noch eine Extrafügung, zu der vom ersten Stock her nicht selten eine Violin-Begleitung kam.

„Sein spielen kann er,“ leitete die Nandl wohl geschickt auf Maximilian Heiß über, „das muß man ihm lassen.“

Wenn die Bäckerin dann etwa von den vielen Schülern erzählte, die der Daleji jetzt alle über die Straße herübergeschickt und von dem neuen Türschild, das er ihm zum Präsent gemacht an seinem jüngsten Namenstag, darauf mit wunderschönen Schnörkeln, „Maximilian Heiß, königlicher Hofmusikus“, zu lesen stand — sie hätte sich die Ehre für ihr Haus gar nie träumen lassen — oder wenn sie gar von der herzensguten Thekla berichtete, die immer noch ein ertrafeines Augenwasser brachte und ihm mit ihrer wunderschönen Stimme so in der Dämmerzeit die Schwermut wegzusingen suchte, dann knurrte die Nandl allemal wie ein Kettenhund in die Kinnbänder ihrer Haube. Aber bei dem Wort Schwermut oder Trübsinn oder Traurigkeit oder wie es eben gerade hieß, hob sie allemal ihre ehrliche Nase ein wenig witternd in die Luft und machte Kaubewegungen mit dem breiten Mund und schob an ihren Ärmeln herum, als wolle sie anfangen, einen Teig zu kneten.

Dieser „Schwermutsteig“ war indessen für Nandls Finger doch noch schwerer zu verarbeiten, als es die feine Marzipanmasse „zu Lebzeiten der gnädigen Frau und des Friedens“, wie sich die Nandl auszudrücken pflegte, gewesen. Mit anderen Worten: sobald die Nandl zu Hause von Maximilian Heiß zu sprechen anfangen wollte, wurde sie von Regina zuerst kurz und freundlich und dann bald ganz kurz und bündig abgewiesen. Sie konnte nimmer mißverstehen: das Fräulein wollte von dem Musikus nun einmal nichts mehr hören. — Regina hatte sich in den letzten Monaten übrigens so viel Arbeit zusammengerichtet, daß sie für derlei Gespräche auch überhaupt keine Zeit zu haben schien. Doktor Ringseis war mit dem Kronprinzen auf Reisen gegangen — man sprach von Griechenland — und so hatte denn Regina auf eigene Faust angefangen, den Onkel zu kurieren. Es war ihr eingefallen, daß der alte Mann gänzlich verstopfen und versumpfen mußte, wenn sie ihn so über seinen trüben

Gedanken zu Hause ließ, und es war ihr auch selber klar geworden, daß sie in dem ruhigen Tick-tack-Dasein ihres häuslichen Lebens mit der Not ihres eigenen Herzens nicht fertig werden könnte; weil aber das allgemeine Elend und auch ihre tätig veranlagte Natur keine nutzlosen Zerstreungen und rein gesellige Unterhaltungen gestatteten, verfiel sie auf einen anderen Gedanken. Sie brachte an einem schönen Vorfrühlingstag den weiten Mantel und Schlapphut des Onkels und weil sie selber etwas von frischer Frühlingsluft an sich hatte und lächeln konnte, so recht wie eine Frühlingssonne, die noch mit Winterwolken kämpfen muß, ließ sich der alte Mann auch wirklich von ihr überreden, schlüpfte in die längst entwöhnten Hüllen und trippelte an Reginas Seite mit kleinen und allmählich immer größer werdenden Schritten durchs Sendlinger Thor hinaus, hinaus zu der grünen Isar, darauf die ersten Flöße schwammen, hinüber in das freundliche Gefilde, das seiner anmutigen Wiesen und Gärten wegen kurzweg die „Au“ genannt wurde. War München selber noch ein gemütlich warmes Nestchen, so war die „Au“ doch für den Münchener wie eine ausgeschüttete Spielzeugschachtel. Die Häuslein lagen kunterbunt auf dem grünen Plan und die merkwürdigen Flicker und Pflasterlein, die ihnen der Hausherr je nach Not und Geschmack aufgeklebt, und der Urwald von Efeu und Rosenranken, den er darum gezogen, und die blauen Rauchsäulen und die Jopperln und Schürzen und Windeln und Decken, die an den Zäunen hingen und von der Hausmutter urwüchsige Geschichtlein erzählten, das alles war schon auf tausend Schritte Entfernung ein Magnet, der die Frühlingswanderer mit fast unwiderstehlicher Gewalt an sich zog. Ja, und wie sie näher kamen, da kamen auch noch lebendige Geschichten aus den Häusern selber heraus: Kinder, Kinder und immer wieder Kinder. Ja, es wollte scheinen, als hätte ganz München nicht so viel Kinder aufzubringen denn die kleine „Au“.

Das wuzelte und purzelte unter- und übereinander und war noch viel geflickter als die Häuslein und lange nicht so sauber als die Wäschestücke an den Zäunen.

Der Herr Rat sah ein wenig an seinem gebürsteten Mantel hinunter; er hatte Schmutz und Unregelmäßigkeit nie an sich leiden mögen und zu Hause und im Bureau war bei ihm immer alles am Schnürchen gegangen. Aber mit dem Tode seines einzigen Söhnchens war doch auch im hintersten Winkel seines Herzens eine stille Sehnsucht nach etwas Jungem lebendig geworden, nach etwas, das noch weiter leben würde, wenn man selbst schon längst draußen liegt auf dem Friedhof und das von der eigenen Biederkeit und Rechtschaffenheit noch weitergeben könnte an ferne Geschlechter. Und wie die Auer Büblein und Mägdelein da so aus den Häusern herausguckten und in den hohlwangigen Gesichtern so merkwürdig frische und kluge Kinderaugen sitzen hatten, da fing diese Sehnsucht auf einmal an lauter zu werden und ganz gebieterisch über den alten Herrn einzurücken.

Regina sah mit Staunen und Freude, wie der Onkel immer mehr aus seiner Interesselosigkeit heraustrat, wie ein milder Glanz in seine Augen kam und ein frisches Leben in die erst so schlaffen Glieder.

„Mein Gott,“ sagte er, „die Kinderln- da! Was das eigentlich für ein prächtiges Holz ist; wenn einer käme, der es beschneiden wollte.“

„Ja,“ sagte Regina, „der Auer Pfarrherr hat schon recht, wenn er in die Zeitung druckt, aus der armen Kinderwelt soll dem Vaterlande ein glückliches Geschlecht erwachsen!“ — „So sagt er?“ fragte der Onkel gespannt entgegen. „Ei, freilich, da wenn einer Zeit und Liebe hätte, der könnte etwas leisten!“

Dabei waren sie an einem Duzend solcher Häuslein und an vielen Duzenden von „Auer“ Kindern vorbeigekommen und da es den alten Herrn gelüsten wollte, sich auf einem Bänkchen niederzulassen, um ein wenig zu rasten, wies ihn Regina noch einige Schritte vorwärts. Da war ein einfacher Bau mit sauberen Vorhängen an den Fenstern und einem ziemlich großen Garten. Aber ehe der Onkel noch erstaunt fragen konnte, was es mit diesem Hause für eine Bewandnis habe, kam auch schon Fräulein Klaudia aus der Türe und

streckte in ihrer herzlichen, gewinnenden Art den zwei Gästen beide Hände entgegen. „Grüß Gott und nochmals Grüß Gott!“ rief sie, so frisch, als wäre sie in den Kriegs- und Hungerjahren um ein gut Stück jünger geworden. Und dann mußten die beiden gleich in die untere Stube kommen; die war groß und hell und hatte fast das Ansehen einer Schulstube und war doch keine, weil sie auch wieder Winkel und Ecken aufzuweisen hatte wie das gemütlichste Wohnzimmer. „Werden gleich kommen, unsere Kinderchen,“ lachte sie wie zur Entschuldigung, während sie eine große blaue Schürze vorband.

Erst allmählich erfuhr der Herr Rat, daß er sich im neuen Pöppelschen Waisenhaus befand. Der edle Mann sammelte da die Auer Kinder in den Kriegs- und Hungerjahren um sich und labte sie mit Speise und Unterricht. Er hätte freilich keine bessere Hilfe bekommen können, als er an Fräulein Klaudia hatte. Wenn sie auch ihren Posten in den Spitalern mit aller Hingebung ausgefüllt, so zeigte sich doch wieder, daß ihr Herz vor allem den Kindern schlug. Waren die Auer Kinderlein, die jetzt in hellen Häufen auf das Zeichen einer kleinen Glocke in das Haus stürmten, auch ein ganz anderer Schlag als es die jungen Dämchen gewesen, die in der Schwabingergasse bei den Englischen Fräulein ihre Ausbildung genossen, Fräulein Klaudia war eben eine Mutter und eine Mutter versteht sich auf Kinderseelen jeder Art. Wie gut und schnell sie doch umgelernt hatte!

Herr Rat und Regina sahen erstaunt, wie sie mit einem großen, blaukarierten Taschentuch die verschiedenen Naslein putzte und manche Gesichter und Hände noch mit einem Schwamm bearbeitete, ehe sie ansang, die Morgensuppe auszuschöpfen. Und wie über die wilde Schar eine heilige Ruhe kam, als sie mit Fräulein Klaudia zusammen beteten:

Komm', Herr Jesus, sei unser Gast  
Und segne, was du uns bescheret hast!

Die Suppe war freilich braun und ein Gemisch von allerhand eßbaren Dingen, aber der Hunger war in diesem Jahre doch bei alt und jung groß genug, um auf das Wählen zu vergessen.

Regina war aufgestanden und hatte angefangen mitzuhelfen. Sie gab die Teller weiter und schob den Kleinsten, die immer daneben trafen, den Löffel in die hungrig geöffneten Mäulchen, und als gegessen war und es ans Lernen ging und die Buben zu rechnen anfangen, da hatte Herr Rat sich schon wieder so weit ausgeruht, daß er den Bürschlein beim Einmaleins mithalf.

Dann erst im Garten! Wie sie da hackten und gruben und schaufelten und Pflänzchen steckten und wie Fräulein Klaudia dazu vom lieben Gott sprach, der die bösen Menschen im vorigen Jahre mit Mißwachs und Hunger geschlagen und der aber ganz gewiß wieder eine gute Ernte, schöne, große Kohlköpfe und Rüben wachsen lassen würde, wenn sie ihn recht schön darum bitten würden und recht brav wären und immer folgten.

Dazu lachte auch wirklich eine Frühlingssonne, wie man sie seit Jahren nimmer gesehen und so viel Hoffnung lag in der Luft, daß die Kinder trotz aller Not ringsum und trotz des kaum gestillten Hungers so brav und fröhlich waren, daß man seine helle Freude daran haben konnte.

Herr Rat war begeistert. War das wirklich er gewesen, der den ganzen Winter lang den Platz nur zwischen Bett und Stuhl gewechselt. Er sah seine Nichte an. „Da kommen wir wieder,“ sagte er, „deine Hände und deinen Verstand wird man brauchen können, und mich unnützen, alten Mann läßt man hier gewiß gerne in einem Winkel sitzen und zusehen, das habe ich schon bemerkt. Indessen könnte ich auch ein bißchen Großvater spielen und die Kleinsten hüten. Bilderbögen habe ich auch zu Hause, die bringe ich mit.“

Fräulein Klaudia nickte freundlich einladend Zustimmung. Regina war herzlich froh um diese Wendung ihres Geschickes.

So ging es denn an jedem schönen Tag mit dem Onkel hinaus in die Au, und wenn er bei schlechtem Wetter nicht selber mitkonnte, dann drängte er doch: „Geh' nur fort, Regina, sie brauchen dich draußen und ich kann ja einsteilen die Figuren ausschneiden, die ich den Kindern versprochen habe.“ Das eine oder andere Mal ging auch die

junge Frau Gabelsberger mit hinaus und erzählte auf dem langen Weg viel von ihrem neuen Hauswesen, das trotz aller Lebensmittelnöth so wunderschön und friedlich sei; noch mehr aber von ihrem Franz. Den konnte sie halt gar nicht genug loben und bewundern. Ob sich Regina noch erinnere, was er ihr einmal gesagt von dem b und s, das man doch ganz gut auch viel kürzer schreiben könnte?

Und ob sich Regina noch daran erinnerte! Das war ja damals gewesen, wie Maximilian heiß in den Krieg gezogen. Doch nein! Um Gottes willen, sie wollte ja nicht an den Mann denken! Und immer wieder stand der Name irgendwo in ihrer Erinnerung geschrieben und immer wieder tauchte unter dem Türbogen des väterlichen Hauses sein Bild auf, und wenn sie ihn auch seit jener unseligen Begegnung nicht mehr mit ihren Augen gesehen, so stand er doch fast überall, wo sie hinschaute und hindachte, sodasß sie ganz müde und verheßt war von dem ewigen Verschrecken und Verjagen ihrer Gedanken. Sie wollte doch nicht. Sie durfte ja nimmer, weil sein Herz nicht frei war, weil er einer anderen gehörte.

Mühselig vertrieb Regina die ihr so teure Vorstellung aufs neue. Sie klammerte sich an Franziska und hörte weiter mit Aufmerksamkeit zu, was diese von ihrem tüchtigen Franz berichtete.

„Er meint eben,“ fuhr Franziska weiter, „er müßte ein ganzes Alphabet auf diese Weise zusammenbringen und wenn er dasselbe recht fix los hätte, so könnte er vielleicht im Bureau Schreibarbeit sparen. Auch die hohen Herren Beamten verlieren sehr viel Zeit, wenn sie ihren Kanzlisten so schön langsam Wort für Wort angeben müssen; und weißt du, Regina, mein Franz ist ein Weitschauer; mir gruselt manchmal ganz, wenn er davon spricht, wie 's einmal kommen wird auf der Welt; das muß ja eine Heßwirtschaft sondersgleichen werden! Und da sagt mein Franz, er könne sich gar nicht vorstellen, wie unsere umständliche Schrift dann noch zu der allgemeinen Geschwindigkeit von Handel und Wandel passen sollte. Und noch etwas beschäftigt ihn stark. Weißt du, Regerl, das mit der Verfassung soll jetzt

doch bald etwas werden, sagt man. Der König sei eigentlich ganz einverstanden, daß das Volk auch seine Vertreter zur Mitregierung schickt und bei diesen Ständerversammlungen wird man Schnellschreiber brauchen. Der Franz liest mir manchmal etwas vor, wie es in England ist. Die haben schon lange so etwas. Shorthand nennen sie 's!"

Regina hörchte mit wirklichem Interesse zu.

"O, wenn ich daran denke, daß mein Franz am Ende gar eine große Erfindung macht, dann könnte ich alle Leute umarmen und ich sage hundertmal zum lieben Gott: Wenn du mir ein Büblein schenken willst, so will ich's ganz gewiß zu einem braven deutschen Mann erziehen, der seines Vaters würdig ist. Gelt, Regerl, du betest auch für mich! Oft ist es mir schon auch wieder schwer zumute, weißt du; der Franz steckt eben mit seinen Gedanken immerfort bei seiner Kurzschrift. Jeden Abend, wenn er vom Bureau heimkommt, zieht er wieder das Wörterbuch heraus, und bis ich mich umsehe, ist er schon ganz vertieft darein. Häufigkeitsuntersuchungen macht er da, sagt er. Ich weiß selber nicht recht, was das ist. Ich glaube, wie die Buchstaben in der deutschen Sprache zusammentreffen, will er da herausbringen."

Franziska zog die Freundin näher an sich heran. Fast im Flüstertone fuhr sie weiter: "Neulich habe ich ihn gefragt, wenn's ein Büblein wird, Franz, wie wollen wir's nennen? Nach dir oder nach dem Onkel, der Pate werden möchte? "Franz nicht," sagte er darauf ganz entschlossen, "denn für das f habe ich schon ein Zeichen; Georg nennen wir's. Vielleicht fällt mir in meiner Freude dann ein schönes g ein. Bis jetzt bin ich mir noch gar nicht klar, wie ich das mache!" Dann war er auch schon wieder in neue Versuche versenkt."

Franziska hatte darüber einen roten Kopf bekommen. Es waren ihr die Tränen in die Augen gestiegen und Regina bekam eine starke Ahnung davon, zu welchen Opfern die Frau eines genialen Mannes bereit sein mußte. Aber Maximilian Heiß würde ja gar keine solchen Opfer von ihr fordern. In der Musik aufzugehen, könnte ihr kaum

je schwer fallen. Es war ihr ja doch viel schwerer gefallen, die Musik aufzugeben, was sie seit dem Tode der Tante getan, tun mußte. Hatte sie denn nicht jede Note an ihn erinnert, an ihn, an den sie nimmer denken durfte?

Auch Regina bekam jetzt einen roten Kopf. Sie schämte sich vor sich selber, daß die Gedanken, denen sie die Türe gewiesen, nun doch wieder zum Fenster hereingekommen waren. Sie wollte ja nicht. Nein! Heilige Mutter Gottes, lehre mich immer aufwärts schauen!

Und sie sah mit den Augen der Seele ein Kreuz, daran das zarte, rosenrote Engelein blutete. Und sie sah auch, wie es unter Schmerzen lächelte, und es war ihr, als hörte sie daselbe sagen: „Weißt du nicht, Regina, daß ich bluten muß, um so schön rosenrot zu bleiben?“

Darauf ging Regina wieder hinein zu Fräulein Klaudia und wusch und speiste die Auer Kinderlein und arbeitete sich so müde, daß sie abends keines Gedankens mehr fähig war und unter dem Bild der Schmerzensmutter einschlief, keusch und rein, wie 's alle echten Marienkinder tun.

## Zehntes Kapitel.

Der Himmel hatte gehalten, was er im Frühling versprochen und Fräulein Klaudias Gottvertrauen war vor den Kindern durchaus nicht zuschanden geworden. Hatte man im Sommer über auch noch teures Geld für die schwarzen Semmeln bezahlt, von denen die Sage ging, daß Späßen sie bisweilen im Fluge mit sich trugen, und war man auch noch auf kostspieliges Getreide angewiesen, das bis von Rußland herkam, so rückte die Hoffnung auf den Erntesegen doch immer näher.

Der liebe Gott hatte in dem Jahre 1817 nicht nur lauter volle, schwere Aehren geschenkt, die Bitten der Menschen mußten es ihm auch angetan haben, sodaß er in seiner altbewährten Vatergüte den hungrigen Bettlern entgegenkam. Die Feldfrüchte reiften weitaus schneller denn sonst; die unermüdlche Sonne hatte die langen Sommertage hindurch darauf gebrütet, und wenn's einmal ein paar Tage lang keinen sanften Nachttregen gab, so fiel doch des Morgens ein herrlicher Tau vom Himmel, kein Hälmlein mußte verdursten.

Mitte August war der Kornschnitt überall in Bayern gesehen und fast alles Sommergetreide geerntet.

Kein Wunder, wenn die Menschen fast toll wurden vor Freude. Aus allen Städten und Dörfern drang die Kunde von Dank- und Jubelfesten nach München. Da durfte denn die Landeshauptstadt doch nicht zurückbleiben.

Fräulein Klaudia nahm Regina eines Tages beiseite und sagte ihr, daß auch in der „Au“ auf Wunsch des hohen Münchener Magistrates solch ein Freudenfest gefeiert werden solle. Der 15. August sei dafür in Aussicht genommen. Man hatte zwar zuerst an eine große Feier im Hoftheater gedacht, aber ein Ernte-Freudenfest gehöre doch eigentlich in die freie Natur hinaus. So sollte denn auf den Dankgottesdienst im Dome am Nachmittag das ländliche Fest in der „Au“ folgen.

Regina hörte nur mit halben Ohren zu. Nandi, die Unverbesserliche, hatte ihr heute, wie sie gerade nicht entweichen konnte, wieder eine Nachricht zugesteckt. „Am 15. hat die Thekla Hochzeit.“ Das hatte sie wieder von ihrer Freundin, der Bäckerin, gehört. Da sie sich den Namen von Maximilian heiß schon nimmer zu nennen getraute, sprach sie also wenigstens noch von der Thekla.

Am 15.! Regina war es wie ein Schwert durch die Seele gefahren. Sie hatte geglaubt, sie sei längst abgefunden mit dem quälenden Gedanken und nun war es doch wieder, als stünde derselbe heute zum ersten Male vor ihr. Sie meinte, ersticken zu müssen und war darum hurtiger denn je in die „Au“ hinausgeeilt. Sprechen wollte sie zwar auch mit Fräulein Klaudia nimmer von Maximilian heiß, der ja tot sein mußte für sie und der doch mit jedem Wort wieder so leicht zum Leben erstanden wäre. Sie sah nur zu Fräulein Klaudia auf, als verlange diese Unmögliches von ihr, wenn sie Pläne zu einem Freudenfest mit ihr besprechen solle.

Aber Fräulein Klaudia hatte nun einmal vom hohen Magistrat die Aufforderung bekommen, die „Auer“ Jugend zu dem Feste zu rüsten und sie wußte doch vor allem, daß ihre wohllehrwürdige Generaloberin, mit der die vertriebenen Mitglieder des Englischen Instituts immer noch in regem schriftlichem Verkehr standen, Zuverlässigkeit und Gefälligkeit gegen alle wärmstens anempfahl.

„Wir wollen's fromm und schlicht machen, soviel an uns ist,“ sagte Fräulein Klaudia, „wir wollen nämlich einen Erntewagen fein herausputzen und mit passenden Personen ausstatten.“

Das seelenkundige Fräulein Klaudia schien gar nicht zu merken, daß Regina unter jedem ihrer Worte litt. Sie sprach immerfort und machte Pläne und verlangte Reginas Meinung darüber zu hören und schließlich kam es so weit, daß das Mädchen, das nun einmal durch jahrelange Übung an strengen Selbstzwang gewöhnt war, selber mitplante in der Hoffnung, dadurch der herben Pflicht des Vergessens um so besser genügen zu können.

Die Kinder sollten als allegorische Figuren den Wagen begleiten und ein Schnitterpaar würde demselben folgen und fromme Dankeslieder dazu singen. So wurde denn gekleistert und geklebt und geflötet und gesungen, daß die „Auer“ Jugend sich schon damit allein einen großmächtigen Hunger geholt haben könnte, wenn derselbe nicht schon beinahe zwei Jahre alt gewesen wäre. Regina kam in diesen Tagen kaum zur Ruhe. Der Onkel war über der allgemeinen Freude selber ganz taumelig und wirbelte seine Nichte fast wieder zur Türe hinaus, wenn diese sich einmal niedersehen wollte. Er sprach und dachte an nichts als vom Erntefest und freute sich wie ein Kind darauf. Regina sollte nur alles recht schön machen, es kämen gewiß viele Bekannte aus der Stadt hinaus und in seinem Onkelherzen dachte er auch an Unbekannte, die etwa an dem feinen, braunen Mädchen Gefallen finden würden, denn seit er wieder aus seiner Lethargie erwacht war, dachte er doch manchmal mit Besorgnis an Reginas Zukunft.

Am 15. August eilte Regina in die „Au“, sobald das Te Deum im hohen Dome verklungen war. Sie hätte eine Welt darum gegeben, wenn sie an diesem Tage hätte allein bleiben dürfen, aber sie wußte, daß man sie brauchte, und sie wußte vor allem, daß ihre liebsten Gedanken heute ihre schlimmsten Feinde waren. Sie durfte ja nicht denken heute.

Sie kleidete mit Fräulein Klaudia die Kinder an, und als ihre mütterliche Freundin ganz ruhig und gleichgültig wie immer sagte: „Die Schnitterin kommt nicht; Regina, da mußt du aushelfen,“ hatte sie gar nichts einzuwenden. Vielleicht konnte sie mit dem bunten Gewand und mit frohen Liedern das stürmische Pochen ihres Herzens beschwichtigen. So sollte denn am Nachmittag ein schwankender, schwerer Erntewagen durch die Gassen der „Au“ zum Kirchplatz ziehen. Was der Garten des Pöppelschen Waisenhauses nur an Blumen aufzubieten gehabt, das war über das prächtige Viergespann ausgeschüttet. Oben auf den Garben thronte über einer blauen Wolke ein blondlockiges Auer Mädchen als goldene Sonne; ihr zu Füßen kauerten in hilfsbereiter Stellung zarte Schleiermessen, die

sich Tau und Regen nannten; rechts und links von den 4 Pferden gingen 12 Buben als Hirten, die Schalmeien bliesen, dahinter um den Wagen herum 24 kleine Mädchen als Engelein, die in rosafarbenen Gewändern von der Liebe Gottes sangen. Regina war in ihrer schmucken Tracht aus dem Hause getreten. Auf den braunen Locken saß ein Kranz von Mohnblumen, im Mieder steckte ein Büschel Aehren. Sie sollte die Hände darüber falten und das fiel ihr nicht schwer. Alle Freude ringsum hatte ja ihren Kummer nicht erstickt; sie mußte die Hände aufs Herz pressen, damit doch niemand das laute Schlagen desselben merken sollte. Alle Freude ringsum schien ihr nur immer das gleiche zu sagen: Heute ist die Hochzeit! Die Hochzeit ist heute! Sie trat hinter den Wagen, wo ihr Platz war. Sie hielt die Augen gesenkt und betete still vor sich hin. Da tönte ihr auf einmal eine Stimme ins Ohr, so nahe, daß es Regina war, als müsse sie mit den Händen zur Abwehr danach schlagen. „Regina,“ sagte diese Stimme, „Fräulein Regina!“

Ja so, sie war ja nicht allein. Wie hatte sie auch nur auf ihren Partner vergessen können, den Vater Pöppel selbst besorgt hatte! Sie sah auf, um den „Schnitter“ zu begrüßen, aber sie ward leichenblaß und drohte umzufallen, denn kein anderer als Maximilian Heiß war es, der zu ihr gesprochen, der mit Kornblumen im blonden Haar und mit einer fröhlich geschwungenen Sichel als Schnitter neben ihr stand. Sie tastete nach dem Wagen, um einen Halt zu bekommen und sagte, als müsse sie eine Erscheinung bannen: „Heute ist die Hochzeit,“ und wie Maximilian Heiß sich horchend zu ihr niederbeugte, stieß sie ihn fast von sich und wiederholte: „Die Hochzeit ist heute.“

Es war einer von den Augenblicken, in denen die Menschen auf die Schwerfälligkeit ihres Körpers vergessen dürfen, um eine Kette von Jahren und Ereignissen mit einem Blick zu überschauen.

Maximilian Heiß verstand mit einem Schlag alles. So ruhig, als gäbe er auf die gleichgültigste Frage Antwort und doch so innig, als sei er überzeugt, daß mit dem einen

kurzen Saß sich das lange Mißverständnis klären müsse, sagte er zu der gespannt aufhorchenden Regina: „Ja, Fräulein Thekla heiratet heute den Doktor Schlagintweit, der mich ihr in meiner Krankheit besonders anempfohlen hatte.“

Die Hirtenbüblein bliesen in ihre Schalmeyen, die Engskinder huben zu singen an, der Wagen war in Bewegung.

Die Münchener standen in hellen Haufen den Wagen entlang und warteten, es gab kein Zögern, kein Zurück.

So gingen denn Schnitter und Schnitterin hinterdrein, wie es ihre Pflicht war.

Beim Klang der hellen Kinderstimmen entblößten die Männer das Haupt und betend vereinigten sie ihre Seelen mit dem frommen Lied:

Erinnert euch in künftigen Tagen,  
O Freunde, an die teure Zeit  
Und an den schön geschmückten Wagen,  
Der unser Herz so hoch erfreut.  
Ein jeder denk' bei größ'rem Brot:  
Gott war es, der uns half in Not!

Doch wie Maximilian Heiß seinen jubelnden Tenor in der zweiten Strophe hinter die Kinderstimmen stellte, und wie auch Regina mit der ganzen Anmut ihrer hold-glückseligen Verwirrung ein wenig zitternd und doch so unendlich froh mit ihnen sang:

Vergesset, Menschen, nie in Nöten,  
Wie Gott uns als ein Vater liebt,  
Er wollt' uns prüfen, doch nicht töten,  
Der uns nun seinen Segen gibt.  
Gott half auch diese Not ertragen,  
Verzagt doch nie in Kummertagen!

Da wischten die Münchener sich über die Augen und Frauen schluchzten in lang zurückgehaltener Bewegung.

Es war ein Volksfest im rechten Sinn des Wortes. Es gab kein Grölen und Johlen dabei und keine Unmäßigkeit und keinen Streit. Wenn auf dem Kirchplaze auch ein Hanswurst einen Galgen für die Wucherer errichtet hatte und manchmal ein wenig derb dabei wurde, und wenn's auf den grünen Wiesen der „Au“ auch köstliches unverdünntes

Münchener Naß zur Genüge gab, die Menschen waren noch zu sehr unter dem Druck der Jammerjahre, um sich irgendwelche Ausschweifungen zu erlauben.

Im allgemeinen Jubel konnte es nicht auffallen, daß das Schnitterpaar sich von seinem Wagen trennte, ehe das Fest eigentlich zu Ende war.

Maximilian Heiß und Regina saßen beisammen in der unteren Stube des Pöppel'schen Waisenhauses. Herr Rat und Fräulein Klaudia waren freilich auch dabei und sogar Nandl war dem Tag zu Ehren mit ihren alten Füßen in die Au getrippelt. Ihr standen heute gleich zwei Schwänzchen aus dem Achter auf ihrem Hinterhaupt heraus, aber sie dachte gar nicht daran, dieselben unter der sonntäglichen Riegelhaube wieder zu befestigen. Sie mußte mit aller Schnelligkeit, die ihr alter Blasbalg noch bewilligte, dem eigenen Herrn und dem Fräulein Klaudia berichten, was letztere eigentlich schon wußte, wie sie von der Bäckerin erfahren, daß Vater Pöppel den Hofmusikus als Schnittertenor erbeten und wie sie dann bei Sankt Peter drüben einmal das Fräulein Klaudia in einem Beichtstuhl entdeckt und sie aus der Kirche gezogen habe; ja, und wie fein das alles ineinander gegangen sei, die heilige Mutter Anna, der sie eigens an ihrem Namenstage eine Messe hat lesen lassen, die muß schon viel Fürsprache eingelegt haben. Gezweifelt hat sie, die Nandl, eigentlich nie daran, denn der heiligen Mutter Anna ist doch viel an einem guten Ehestand gelegen; auch sei es bisher noch nicht vorgekommen, daß Nandl etwas im Sinne gehabt und es nicht ausgeführt hätte.

Nandl war mit ihren Erläuterungen in der Au durchaus nicht zu Ende gekommen. Sie wußte immer noch mehr, als sie schon längst mit dem Herrn Rat als „Gardedame“ hinter Maximilian und Regina dreinging.

War das ein glücklicher Heimgang! Die Maria Himmelfahrts-Sonne stand noch mitten am Westhimmel über der Au, aber sie sank mit jedem Augenblick tiefer, freilich nicht ohne immer wieder eine neue, goldene Sonnenspur zurückzulassen. Die Wölkchen flockten sich in Rot und Gold zusammen, bis am Himmel droben alles ein Meer von Licht

und Farbe war, das sich herunter wieder in der schäumenden Isar spiegelte. Doch nicht in der Isar allein. Maximilian Heiß hatte längst Reginas Arm in den seinen gezogen, „weil seine schwachen Augen das viele Licht noch nicht vertragen konnten“, doch strahlte aus diesen Augen selber wieder so viel Licht heraus, daß es schien, der ganze Himmel habe sich darin versfangen.

„Das kündigt einen schönen Tag,“ sagte Regina versonnen, „ein solches Abendrot.“

Und dann wurden allmählich die vielen Zwischenfälle ihres Lebens nacheinander besprochen und geklärt.

Wie Maximilian Heiß sich nie getrauen wollte, sich seinen kleinen Schützling von damals als Bräutchen zu denken; wie er in den Krieg gezogen, um Regina zu vergessen und wie er doch wieder nach München getrachtet, um sie, wenn's sein könnte, wieder zu finden.

Wie er gerne blind geblieben wäre um diesen Preis.

Wie die kleinen, selbstlosen Liebesdienste der Thekla, die schon recht zur Doktorsfrau geschaffen sei, in ihm das Heimweh nach anderen Händen und anderen Augen geweckt.

Wie er keine Frage nach Regina zu stellen gewagt, bis sie ihm damals im Leichenzug mit dem Doktor Ringseis selber die Antwort zu geben schien . . .

Sein gutes, ehrliches Gesicht glühte nicht nur im Widerschein der untergehenden Sonne, es lag die ganze Wärme seiner Seele darauf, denn der Vierzigjährige hielt eben sein erstes Liebestündchen, in dem sich die lange zurückgehaltene Begeisterung mit der treuen Hingabe des reifen Mannes einte. Maximilian Heiß forderte auch keine Aufklärung von Regina. Er fühlte, daß sie mit ihm ihr alles gefunden und war glücklich darüber; was konnten ihm Worte denn noch mehr sagen?

So schwiegen sie denn oft ganze Strecken lang und fanden dieses Schweigen Seite an Seite so selig-schön. Sie hätten immer weiter wandern mögen, ohne um- und aufzuschauen. Der Heimweg machte ihnen ja nicht viel Besinnens nötig; wie von selber schienen sie an der unteren Ecke der Sendlinger-Gasse angekommen zu sein.

Doch da gab es noch einen unerwarteten Zusammenstoß. „Das kommt davon, wenn man nicht aufsieht,“ lachte ihnen eine bekannte, freundliche Stimme ins Gesicht.

Es war der Gabelsberger, dessen weiße Binde heute noch frischer und feierlicher ausah als gewöhnlich. Er hatte den Kopf wieder über seinen Gedanken hängen lassen. „Bin eigentlich auf dem Wege zu Ihnen, Fräulein,“ sagte er, indem er auch die übrigen mit strahlender Heiterkeit begrüßte, „einen Buben hat es bei uns heute gegeben, das wollte ich vermelden. Wir haben ihn schon taufen lassen bei Sankt Peter drüben: Georg heißt er!“

Und — als ob sich seine Freude noch um einen Grad steigerte, „jetzt auf dem Wege zu Ihnen ist mir gerade ein G-Zeichen eingefallen, das Schreibflüchtig ist und doch aus dem kurrentschriftlichen g — dabei zeichnete er in der Luft ein lateinisches g — herausgenommen, und ich glaube auch verbindungsfähig — wenigstens mit r.“

Gabelsberger strahlte. Ja, er war ein doppelt glücklicher Vater.

„Sie entschuldigen mich für heute, nicht wahr, ich muß der Sache doch am Schreibtisch noch weiter nachgehen.“

So ließ man den Glücklichen ziehen. Viele gute Wünsche folgten ihm nach. Regina sollte bald zu Franziska kommen.

Herr Rat Iud Maximilian heiß gleich zum Abendessen; „die Mahlzeiten müsse er jetzt natürlich immer mit ihnen nehmen, denn er habe Regina für viele Entbehrungen schadlos zu halten,“ lächelte der alte Herr. Aber die Nandl erhob Einspruch gegen das „Gleich“. Es müsse doch etwas Besonderes werden heute abend; sie hätte zwar schon vorgesorgt (dabei sah sie wieder sehr pfiffig aus), aber die Heinzelmännchen stünden ihr doch nicht zu Gebote. Ein wenig Zeit brauche sie schon noch.

Maximilian heiß und Regina waren es zufrieden. Sie machten denn ihren ersten kleinen Gang ohne Begleitung; aber sie gingen wie zwei gute Kinder, die ihre Mutter suchen.

Im Herzogspital stand die Schmerzensmutter; sie trug heute einen goldgestickten Mantel und ein Krönlein mit leuchtenden Steinen. Auf dem Altare standen und lagen

die „Reisebüschel“, die ihr die Münchener zum Feste der Himmelfahrt geschenkt.

Regina wies auf das Kreuz. „Da oben in Jesu Herzenswunde hatte ich meine Liebe vergraben,“ flüsterte sie.

In Maximilians Augen standen Tränen. „Dann ist sie gut begründet,“ sagte er innig.

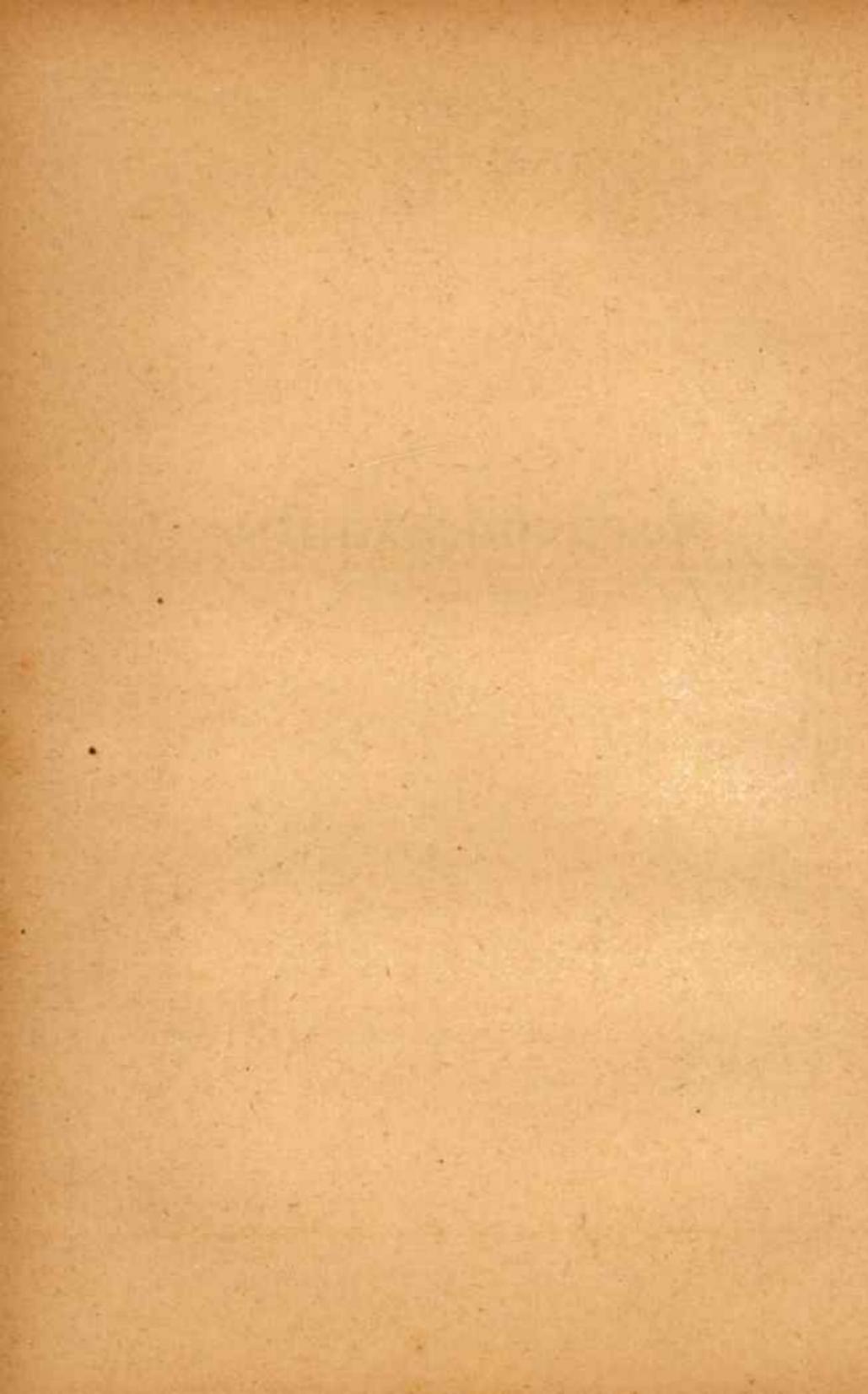
Sie beteten lange.

„Das muß unser Traualtar werden,“ sagten sie im Hinausgehen wie aus einem Mund.

Da fühlten sie ein Flügelwehen. Das rosenrote Engelein zog mit ihnen und keines wollte es mehr verschrecken.



**Karfreitagszauber**





## Erstes Kapitel.

**E**s war in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Da stand auf der Höhe von Giesing ein gemütliches Landhaus. In dem Garten, der terrassenförmig aufstieg zur Höhe des Berges, war ein gemauertes Sommerhäuschen, das mit seiner gediegenen Einrichtung an eine Wohnstube erinnerte und auch gerne als solche ausgenützt wurde.

In diesem Gartenhäuschen saß an einem schönen Herbsttage eine alte Dame, die eigentlich selber nicht anders aussah als ein schöner Herbsttag. Ein feines, immer noch blühendes Gesicht mit zwei klaren blauen Augen sah aus der schwarzen Spitzenhaube heraus, deren Bänder lose herabhingen und erst auf der Brust mit einer Elfenbeinbrosche zusammengehalten waren, darauf in zierlicher Handmalerei nach Gabelsbergerschem System geschrieben stand: Der Eisenbraut.

Frau Regina Heiß griff mit ihren schlanken Fingern, die an tausend erfüllte Frauenpflichten edelster Art gemahnten, in alter Gewohnheit nach diesem Schmuckstück, das noch ein Andenken an ihren Hochzeitstag war. Das tat sie immer, wenn sie ins Denken kam, denn ihre Gedanken waren sehr treu und suchten nirgends als in der Vergangenheit.

Dabei schweifte ihr Blick hinunter ins Tal, wo die grüne Isar, das nie alternde Kind der Berge, mit sonnenfunkelnden Wellen dahinrauschte, wo statt der Mauern und Türmchen von ehemals das stolz gewordene München Ludwig I. lag. Was hatte sich da alles um die ehrwürdigen Frauentürme herumgeschart an Giebeln und Türmen, und welch ein Meer von Dächern flutete in verwegendem Ausdehnungsdrang über die alten Mauern hinaus!

Frau Reginas Augen füllten sich mit Tränen. Sie nahm das Opernglas, das neben ihr auf dem Arbeitstischchen lag und suchte fast ängstlich nach den vertrauten Punkten im großen Stadtbild.

Ja, ja, es stand schon noch da, das Sendlinger-Tor mit den zwei Haubentürmchen, und dahinter lag das weite Gräberfeld, das jetzt den Namen „Südllicher Friedhof“ trug. Die müden Münchener hatten ja nimmer alle am „Südllichen“ Platz gefunden. An den vier Enden waren Gottesäcker angelegt worden, die eine fromme Ausfaat bargen für den Jüngsten Tag. Ach Gott, fromm! Frau Regina sah mit Wehmut den müden Blättern zu, die gleich ihren Blicken immer die Tiefe suchten. Wie waren doch die Zeiten so ganz anders geworden! Ein ordentliches Heimweh könnte einen packen!

Wenn die Seele nicht das Aufwärtsschauen gelernt hätte schon in der Jugendzeit — damals im Herzogspital — dann wäre sie ein rechtes Waisenkind geworden, trotz der weißen Haare.

„Wenn 's Mailüsterl weht,  
 'S'geht im Wald drauß' der Schnee  
 Und die blauen Veigerln  
 Heb'n d' Köpferln in d' Höh'!“

In weichen, kräftigen Confluten kam das den Hügel herauf und bald tauchte hinter dem frischen Lied ein ebenso frisches, blühendes Mädchengesicht auf. Ja, ja, das war der Frühling in Person; daran konnte niemand zweifeln und es konnte auch niemand verwundern, daß über diese roten Lippen nur Frühlingslieder quollen.

„Großmutter, die Tante Franziska ist da!“ Ein blonder

Zopf flog dieser Kunde voraus ins Gartenhäuschen hinein, bis das ganze schlanke Figürchen im blauen Sommerkleid mit weißen Tupsfen sich schließlich an die alte Dame schmiegte.

„Gelt, Großmutter . . .“ Diese verstand rasch, daß ein Attentat auf sie geplant war und zog wie zur Abwehr eine strenge Linie um den Mund.

„Aber, Dörchen, wie du wieder aussiehst! Fast 17 Jahre schon und brauchst noch eine Kinderfrau! Ganz zerzaust bist du und wieder keine Schürze über dem guten Kleid.“

„Ach, Großmutter,“ schmollte das Mädchen ein wenig entgegen, „das meinst du ja nur so. Ich bin immer noch die Allergescheiteste in der ganzen Musikschule und Haus-schürzen, weißt du, Großmutter, Haus-schürzen tragen die jungen Fräulein alle nicht.“ Dabei sah sie ganz verächtlich an dem eben gerühmten „guten Kleid“ hinunter und die blauen Augen füllten sich mit Unmutstränen. „Bin ja ohnehin angezogen wie eine alte Jungfer.“ Das sagte sie freilich so leise, daß nur der Schmollton dieser Worte hörbar wurde.

Die alte Frau empfand einen stechenden Schmerz, aber sie bezwang sich und sagte ernst: „Darüber wollen wir ein andermal sprechen, Dora; ich darf Franziska nicht länger warten lassen. Hast du ihr doch gesagt, daß sie es sich einstweilen bequem machen soll? Mit ihrem Asthma ist der Weg da heraus keine Kleinigkeit.“ Dora bejahte eifrig. Sie fühlte, daß sie zu weit gegangen war und wollte wieder gut machen und auch ihr eigenes Ziel erreichen.

„Ich habe ihr die Mantille abgenommen und sogar einen Fußschemel hingeschoben,“ sagte sie; aber wie die Großmutter mit einem zufriedenen Blick darüber das Gartenhäuschen verlassen wollte, schmiegte sich das Mädchen wieder an sie und sagte im ersten Schmeichelton: „Gelt, Großmutter, ich muß nicht dabei bleiben?“

Die Großmutter mußte unwillkürlich über die unverhohlene Angst der Enkelin ein wenig lächeln.

„Nun denn, wenn's gar so schrecklich ist, alte Leute miteinander plaudern zu hören, bleibe draußen im Garten. Für Franziska wird es ein wenig zu kühl draußen sein.“

Damit war für Dora die Schlacht gewonnen; sie hörte gar nimmer, wie die Großmutter noch sagte, daß die jungen Leute an den Geschichten aus alten Zeiten sehr viel lernen könnten, wenn sie nur Ohren dafür hätten.

Diese Gedanken mußte die alte Dame für sich behalten. Die Enkelin war einmal stocktaub für derlei Dinge. Und doch schritt sie jetzt selber noch mit fast jugendlicher Frische auf das Wohnhaus zu, um mit ihrer Freundin Franziska in der Vergangenheit zu leben, von den lieben Menschen zu sprechen, die Maximilian heiß und Franz Gabelsberger geheißten, und die aus dem Sinn dieser beiden Frauen nicht schwinden konnten, wenn sie auch schon seit Jahrzehnten draußen lagen vor dem Sendlinger-Tor.

Wie 's gewesen war, als Frau Regina nach langen, schweren Creuproben dem Hofmusikus Maximilian heiß unter den Augen der Schmerzensmutter vom Herzogspital die Hand zum Lebensbund gereicht, wie 's gewesen war, als die fünf Kinder die trauliche Wohnstube füllten, als der Max zum Studieren kam und Regina zu husten anfang, und Franz das wildfremde Ding zum Traualtar führen wollte, und als die Zwillinge die Künstlerlaufbahn einschlugen, auf der sie beim großen Opernbrand in Paris, eng umschlungen, den gräßlichen Tod in den Flammen gefunden . . .

Ja, und wie's gewesen war, als Franz Xaver Gabelsberger sein Alphabet zu Ende gebracht, wie die Kerzen nimmer reichen wollten zu seiner Nachtarbeit, wie er es neunmal wieder umgestürzt und wieder neu geschaffen, wie die Herren im Landtag verwundert aufgeschaut, als ihre Reden wortgetreu in die Oeffentlichkeit kamen, wie der Minister Wallerstein selbst in den stockfinsternen nächtlichen Wagenfahrten nach Leutstetten dem Franz noch diktieren konnte, wie dann freilich auch das ganze Vermögen, das vom Schwellerschen Tuchgeschäft herübergekommen war, in der großen „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie“ aufging, wie Krankheiten und Schicksalsschläge schwer und oft nacheinander ins Haus drangen, wie der Georg kränkelte und mit 24 Jahren ins frühe Grab

sank, ja, wie 's den Meister selber hingerissen — damals am 4. Januar 49, wo er nimmer heimkam vom eiligen Gang auf die Hauptpost . . .

Auch in der Gegenwart lebten die zwei Frauen, aber nur in jener Gegenwart, deren Wurzeln zurückreichten in ihre eigene Jugend. Frau Gabelsberger hatte sogar Zeitungsausschnitte mitgebracht, die von der treuen Anhänglichkeit der Gabelsberger Schüler berichteten, von den Vereinen, zu denen sie sich da und dort zusammengeschlossen, um die Kunst des Meisters zu verbreiten, von den Büchern und Zeitschriften, die sie zur Pflege des Systems herausgaben, ja, daß sie ein Denkmal schaffen wollten, das den Franz, der in ihrem Herzen thronte, in übergroßer Erzfigur auch der Nachwelt zeigen sollte . . .

Frau Hofmusiker Heiß brauchte nicht die halbe Welt abzusuchen, um das zu finden, was ihrem Herzen teuer war. Von den fünf Kindern war ja nur mehr der Franz am Leben und der hatte es zu Amt und Würden gebracht, saß draußen in Süßen als Bezirksamtmann, und weil seine Dora, die eine rechte Tochter ihrer Mutter war, durchaus Musik studieren wollte, hatte sie die Enkelin zu sich nach München genommen.

Und diese Enkelin Dora war es, die an den bitter-süßen Plauderstunden der beiden Frauen immer den Löwenanteil hatte . . .

Diese Enkelin Dora aber saß jetzt draußen im Garten mitten drinnen im Holunderbusch mit einem Band der Heinelieder auf den Knien, den Zopf auf der Schulter, die blonden Ringeln im Gesicht und das getupfte Kleid am Hals so weit zurückgeschlagen, als es nur irgend möglich war. So ließ es sich gut träumen. Sie hatte auch ihre Gedanken für sich, die kleine, blonde Dora. Sie sah hinein in die blauen Berge, die fast alle Schleier abgestreift hatten und ihr greifbar nahe zu winken schienen. Sie kannte die Berge gut von Süßen her, aber sie wollte jetzt an nichts Bekanntes denken, es zog sie vielmehr nach Fernem, Unbekanntem. Wenn da unten die Har glitzerte, dann fragte Dora nicht etwa, woher sie kam, sie zog vielmehr den

schillernden Wellen nach — fort in eine unbestimmbare Zukunft, darin es keine Not gab und keinen Tod. Und dann lachte sie wieder sich selber aus, zerbröckelte die Holunderstiele mit ihren Fingern und schob die Hölzchen durch die Blätter, daß ein Kranz daraus wurde, den sie sich aufs Haupt setzte. Und dann sog sie den Erdgeruch ein, der schon mit Fruchtbarkeit gesättigt war, und es kam ihr auf einmal in den Sinn, daß sie doch nicht immer so im Holunderbusch sitzen könne, daß sie jemand brauche, der den holden Wechsel der Jahreszeiten auch in ihr Leben brächte. Und sie wußte nicht, wie ihr geschah, es schüttelte und rüttelte eine geheime Kraft an ihr. War das eine Krankheit, die nach manchem verstohlenem Anklopfen jetzt plötzlich bei ihr ausgebrochen war?

Dora schlang die Arme um die Holunderzweige, als müßte sie ihr Herzallerliebstes damit festhalten. Doch diese wichen elastisch wieder zurück und nur einige zerrissene Blätter blieben ihr in den Händen. Das gab grüne Flecken und eine widerliche Klebrigkeit. So schwer war es ihr noch nie zumute gewesen wie jetzt. Es schluchzte sogar etwas in ihr. Sie fragte ihren Verstand: Was weinst du denn so?

Doch da fiel ihr ein, daß sie mit dem Verstande gar nicht weinen könne; sie hatte ja eine Heimat zu Hause in Füßen und eine Heimat in München; ein Glückskind nannte man sie, und ihrer Stimme sei eine Zukunft beschieden, sagte der Professor an der Musikschule.

Aber während der Verstand so redete, schrie ihr Herz dazwischen: „Ich muß ja weinen, ich! Gibt es denn etwas Elenderes als ein junges Herz, das allein sein muß?“

Dora glaubte ihrem Herzen und ihren Schmerzen und das ganze Mädchen weinte im Holunderbusch zum Steinerbarmen.

Dann war es wieder leichter. Ja, dann war es auf einmal ganz leicht und sie mußte lächeln in ihre letzten Tränen hinein.

Noch schimmerten ihre Augen in feuchtem Glanz und auf den Wangen saß ein tieferes Rot als gewöhnlich. Wäre da ein Maler oder Dichter des Weges gekommen, so hätte

er sich wohl fragen müssen, welches denn das schönere Röslein sei, das rote, duftende, das da als letzte Liebesgabe des Sommers am Rosenbusche hing, oder das frische, zarte Menschenkind, das mit verweinten Augen und lachendem Munde im Holunderbusch saß und seinem Sommer erst entgegen sah.

Dachte Dora selber an Rosen jetzt? Wie hergeweht klang ihr in Sinn und Ohr herein die zweite Strophe des Liedes, das sie erst gesungen:

Und blüh'n amal d' Rosen  
 Is 's Herz nimmer trüb',  
 Denn d' Rosenzelt ist ja  
 Die Zeit für die Lieb'.

Sie war aufmerksam geworden und spähte nach dem Sänger aus, der wohl auf der Landstraße draußen irgendwo gehen mußte. Neugierig streckte sie den Kopf in die Höhe und über der Freude, ein bekanntes Gesicht aus der Musikschule da heraußen in Giesing zu sehen, überhörte sie jetzt mit Herz und Ohr fast die letzten Worte, die er sang:

Die Rosen, die blühen  
 Schön frisch alle Jahr',  
 Aber d' Lieb' blüht nur einmal  
 Und nachher is ' gar . . . aber d' Lieb blüht  
 nur einmal . . . , nur einmal . . .

Der Sänger zog den Hut grüßend gegen den Holunderbusch. Er hatte Dora bemerkt.

„Ei, Fräulein Heiß, da heraußen treff' ich Sie,“ stotterte er ein wenig verlegen, seinen Gesang unterbrechend.

Ein rechter Musensohn war das. Die Abkunft lachte ihm zu den Augen heraus. Dora waren diese Augen nicht fremd. Sie hatte in der Musikschule schon ein paarmal flüchtig hineingeschaut. Auch eine leise Stimme in ihrem Inneren sagte: Er trifft dich nicht zufällig da, er ist deinetwegen nach Giesing gekommen.

Aber sie erwiderte den Gruß nur leichtthin, als wäre ihr blutwenig daran gelegen und fing in ihrem Buche eifrig zu lesen an. Während sie den Kopf über die Blätter neigte, fiel das Kränzlein herunter, hinaus auf die Landstraße,

wo der junge Mann in halb erwartungsvoller Stellung stand. Er fing es auf und während Dora scheinbar eifrig weiterlas und ihn unbeachtet ließ, legte er die Blätter sorgfältig aufeinander und schob sie in die Brusttasche.

Dann klang die Stimme der Großmutter über den Garten her: „Dora, wo steckst du denn so lange? Tante Franziska will schon fortgehen!“ Dora sprang aus dem Busch. Ein heller Tenor auf der Landstraße und ein lieblicher Sopran im Garten klangen zusammen:

Und blüh'n amal d' Rosen  
Is 's Herz nimmer trüb',  
Denn d' Rosenzeit ist ja  
Die Zeit für die Lieb'!

## Zweites Kapitel.

Am Unteranger hatte der Musikschüler Jakob Rauchner sein Quartier aufgeschlagen. Die Hafnersleute Heimerl waren billige Wohnungsgeber und die Heimerlmutter insbesondere eine zuverlässige, wenn auch ein bißerl derbbiedere Hausfrau.

Da saß der junge Jakob eines Abends auf dem Fenster Sims und zupfte wie gewöhnlich die welken Blüten von den Geraniestöcken, aber wenn die Bewohner des Angerviertels gewöhnlich um diese Zeit auf ein Freikonzert rechneten, so hatten sie sich heute verrechnet. Der Musikus hatte seine Geige im Kasten gelassen und nicht einmal den Mund zu einem fröhlichen Liedchen gespißt. Im Gegenteil. In den Mundwinkeln saß etwas, das nach Schmerz und Trauer aus sah und das frohe Licht der Augen war selber von einer düstern, zweifelnden Ungewißheit verhüllt.

Jakob Rauchner zupfte und zupfte und merkte gar nicht, daß er neben den welken Blüten auch manches frische Aestchen wegbrach.

Was sollte denn das noch werden mit ihm? Was hatte er in den letzten Tagen gefiedelt und gesungen und sogar — in aller Heimlichkeit — gedichtet und komponiert dazu und wie war doch alles auf den gleichen Ton und Gedanken eingestimmt gewesen, weil eben der ganze Jakob Rauchner vom Lockenscheitel bis zu den blißblank gewichsten Stiefeln hinunter erfüllt gewesen war von dem Namen Dora Heiß!

Ja, ja, Professor Giehl hat kein gar zu scharfes Auge haben müssen, als er dem jungen Mann heute bei seiner Vorstellung fürs neue Schuljahr von der Nasenspitze weg die Geschichte seiner Liebe ablas. „Rauchner, bei Ihnen klappt etwas nicht,“ hatte er im Tone einer freundlichen Besorgnis geäußert und als Jakob errötend versicherte, daß er glaube, es würde schon klappen, da war der väterliche Lehrer ganz ernst geworden, hatte des Schülers Hand in

der seinen gehakten und warm und eindringlich gesagt: „Sie sind noch nicht fertig, mein Freund, und wenn Sie bei der Musik bleiben, dann sind Sie 's auch noch lange nicht und ein Ehrenmann denkt erst ans Freien, wenn er etwas bieten kann.“

Das war's, was dem Jakob Rauchner jetzt so schwer im Sinn lag, daß ihm das Pfeifen und Siedeln darüber verleidet wurde. Er zählte neben den abgerissenen Blüten die Jahre, die den Musiker schätzungsweise noch von dem Tage trennen würden, an dem er etwas „zu bieten haben“ könnte; da waren noch einige des Studiums und dann eine recht ungewisse Zukunft. Fürs Theater fühlt er sich nicht geboren. Wohl tauchte unter den Sternen, die über den Giebeln des Angerviertels standen auch immer wieder einer auf, der „Ruhm“ hieß. Er dachte an die glänzenden Rollen der neuen Wagneropern und an die schier unerschöpfliche Fülle von begeistertem Lobe, ja auch von wahrhaft königlichem Verdienst, das die Darsteller dieser Rollen einheimsten, und mit dem wachsenden Verständnis der Allgemeinheit erst noch einheimsten würden; aber er wandte sich doch immer wieder von diesen Bildern ab, denn das höchste Glück schien dem Heimatlosen ein trautes Heim und ein harmonisch gestimmtes Familienglück. Und das würde der Bühne ferne liegen, fürchtete er. Und so suchte er weiter und fand, daß auch der Lehrerberuf für den Musiker etwas Fragliches wäre. Wie wenig gute Stellen waren in Wirklichkeit vorhanden und wie viel Glück würde dazu gehören, eine dieser guten Stellen schon in jungen Jahren für sich zu bekommen!

Hatte er an all dies bisher nicht gedacht?

Er mußte sich gestehen — nein. Er hatte die Musik nur um ihrer selbst willen geliebt und als er nach dem frühen Tod der Eltern aus der väterlichen Zeichenstube herauskam und mit einigen Gulden Erbgut frei schalten und walten konnte, da war er um dieser Liebe willen auf die Musikschule gezogen und hatte beschlossen, sich recht und schlecht durchzuschlagen und wenn's mit Hunger und Durst wäre und die Zukunft in christlichem Leichtsinne dem Herrgott im Himmel zu überlassen, — aber diese Rechnung war

ohne Dora heiß gemacht worden. Und jetzt, da dieser Name hineingeschoben war, stimmte sie nimmer. „Ein Ehrenmann muß doch etwas bieten können, ehe er ans Freien denkt.“

Jakob hätte wohl seine Geranienstöcke noch schlimmer zugerichtet, wenn ihn die Stimme des Hafnermeisters Heimerl von der unteren Wohnstube herauf nicht plötzlich aus seinen Gedanken und damit auch aus seiner gedankenlosen Beschäftigung gerissen hätte. Die Kinderchar des Angerviertels war eben mit dem Gebetläuten in die Häuser und Betten getrieben worden und es war darum so stille, daß jeder Ton schon den nächtlich-feierlichen Hall hatte. Der Heimerlvater hatte offenbar heute beim Ofensezen wieder allerhand erfahren, das er jetzt seiner Ehefrau neben den Zeitungsneuigkeiten mittheilte.

„Eine Pracht muß das werden mit diesen Königsschlössern! Beim Herrn v. Dollmann habe ich heute wieder viel davon reden hören. Der kann für sein Bureau gar nicht genug geschickte Leute aufreiben. Unsere Bauleute können von Glück sagen, daß sie in diese Zeit hereingekommen sind.“ Dann kamen Einzelheiten, die in ihrer raschen Aufeinanderfolge und unter dem Geklapper der Hausmutter wieder mehr für Jakob verloren gingen.

Aber hatte er nicht genug gehört? Wo lag seine Zukunft? War er nicht unter des Vaters Anleitung ein richtiger Bauzeichner geworden und schufsen seine Hände im Verein mit den Augen nicht ebenso geschickt und sicher als im Verein mit dem Ohr?

Und doch wurde es ihm auf einmal ganz weh ums Herz. Das Reich der Töne versank vor ihm, es war ein Abschied auf Leben und Tod. Aber er wollte sich den Abschied nicht reuen lassen. Er hatte ja Dora heiß seine Liebe gezeigt, so wollte er ihr auch zeigen, daß er ein Ehrenmann sein und den sicheren Weg gehen will, der zum ehelichen Glück führt.

In seinen Mundwinkeln zuckte es und aus den Augen fielen unversehens ein paar Tränen nieder, aber wie der Sturm vorüber war, da glänzten diese Augen selber wieder

wie zwei frohe Hoffnungssterne und der Mund spitzte sich wieder fast vergnüglich zu einem Liedchen. „Der kann 's Singen nicht lassen,“ sagte der Heimerlwater drunten in der Wohnstube, dieweil es von oben heruntertönte:

Die Rosen, die blühen  
 Schön frisch alle Jahr',  
 Aber d' Lieb' blüht nur einmal,  
 Aber d' Lieb' blüht nur einmal,  
 Und nachher is gar — und nachher is gar ...

„Er kann's schon lassen,“ lächelte Jakob Rauchner für sich hin und ging mit dem Bewußtsein zu Bett, daß eher alles in die Brüche gehen würde, als seine Liebe zu Dora Heiß — ja, und noch etwas, — daß der Musiker in ihm sterben kann, der Ehrenmann aber nicht.

\* \* \*

Frau Hofmusiker Heiß hatte an diesen Tagen wieder ihre Jahreswohnung in der Stadt bezogen. Sie war ihr Leben lang nimmer aus dem „Fürstensefelderwinkel“ herausgekommen und auch als Sommerfrische wollte sie nur von der Giesinger Höhe etwas wissen, wo sie jenem Plätzchen zunächst war, da sie unter Fräulein Klaudias Augen für die Auer Kinder gesorgt — und Maximilian Heiß gefunden hatte fürs Leben. In der Fürstensefeldergasse standen noch dieselben Möbel, die der alte Kanzleirat seiner Nichte vererbt, und für Dora Heiß hatte die Großmutter mit aller Liebe ein Jungfernstüblein zusammengestellt, das ihrem eigenen, im Heime des Onkels, aufs Haar gleich. Sogar die Schmerzensmutter vom Herzogspital hielt mit gesenkten Augen treue Wacht am Bette der munteren kleinen Dora.

Diese selbst hatte das Nest bei der Großmutter zuerst urgemütlich gefunden, aber seit sie bei ihrer Freundin Lili Weber das weißlackierte Mädchenzimmer mit den rosa Vorhängen und dem entzückenden Ankleidetischchen gesehen, war ihr der Geschmack am eigenen Zimmer gründlich vergangen. Sie setzte nicht selten ein Schmollgesicht auf, ohne daß die Großmutter eigentlich erraten konnte, was ihr fehle. „Rosa

Vorhänge“, plakte sie schließlich auf die verwunderten Fragen hin heraus, „die alten, geblumten Dinger da sind so häßlich.“

Frau Hofmusiker Heiß fühlte wieder den Stich in der Herzgegend, aber da gerade in diese Tage Doras Geburtstag fiel, kamen doch rosa Vorhänge ins Haus; freilich nicht das duftige Gewebe, das die Enkelin im Sinn gehabt, sondern etwas ganz solid Waschbares, das darum auch nicht im mindesten die Träume eines Mädchenherzens befriedigte. Dora war der Großmutter um den Hals gefallen; aber die Tränen, die sie weinte, entsprangen vielmehr dem Unmut als der Befriedigung ihres Herzens. Es war doch in der letzten Zeit eine so eigene Unruhe über sie gekommen, daß sie den Weg, der zwischen dem Lachen und dem Weinen lag, kaum mehr fand und kaum mehr suchte. Mit Beginn des Unterrichtes hatten ihre Augen fleißig unter den Musensohnen Umschau gehalten, aber der schwarzlockige Kopf, den sie überall suchte, war nirgends aufgetaucht. Sie hatte auch ihr Kleid in die modernsten Falten zu streichen versucht und mit den Freundinnen bisweilen so laut gelacht, daß sie von Professor Giehl einmal einen erstaunten und fast mißbilligenden Blick auffing. Sie spürte ein klein wenig etwas wie Angst, Jakob Rauchner könne krank geworden sein und sie wollte sich um jeden Preis versichern, wie es um ihn stünde. Mit diesem leisen Schimmer von Fraulichkeit umkleidet, bat sie die Großmutter auch eines Samstags um die Erlaubnis, am kommenden Tag doch in die Schulmesse nach Sankt Bonifaz hinausgehen zu dürfen. „Alle Musikkenner der Stadt gehen da hinaus,“ behauptete sie, „ich möchte doch die Kinder auch singen hören!“ Sie selber sprach um eine Note weicher und der Anflug von Sorge, der auf ihr lag, machte die Großmutter schnell zur Einwilligung bereit. Dora wußte ja, daß die alte Frau mit zäher Liebe an ihrer Pfarrkirche Sankt Peter hing und außer einem Abendgang ins Herzogspital hinüber kein Bedürfnis hatte. Sie hatte gehofft, daß sie allein den Weg in die Markvorstadt hinausmachen und dabei unter den Musikjüngern auch Jakob Rauchner entdecken würde. Aber Frau Hofmusiker Heiß hielt es für durchaus unschicklich, ein

junges Mädchen allein durch die Stadt gehen zu lassen und entschloß sich dann der Enkelin zuliebe zum unerhörten Ereignis eines Kirchenbesuches in Sankt Bonifaz.

Verdrießlich schritt Dora neben der Großmutter dahin „an der Leine“, wie die spottlustige Lili Weber kürzlich ihre Spaziergänge genannt hatte. „Die Schlachten von Arcis und Brienne hat dein Großvater auch mitgemacht, Dora,“ sagte die Großmutter, als sie beim Glaspalast in die Arcisstraße einbogen, „damals wußte ich noch nicht, daß wir zusammenkommen würden fürs Leben, ich fühlte nur, daß wir zusammengehörten.“

Dora warf einen halb erstaunten, halb forschenden Blick auf sie. „Kann man das fühlen?“ fragte sie rasch entgegen. Doch die Großmutter wurde plötzlich gewahr, daß sie ein gefährliches Thema angechnitten und sprach weiter über die schreckliche Zeit der Freiheitskriege, wie sie es so gerne und häufig tat. „Ach Freiheitskriege,“ seufzte Dora



für sich hin, „Freiheitskriege muß ich auch führen, das sehe ich wohl, sonst bleib' ich mein Leben lang ein unmündiges Kind.“

Und wie gar noch von der unteren Arcisstraße her Frau Gabelsberger dazu kam und auf den Stock gestützt den Arm der Jugendfreundin ergriff, fühlte sie sich von einer förmlichen Wut gepackt, sodaß sie am liebsten auf und davon gelaufen wäre, anstatt schön artig und bescheiden an der linken Seite der beiden alten Damen dahinzutrippeln.

Es ging eine Bewegung durch die Reihen der Kirchengänger. „Er kommt,“ hieß es von allen Seiten, „und den Wagner hat er wieder bei sich.“

Und schon kam's im flottsten Königstrab durch die Karlstraße daher und die strahlende Majestät des jugendlichen Ludwig löste sich aus dem blauen Hofwagen und hinter ihm schritt ein Mann in reifen Jahren und doch von schwellendem Idealismus getragen: Richard Wagner. Die Künstlerjugend drängte sich mit Hochrufen an den Fürsten des Volkes und an den Fürsten im Reich der Töne. Das einfache Volk sah scheu und argwöhnisch zu den beiden hohen Freunden hinüber.

„Aus den Kinderliedern hat er ein Motiv für die Engelhöre im Parzifal genommen,“ sagte einer aus der Künstlerschaft voll Begeisterung vor Dora. „Diese Wagnerschwärmerei bringt ihn oder uns noch ins Verderben,“ klang eine Stimme von hintenher.

Alle Gemüter waren in Erregung, wenn auch nicht alle aus dem gleichen Grund. Die drei Damen wurden von der Menge förmlich in die Kirche hineingeschoben und mußten mit einem Stehplätzchen zufrieden sein. Frisch und voll klangen die alten Kirchenweisen vom Chor der Bonifazschule. Die Lehrer Lohr und Göttfried hatten mit ihrer Schulung wieder das Allerbeste geleistet. Dazu drang eine milde Herbstsonne durch die hohen Hallen der Basilika und spielte mit anmutigen Lichtern auf den stolzen Steinsäulen, dem bunten Mosaik der Mauern und den herrlichen Wandbildern aus dem Leben des heiligen Bonifazius, zu denen Döllinger noch den Plan entwarf und die dann zum Teil aus der Künstlerhand des Meisters Heß hervorgegangen waren. Aber Dora sah und hörte nichts von den festlichen Klängen und Farben. Sie hatte nur wieder nach Jakob Rauchners schwarzem Krauskopf ausgespäht und da sie ihn nirgends entdeckte, war ihr Unmut ins Riefenhafte angewachsen. Von Jugend an gewöhnt, in sich selber den Mittelpunkt der Schöpfung zu sehen, schwand die Sorge um ihn plötzlich dahin und es erfaßte sie ein Aerger, daß sie am liebsten mit den Füßen gestampft und mit den

Zähnen geknirscht hätte. „So mag er im Pfefferland bleiben, wo er hingehört,“ dachte sie. Es war doch eine langweilige Sache, eine geschlagene Woche hindurch nach einem Menschen Ausschau zu halten und mit der Langeweile war Dora noch nie befreundet gewesen. Sie wollte sich vergnügen und genießen.

Kaum hatte Abt Haneberg die Betergemeinde mit drei Kreuzen gesegnet, als sie sich von der Menge schon wieder aus der Kirche hinausgeschoben fühlte. Draußen stand nun wie aus dem Boden gezaubert Lili Weber mit ihrer Mama, der Frau Regierungsrat, die mit bezaubernder Liebenswürdigkeit auf Dora und deren Großmutter zukam. „Wie reizend, daß wir Sie da heraußen treffen, liebe Frau Hofmusiker,“ sagte sie, indem sie ihren grünseidenen Schirm aufspannte, „die Kinder singen auch ganz himmlisch schön, nicht wahr.“

Doch als sie bemerkte, daß Frau Gabelsberger sich in Begleitung der Angeredeten befand, setzte sie schnell eine bittende Miene auf. „Erlauben Sie doch, beste Frau Hofmusiker, daß Dorchen noch ein wenig mit uns kommt; ich glaube, sie hat die Wagnervilla noch gar nicht gesehen, – wir bringen sie dann schon wieder wohlbehalten nach Hause,“ fügte sie mit verbindlicher Sorge hinzu, um die alte Frau vollends zu beruhigen, während Lili an ihren braunen Löckchen schob und mit den ausgespreizten Glacesingern ein spöttisches Lächeln zu verdecken suchte.

Frau Hofmusiker Heiß konnte nicht gut nein sagen, wenn sie es auch beinahe grausam empfand, daß sie den Weg, den sie Dora zuliebe unternommen, nun allein zurücklegen sollte. Sie zupfte noch an Doras Kleid und schob den Hut noch ein bißchen tiefer in die Stirne, dann nahmen sie Abschied.

„Ich glaube, deine Großmutter ängstigt sich halb zu Tode,“ lachte Lili und setzte die lackbestiefelten Füßchen zu einem zierlichen Sprung über die Steinstufen der Kirchenhalle vor. „In einem solchen Damenstift könnte ich's fein nicht aushalten, Dorle.“

„Verlangt auch niemand von dir,“ lächelte die Mutter, befriedigt ihr hübsches Töchterchen im festlichen Herbstkostüm betrachtend.

Dora war rot geworden bis hinter die Ohren. Es war eine Stimme in ihr, die sagte: „Deine Großmutter seht alles für dich ein, du darfst sie nicht verspotten lassen.“ Aber es war auch eine Stimme in ihr, die sagte: „Alles, nur selber keinen Spott aushalten“; und da diese Stimme schon von Kindheit an viel bei ihr zu sagen gehabt hatte, darum übertönte sie auch jetzt ganz leicht die andere, bessere.

So nahm denn Dora jetzt alle „Feschheit“ zusammen, die sie an den Musikschülerinnen schon oft angestaunt hatte, schob mit einem kecken Ruck den glatten Filzhut ein wenig schräg auf dem Kopf zurück, sodaß die ohnehin nur widerpenstig niedergehaltenen blonden Locken bis zu den kühn blickenden Augen hereinguckten.

Das war freilich ein anderes Promenieren jetzt als mit der Großmutter, die auf Schritt und Tritt alte Erinnerungen auskramte und beinahe die Geschichte eines jeden Steinhaufens kannte. Vor ihnen schritten Arm in Arm die glänzenden Majestäten Ludwig II. und Richard Wagner. Um sie herum war ein Gedränge von geputzten Menschen, von denen Frau Regierungsrat eine stattliche Menge kannte und nach einem äußerst liebenswürdigen Gruß oft die pikantesten Geschichtlein wußte. Die Wagnervilla an der Ecke der Luifen- und Briennerstraße war bald erreicht und nachdem König Ludwig mit seinem Freund im Gartenweg verschwunden war, bogen die Damen ganz selbstverständlich durch die Propyläen in die obere Briennerstraße ein, um schließlich in einem Konditorladen zu landen, wo die aller-eleganteste Welt Toilettenstudium machte und die neuesten Errungenschaften an Gebärden und Bewegungen zum besten gab. Dora fühlte sich zuerst etwas unbehaglich in dieser ungewohnten Umgebung. Sie mußte sogar vor Staunen den Mund etwas offen gehabt haben, denn die immer liebenswürdige Frau Regierungsrat sagte ihr im verbindlichsten Schmeichelton, sie finde es ja ganz reizend, daß Dora ihr süßes Mündchen zum allgemeinen Besten öffne, aber jeder sei sich doch selbst der Nächste und deswegen sollte es vorerst mit Vanilleeis versiegelt werden. Dora empfand die Mahnung wohl als solche; bei der Groß-

mutter zu Hause wäre sie längst beleidigt gewesen, und hätte etwas davon gebrummt, daß sie doch kein kleines Kind mehr sei, das Anstandsstunden brauche; aber sie verbiß den leisen Aerger und war nur bemüht, den gegenwärtigen Verhältnissen gerecht zu werden. Lili freilich schien in diesen Verhältnissen selber groß geworden zu sein. Sie tat so gewandt und sicher und im nächsten Augenblick auch wieder so kindlich naiv, daß sie mehr als einen wohlgefälligen Blick ihrer Mama auffing. Die Damen blieben nicht allein. Alfred Weber, Lilis Bruder, ward bald einer von der Tafelrunde und da er noch einen Freund mitbrachte, den Lili wohl zu kennen schien, ging es bald äußerst angeregt zu. Die jungen Herren wußten von so viel interessanten Dingen zu plaudern und so reizende Anekdotchen ins Gespräch zu ziehen, daß Dora beinahe auf Eis und Waffeln darüber vergaß und ganz erschrocken aussah, als Frau Regierungsrat plötzlich zum Aufbrechen drängte. Aber es sollte ja noch nicht nach Hause gehen, durchaus nicht, daran dachte doch bei diesem herrlichen Herbstwetter niemand, nur zur Feldherrnhalle hinüber auf die Parade. Frau Regierungsrat hatte mittlerweile auch Bekannte gefunden, zwei äußerst ritterliche alte Herren, denen sie sich opfern wollte, um die Jugend ein wenig ungestört zu lassen. Alfreds Freund sprang selbstverständlich auf Lilis linke Seite, klemmte sein Monokel ein und unterhielt sie aufs beste. Ebenso selbstverständlich auch ging Alfred selber mit Dora. Er war Aug' und Ohr für sie. Sie fürchtete, sich nicht elegant genug zu bewegen, aber als ob er ihre Gedanken abgelesen hätte, er sagte ihr sogar, daß er ihr Wesen himmlisch finde und er sagte noch allerhand vom Erdgeruch der Urwüchsigkeit, vom Wert des Naturmenschen, der die Vollkraft mit sich brachte und dann in wunderbarer Vielgestaltigkeit ins Moderne ausleben könnte und noch viel anderes, was Dora nicht verstand, aber sie verstand doch eines, daß sie ihm gefiel und das war so herrlich, so herrlich! Es kam ihr vor, als müßte ihre Verstimmung von heute Morgen um ein ganzes Jahrhundert zurückliegen, das Bild der Großmutter verschwand in nebelhafter Ferne und wie ihr

der Gedanke an Jakob Rauchner durch den Sinn flog, da lächelte sie ein wenig über sich selber. „Geschmacks-Verirrung“ würde Alfred Weber ihre Empfindung für den Musikschüler genannt haben. Sie dachte sogar ein wenig an die braune Jacke, die er immer trug und da sich ihre Augen jetzt an Alfred Webers gelbem Herbstanzug weideten, fand sie noch nachträglich, daß diese braune Jacke doch sehr abscheulich und durchaus nicht mehr neu gewesen sein mußte, ja, wenn sie für Jakob Rauchner überhaupt noch etwas empfand, so war es nur der stille Wunsch, ihm nimmer zu begegnen; das wäre ihr jetzt peinlich gewesen.

Halb 1 Uhr. Vom Turme der Theatinerkirche klang es deutlich genug und Sankt Ludwig draußen und Sankt Peter drinnen und noch ein halb Duzend ferner klingende Uhren taten mit. Dora bekam einen leisen Schrecken. Um Gottes willen! 12 Uhr war zu Hause Essenszeit. Großmutter würde längst warten. Seit 9 Uhr war sie weg. Da wandte sich Frau Regierungsrat auch schon wieder zu den jungen Leuten. „Unser Dorle wird nach Hause müssen,“ sagte sie in dem bekannten Ton, von dem man nie recht wußte, ob Besorgnis oder Spott dahinter steckte. „Großmama wartet wohl längst mit dem Opernglas am Fenster,“ witzelte Lili, und die Herren lachten vergnügt zu dieser Vorstellung. Da fühlte es Dora wieder heiß werden: alles, nur keinen Spott! Es kam ihr vor, als sei es die größte Schande der Welt, wenn ein junges Mädchen zu Hause erwartet würde, und sie fing zu lügen an, daß es mit dem Heimkommen gar keine Eile habe und daß Großmama ganz sicher Besuch hätte und gar nicht an sie dachte. Aber das Mienenspiel schien ihre Worte nicht ganz zu decken; Frau Regierungsrat drohte liebenswürdig mit dem Finger und Lili rief wieder dazu: „Ach, laß sie nur, Mama; handgreiflich darf man ja lügen, das ist keine Sünde!“

Dora hätte ihre Freundin am liebsten dafür geohrfeigt, aber im nächsten Augenblick war diese doch wieder so reizend nett mit ihr, zog Doras Arm in den ihren, schob die zwei Verehrer ein wenig beiseite und sagte, sie wolle jetzt mit ihrem Herzensdorle allein noch das „Gebet aus

der Stummen von Portici“ genießen, und während die lieblich-fromme Weise erklang, wußte sie so viel Zartes, Holdes von Liebe und Glück zu sagen, was sie ihrem Herzensdorle wünsche, daß diese wieder ganz entzückt von ihr war und in stiller Weisheit dachte, es müsse eben jeder Mensch seine Fehler haben und es wäre wohl sehr unklug, wenn sie über Lilis Spottlust ihre glänzend guten Seiten auch nur einen Augenblick vergessen könnte.

Endlich ging es doch nach Hause. Die beiden Herren wurden weggeschickt, aber Dora bekam von Alfred Weber zuerst noch einen Handkuß und die Versicherung, daß er an ihrer Seite die schönste Stunde seines Lebens verbrachte; ja es gelang ihm sogar, im Trubel des allgemeinen Abschiednehmens, der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß diese Stunde nur die Morgenröthe eines schönen Tages gewesen sei.

Dora war begeistert. Sie war glücklich. Was sie wollte, war erreicht, und sie zeigte es in kindlich unverhohlener Weise.

„Da, was hab' ich denn gesagt,“ rief Lili plötzlich mit unterdrücktem Lachen, als sie sich durch die Rosengasse der Fürstengeldergasse näherten, „Dorle, hebe deine Augen auf,“ und sie summte die feierliche Weise aus dem „Elias“ dazu. Am Fenster oben stand wirklich die Großmama mit dem Opernglas und dahinter Genoveva, die alte Köchin. Jetzt weiß Dora freilich nichts mehr dagegen zu sagen. Sie hörte nur mehr die höflichen Dinge an, die Frau Regierungsrat ihr als Entschuldigungen mit auf die Treppe gibt, sie sieht, wie die Damen die verbindlichsten Grüße nach dem Fenster richten und kommt mit hochrotem Kopf schließlich ins Wohnzimmer gestürmt. „Großmama, sei nicht böse, es war wunderschön!“

Das Mittagessen verlief ziemlich schweigsam. Genoveva sagte nur beim Hinausräumen etwas davon, daß die gnädige Frau diese Aufregungen doch nimmer vertragen könne; aber diese winkte ihr ab, zu schweigen.

Während Dora sich in ihr Zimmer zurückzieht, um hinter den rosa Vorhängen von Alfred Weber zu träumen, setzt sich die alte Frau an ihren Schreibtisch und schreibt einen langen, langen Brief an ihren Sohn in Süßen.

### Drittes Kapitel.

Wenn Frau Hofmusiker geglaubt hatte, ein Brief an ihren Sohn könne die Gefahr von ihrer Enkelin abwenden, die sie in dem immer freier werdenden Wesen des jungen Mädchens sah, so hatte sie sich damit getäuscht. Erstens pflegte ihr Sohn wegen Ueberbürdung mit Amtsgeschäften derartige Angelegenheiten seiner Frau zu übergeben, und zweitens war diese Frau durchaus nicht so ängstlich, wie es die alte Großmutter in München war. Es kam also schließlich ein Antwortschreiben in der Fürstensefeldgasse in München an, in welchem der Wille der Eltern eigentlich nur nach einer Richtung hin ausgesprochen war, daß die Großmutter dadurch bestimmt werden sollte, die Zügel ein wenig lockerer zu machen. Es stand nämlich vieles in diesem Familienbrief, was Frau Hofmusiker heiß bisher in den Zeitungen und Tagesgesprächen als eine widerlich moderne Strömung von sich abgehalten hatte. In aller Schonung sagte man da der alten Frau, daß eben die Jugend von heute nimmer die Jugend von vor 50 Jahren sein könne, daß Dora sich einmal selbständig den Weg durchs Leben bahnen solle, da das Heiraten durch den letzten Krieg doch eine fragliche Sache geworden sei; man müsse also wohl oder übel einen anderen Maßstab für ihre „Ausbildung“ anlegen, und daß sie einmal auf der Parade gewesen, sei doch eigentlich alles, was an den von der Großmutter ausgesprochenen Befürchtungen überhaupt noch irgendwie stichhaltig gewesen wäre. „Und auf die Parade ging man doch vor 50 Jahren schon,“ hieß es noch weiter in dem Brief, „und es hat kein Mensch etwas daran auszusehen gewußt.“

Frau Hofmusiker seufzte tief und schwer. „Ach Gott,“ sagte sie für sich, „man ging freilich auf die Parade und tat dies und jenes; man hatte sogar eine Liebe im Herzen“ — dabei sah sie mit Augen voll Wasser zum efeu-

umkränzten Bilde ihres Mannes auf — „aber man hatte die Liebe eben im Herzen und nicht nur auf der Zunge und in den Augen, und es war überhaupt alles so ganz, ganz anders!“ — Sie saß an dem Nähtischchen und weinte wie damals, als nach dem Tode der Tante der edle Freier vom Nachbarhause gekommen, um ihr Herz und Hand zu bieten. Und wie sie unverwandt jetzt zum Bilde von Maximilian Heiß hinaussah, da war es wieder, als flatterte etwas zwischen ihrem Blick und dem teuren Bilde, etwas Rosenrotes, das fast noch frischer war als ehemals, und es klang ihr eine Stimme ins Herz hinein: Ich halte euch zusammen in Ewigkeit.

Da mußte die alte Frau fast wieder zufrieden lächeln, wie damals die junge Regina lächelte in Schmerz und Tränen, wenn sie ihre Treue fühlte.

Dora ging den eingeschlagenen Weg weiter. Jakob Rauchner hatte denselben zu ihrer Befriedigung nimmer gekreuzt. Der neue Freund konnte sich eines längeren Wohlgefallens erfreuen. Frau Regierungsrat kargte nicht mit ihren Einladungen für Dora und Dora kargte nicht mit Schmeichelreden und Trohworten, mit Tränen, und dann, wenn der Sturm geglüht war, mit Ausbrüchen von Freude und Jubel der Großmutter gegenüber. So kam es, daß sie fast jeden freien Tag im Weberschen Hause verbrachte, oder besser, in Gesellschaft der Damen und des jungen Herrn Weber. Zu Hause blieb man ja in dieser Familie überhaupt nur, wenn zahlreiche Gäste dafür sorgten, daß ein Stück Welt ins Haus getragen wurde. Außerdem hatten die jungen Leute gemischte Kränzchen mit Musik und Literatur — und Zigaretten genuß; dann trafen wieder die Tanzstunden, die man weniger aus dem Wunsche, das Tanzen zu lernen, denn das konnte man ja doch längst, als aus der Sehnsucht nach wirklichen Bällen besuchte. Frau Regierungsrat war sogar so liebenswürdig gewesen, der alten Frau Hofmusiker ihre Schneiderin für Dora anzubieten, und die Mädchen verfielen auf die List, um gleiche Kleider für die Tanzstunden zu bitten; sie möchten gerne als Schwestern erscheinen, sagten sie; aber in Wirklichkeit

sollte damit nur der Webersche Stil auf die Enkelin der Frau Hofmusiker übertragen werden. Der Plan mißglückte. Dora bekam ein weißes Musselinkleid; Frau Hofmusiker besah sogar eigens ein neues Journal, als sie das Dora zuge dachte Weihnachtsgeschenk der Schneiderin übergab; es sollte der Machart gewiß nicht der von „vor 50 Jahren“ gleichen, sagte sie mit ein wenig wehmütigem Lächeln, aber für die tiefen Ausschnitte und koketten Einzelheiten konnte sie doch nur Abscheu haben, und so ward das Kleid bis an den Hals hinauf gereiht und für den Puß würde die jugendliche Trägerin schon selbst sorgen, sagte sie. „Ein klares Auge ist der beste Staat eines jungen Mädchens,“ meinte sie, und da auch alle Zutaten zu dem Ballstundenschmuck von allerbesten Qualität waren, konnte Dora doch nichts gegen die übergroße Sparsamkeit der Großmutter sagen. Eben weil die Großmutter ihr alle möglichen Opfer brachte und in Wirklichkeit keine Auslage für sie scheute, darum fiel es oft sogar der kleinen Dora schwer, sich noch unzufrieden zu zeigen.

Das scharfe Auge der Frau Regierungsrat hatte diese Klippe bald entdeckt. Sie sprach Dora gegenüber nur mehr von den guten Eigenschaften der alten Frau, auch eine angegriffene Gesundheit mußte sie zeitweilig konstatieren, und damit rechtfertigte sich ganz von selber die Schonung, die man dem Großmütterlein aufdringen mußte: man erzählte ihr einfach nimmer alles, was in der Welt vorging, nämlich in der Welt des Weberschen Hauses, in dessen Bannkreis Dora nun einmal gezogen war. Die unvorsichtige Mutter hatte noch dazu Gelegenheit gefunden, ihrem Töchterchen einmal als „Entschädigung“ für verschiedene Kleinigkeiten im Hause der Großmutter ein heimliches Taschengeld zuzustecken, und so entstanden, von Lillis Schneiderin gefertigt, allerhand Dinge für Dora, von deren Vorhandensein die alte Frau nicht die geringste Ahnung hatte.

Dora selber war in diesen Stunden des geselligen Verkehrs restlos glücklich. „Weißt du, da denke ich gar nimmer an mich,“ sagte sie bisweilen zu Lili, „da reißt

es mich einfach fort wie in einem Wirbelsturm; ich finde das so lustig, und lustig bin ich halt einmal fürs Leben gerne."

"Kindskopf, lieber," sagte Lili dann wohl mit überlegenem Lächeln entgegen, "wie naiv du da die höchsten Wahrheiten ausdrückst. Alfreds Freund hat mir das wunderschön ins Album geschrieben: Das Leben ein Traum — träume glücklich!"

Wenn Dora in der Fürstensefeldergasse in ihrem großen, weißen Bette hinter den rosa Vorhängen lag und der Wirbelsturm ausgetobt hatte, dann war die Sache freilich oft ganz anders. Da spürte sie nur mehr den Schwindel im Hirn und Herzen und das ist eigentlich kein angenehmes Gefühl. Sie wollte alsdann zu denken versuchen, aber das Denken paßte nun einmal gar nicht in ihren Zustand herein und so hielt sie als einzigen wackeligen Stützpunkt für ihren innerlichen Zwiespalt die Hoffnung auf das nächste Vergnügen fest und wenn die Freude an dem Ueberstandenen nimmer herhalten wollte, dann versing doch immer wieder jene an dem zu Erwartenden.

In der Musikschule tat Dora das ihrige, ohne sich gerade zu überanstrengen. Professor Giehl tat manchmal eine Aeußerung, die man so verstehen konnte, als hätte er sich von ihr mehr erwartet. Im übrigen war er stets der freundliche, entgegenkommende Lehrer, als den ihn alle so hoch schätzten.

Eines Tages trat er sogar mit einer Bitte an sie heran. "Ich möchte meiner kranken Tante in der Weinstraße drüben gerne eine Ueberraschung bereiten," sagte er. "Sie liegt seit vielen Jahren gelähmt zu Bette; da ist ihr dann und wann eine Hausmesse gestattet. Möchten Sie dabei ein Solo übernehmen, Fräulein Heiß? Ich würde mich recht freuen darüber." Das klang so gut und herzlich, daß Dora nicht nein gesagt hätte, wenn es auch ein anderer als ihr verehrter Lehrer gewesen wäre. Die "kranke Tante" kam ja der allzeit urteilsfähigen Lili etwas lachhaft vor, "aber wenn er dich schon darum gebeten hat, so gibst du dir natürlich die Ehre, seiner Tante etwas vorzusingen.

Dabei zuckte sie so zweideutig mit den Lippen, daß Dora wieder sagen mußte: „Wenn man sich doch einmal auskennen würde an dir, Lili!“

„Ge-e-eh?“ machte diese lachend zurück und empfahl sich.

Dora blieb dem „Tantenlied“, wie Lili es nannte, zuliebe sogar von einem Kränzchen weg und übte zu Hause an ihrem Klavier:

Herr, den ich tief im Herzen trage,  
Sei du mit mir!

An einem kalten Wintertag, da die Eisblumen an den Fenstern saßen und der Schnee auf der Straße knirschte, bog Dora schon in früher Morgenstunde in die Weinstraße hinüber. Professor Giehl erwartete sie an dem großen Eckhause zum Spohrergäßchen; er dankte ihr, daß sie gekommen war und sprach gut zu ihr wie ein Vater. „Die Tante wird sich freuen,“ wiederholte er öfter selber mit unverkennbarer Freude. Dora fühlte etwas wie den Hauch aus einer anderen Welt. Sie, die allzeit Kecke und Lustige, spürte ein wenig Atemnot und Beklemmung, als sie die vier hohen alten Treppen hinaufstieg, um zur Wohnung des Assessors Giehl zu gelangen. Sie wurde in den Salon geführt, wo der Flügel stand. Im Nebenzimmer war ein Altar errichtet: unter rotem Baldachin ein schlichtes Kreuz, Blattpflanzen und Kerzen. Diesem Altare gegenüber stand ein weißes Bett. Darin lag eine blasse Frau mit schwarzen Locken und betete. Sie bemerkte nichts von den Menschen, die hin und wieder gingen und sich dann leise auf die Kniee niederließen; sie war ganz versunken in ihre Andacht.

Da trat der alte Dompfarrer an den Altar und die heilige Messe begann. Dora fühlte einen Schauer durch ihre Seele gehen. War sie in den Katakomben? Da soll die Feier der heiligen Messe so eigenartig gewirkt haben.

Professor Giehl schlug die Tasten an. Ein wenig beklommen und zitternd sang Dora dazu:

Herr, den ich tief im Herzen trage,  
Sei du mit mir!

Da sah sie auf, schaute einen Augenblick lang in zwei große Kinderaugen, die in einem Meer von seligem Staunen zu schwimmen schienen. Es war nur ein Augenblick, daß Emmy Giehl, die „kranke Tante“, aufgeschaut, und es war nur ein Augenblick, daß Dora heiß, die Sängerin, den Blick vom Blatt weggewandt hatte. Aber in diesem Augenblick waren zwei Sterne um Weltenweite einander nähergerückt; sie würden sich schon suchen und finden jetzt.

Du Gnadenhort in Glück und Plage,  
Sei du mit mir!  
Und wenn ich kühn das Höchste wage,  
Sei du mit mir!

Doras Stimme schwoll an; sie hatte eine schöne Tonfülle und das liebliche Erzittern ihrer Seele schuf einen trefflichen Resonanzboden für das Lied.

Bis an das Ende meiner Tage,  
Sei du mit mir!

Es war Wandlung geworden, Wandlung im Krankenzimmer. Wandlung auch im Salon, wo die kleine Dora neben Professor Giehl kniete und unter den vorgehaltenen Fingern die Tränen zu verbergen suchte. Sie wußte ja selbst nicht, was es war, das da mit so mächtigem Flügelschlag an die Pforte ihrer Seele pochte und so stürmisch Einlaß begehrte.

Waren es die Stimmen, die in ihrer ersten Kindheit oft so nahe und deutlich um sie herum geflüstert, daß sie die Engel als Gespielen zu haben glaubte? Waren es die Stimmen, die jetzt manchmal ganz in der Ferne irgendwo weinen und mit verhaltenen Klagelauten „Dora, Dora!“ rufen? Dora pflegte sich in der Sonntagsmesse zu langweilen. So oft die Großmutter ihr auch sagte, das heilige Opfer sei doch das gleiche in der alten Peterskirche wie in Sankt Bonifaz draußen, sie verlangte immer wieder da hinaus, um Leute zu sehen und etwas besonders Schönes dabei zu hören. Jetzt war das anders. Hier war ihr die heilige Opferhandlung selber nähergerückt; auf den gespannten Saiten ihrer Seele spielte jedes Wort und jede

Bewegung des Priesters am Altare ganz wundersame Melodien.

Die kranke Tante empfing die heilige Kommunion. Wieder sah Dora den kindlich frommen Blick unverhüllt erstrahlen und wieder wurde sie zu diesen Sternen hinübergezogen von einer geheimnisvollen Macht.

Sie hatte sich immer vor einem Krankenzimmer gefürchtet; wenn Mama zu Hause oder die alte Genovea bei der Großmutter Kopfschmerz hatten, dann war sie gewöhnlich verschwunden. „Ich kann nicht herumschleichen wie eine Nonne,“ sagte sie dann wohl verdrießlich und sie empfand es immer als äußerst unbequem, wenn jemand sich die Freiheit nahm, krank zu werden.

Und jetzt?

Der Priester war gegangen. Auch die Angehörigen der Kranken hatten sich ein wenig zurückgezogen. Dora kniete noch im Salon und ihre Seele wiederholte fortwährend das Lied, das zuerst ihr Mund gesungen:

Du Gnadenhort in Glück und Plage,  
Sei du mit mir!  
Und wenn ich kühn das Höchste wage,  
Sei du mit mir . . .  
Bis an das Ende meiner Tage  
Sei du mit mir!

„Darf ich Sie meiner Tante jetzt vorstellen?“ fragte Professor Giehl.

„O, bitte!“ Dabei glühte ihr Gesicht, nicht allein vor Verlegenheit, sondern auch vor Freude.

Die blasse Frau auf dem weißen Bette streckte beide Hände nach Dora aus. „Wie lieb von Ihnen, Kind, daß Sie mir diese Freude gemacht haben! O, es war so schön, so wunderschön!“

Sie zog das Mädchen näher an sich heran, strich ihr mit der feinen, durchsichtigen Hand über das glühende Gesicht, in welches das Kraushaar wieder ein wenig tief hereingeraten war, und sagte mit dem Ton einer Mutter: „Ich habe gleich den Heiland recht gebeten, daß er Ihnen diese schöne Stimme zum Segen werden läßt.“

Dora, die lustige Dora, schwieg. Ein paar Tränen suchten den Weg in die Tiefe. Es war kein Wirbelsturm jetzt, es war alles ruhig und klar. Was die Großmutter über ihren Verkehr mit Lili Weber und der mit dieser zusammenhängenden Gesellschaft sagte, war jetzt auf einmal verstanden. Vielleicht ging es ihr wie dem Stubenhocker, der einmal auf einen hohen Berg hinaufkommt und sich in der frischen, freien Gottesluft gar nicht genug wundern kann, daß er es Tag um Tag in seinem dumpfen Raum ausgehalten.

Es war eben Höhenluft in diesem Krankenzimmer, geistige Höhenluft.

Dora wußte nicht, was und ob sie etwas gestammelt, ob sie begrüßt, ob sie versprochen, wieder zu kommen. Sie stand nur auf einmal draußen im Salon und Assessor Giehl, ein freundlicher Herr, half ihr in den Mantel und dankte mit großer Herzlichkeit für die freudige Ueberraschung, die seiner lieben, kranken Frau gemacht worden war, und es kam auch eine würdige Matrone mit weißen Haaren dazu, die alte Erzellenz Aschenbrenner, und sagte: „Sie kommen doch bestimmt wieder, liebes Fräulein, nicht wahr; meine arme Tochter hat ja Musik gerne fürs Leben.“

Im Fortgehen erzählte Professor Giehl die Lebens- und Leidensgeschichte seiner Tante. Zwei Jahrzehnte lag sie also da in diesem Bette und konnte sich kaum bewegen und litt so furchtbar, daß oft die Umgebung das Weinen nicht verhalten konnte.

Dora schauderte. Ja, krank sein und Schmerzen haben! „Das ist Unnatur,“ pflegte der weise Alfred Weber zu sagen. „Ich liebe das Natürliche, nämlich den Menschen in seiner frischen, freien, ungebundenen Kraft.“ Und sie hatte immer kopfnickendes Amen unter dieses Evangelium gesetzt. Und jetzt?

Dora kam nach Hause zum Frühstück. Aber sie kam anders, als sie aus dem Hause Weber zu kommen pflegte. Nicht verschlossen und voll Unruhe, mit diesem oder jenem Wort etwas zu verraten, womit man nach der Lehre der Frau Regierungsrat „die alte Frau schonen mußte“, sondern voll heiliger Begeisterung. „Ich gehe wieder hin,“ sagte

sie ein ums andere Mal, „der Professor hat gesagt, er nimmt mich gerne wieder mit; aber dann spreche ich schon selber, ich möchte die Tante — jetzt sagt das Fräulein Dorle auch schon Tante, wunderte sich die alte Genover, die das Kaffeegeschirr abräumt — doch eigentlich ganz gerne einiges fragen. O sie ist so lieb, so lieb.“ Und sie sprang aus dem Zimmer und sang dazu:

Herr, den ich tief im Herzen trage,  
Sei du mit mir!

Und dann suchte sie in ihrem Notenständer nach neuen Liedern, die sie der Tante vorsingen wollte.

## Viertes Kapitel.

Wenn Dora in jenem Frühling mit der Großmutter nach Giesing gehen sollte, dann fragte sie nimmer: Muß ich?, wie sie es sonst wohl häufig getan, sondern sie konnte den Tag dazu kaum erwarten. Draußen im Garten blühten nämlich Goldregen und Flieder, Schneeballen und Rotdorn in herrlichem Farbenspiel den sonnigen Abhang entlang, und Dora holte ganze Arme voll davon nach Hause, um dann schön geordnete Sträuße in die Weinstraße zu Professor Giehrls kranker Tante hinüberzubringen. Sogar die alte Genovea durfte dabei mittun und den Faden halten, während Dora die Zweige ineinandersteckte, und die Großmutter lächelte befriedigt dazu, und es war so schön und friedlich in der Fürstensefeldergasse, daß Dora sich insgeheim manchmal fragte, wie es nur möglich gewesen, daß sie sich auch in diesem Hause schon so unglücklich gefühlt hatte. Was sie in diese Zweige alles hineinband, war ihr eigentlich ein Rätsel. Lili pflegte zu sagen, daß Dora jetzt für eine kranke Frau „Schwärme“, und so sehr Dora dies bestritt, es war doch eigentlich nichts anderes. Das Krankenzimmer in der Weinstraße war ein Magnet für ihre Gedanken. Alles Weiche, Mädchenhafte kehrte sich diesem Leidensbette zu. Sie sah immer das bleiche Gesicht und die schwarzen Locken vor sich und träumte sich in ein Meer von — rätselhaften Empfindungen hinein. Bisweilen ertappte sie sich dabei, daß sie die Tischkante oder ihr Notenheft küßte, ganz leise und ehrfürchtig, und dazu etwas flüsterte, was wie ein Schwur der Hingebung und Treue klang. Freilich dachte sie dabei nicht an die Tischkante noch an ihr Notenheft, sondern an die blassen, durchsichtigen Hände, die so überirdisch aussehen und unter deren Berührung sie eine eigene Kraft zu fühlen glaubt. Vielleicht war es die geheime Kraft einer in Gott aufgehenden Seele, die durch den schwachen Körper der kranken Frau auch auf Dora überstrahlen wollte. Vielleicht hatte der Reiz des Außergewöhnlichen die Nerven

des jungen Mädchens ergriffen, genug, sie war im Bannkreis der Kranken und konnte nichts tun, noch denken, ohne es wieder in diesen Bannkreis hineinzuziehen. Wenn sie aß, so dachte sie an die ersten Erdbeeren, die sie unter grünem Laubwerk in die Weinstraße tragen wollte, wenn sie spazieren ging, dann wurde sie mit Erstaunen der frohen Kraft gewahr, die in ihren Gliedern lebte, und doch belebte ihre Phantasie nebenbei das Gefängnis der armen Kranken mit sichtbaren und greifbaren Schönheiten aus einer anderen Welt; wenn sie übte und sang, schien sogar manchmal etwas von diesen Schönheiten in ihr Spiel und in ihre Stimme überzuquellen, daß die Großmutter und Genovev gerührt lauschten. Nur wenn sie abends zur Ruhe ging, dann schwebten die Bilder in rosigem Lichte ineinander und die Töne schmolzen zu einem Hohenlied zusammen und sie war so glücklich. Sie dachte dann eigentlich nicht mehr an Tante Emmy, sie fühlte sich nur sicher und geborgen im heiligen Land der Jugend, in den paradiesischen Vorhöfen einer ewigen Glückseligkeit.

Der Verkehr mit Emmy Giehl hatte noch eine andere, praktischere Folge. Wenn Dora mit ihren Sträußen in die Weinstraße gewandert war, und von Assessor Giehl und der alten Erzellenz herzliche Dankworte empfangen hatte, dann ließ auch die Kranke selber ihre junge Freundin nicht unbefenkt gehen. „Ich habe da ein wunderschönes Buch gelesen, liebes Kind; mögen Sie es nicht mitnehmen und abends Ihrem Großmütterlein vorlesen?“ Dora nickte dann beglückt und las mit Freuden ganze Abende lang, was sie früher mit Entrüstung abgelehnt hätte. Oder die Kranke hatte für eine arme Frau mit vielen Kindern kleine Wäschestücke angefertigt — sie arbeitete ja in jeder erträglichen Stunde mit Bienenfleiß und großer Geschicklichkeit. „Ich möchte so gerne wissen, ob die Sachen auch passen,“ meinte sie dann wohl und Dora erbot sich sogleich, alles selbst an Ort und Stelle zu tragen. Sie herzte die schmutzigen Kinderlein und scherzte mit ihnen, und nahm aus der armen Stube die Ueberzeugung mit nach Hause, daß ihr Leben ein königliches sei, und daß sie eigentlich Gott gar nicht

genug dafür danken könne; und wenn sie der Großmutter das auch gerade nicht mit Worten sagte, so lag es doch im Klang ihrer Rede und in den vergnügten, fröhlichen Augen, die der allerschönste Dank sein können.

Noch mehr. Wenn Dora der Kranken ein Lied vorsang und deren liebe Kinderaugen sich mit Rührungstränen füllten, dann sprachen sie auch gerne von ihrem künftigen Beruf. Dora hatte von ihrer Künstlerlaufbahn in gewissem Sinn eine sehr hohe Auffassung. Sie dachte an einen feenhaft erleuchteten Saal voll gepuzter Menschen und dachte sich selber auf den weltbedeutenden Brettern in schillernden Kleidern und sie hörte Beifallsrufe, und schon tausendmal war sie zu Hause in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel gestanden und hatte die eleganten Verneigungen ausprobiert, mit welchen sie sich dafür bedanken wollte. Seit sie mit Alfred Weber verkehrte, war diese Auffassung allerdings einer etwas besseren gewichen. Sie dachte an die Macht, welche die Musik auf das Menschenherz auszuüben vermag, und sie fühlte sich als Trägerin dieser Macht und war glücklich in dem Gedanken, der Mittelpunkt für einen großen Kreis zu sein. Alfred Weber hatte sie die geheimen Fäden sehen gelehrt, die Künstlerinnen und Zuhörer miteinander verbinden, und ihr kluger Mädchensinn hatte sich aus diesen Fäden rasch ein goldenes Tausendgespann geschaffen und sie dünkte sich als Königin in einem Reich hingebender Vasallen. Ueber der theoretischen Ausbildung an der Musikschule, die Dora schließlich doch oft als recht lästigen Zwang empfand, waren diese Idealbilder aber immer wieder stark in die Ferne gerückt worden, und das kurzlebige junge Wesen hatte es häufig wieder vorgezogen, an den Genüssen der Gegenwart zu nippen, wenn schon kein voller Trunk gestattet war, und sich durchaus keine Skrupel daraus gemacht, wenn über diesen Genüssen bisweilen die Berufsausbildung zu leiden hatte.

Tante Emmy, wie Dora ihre mütterliche, kranke Freundin nannte, schien da andere Begriffe zu haben. „Was man tut, muß man ganz tun,“ sagte sie oft über ihr eigenes Tun, und Dora zog mit feinem Erröten gelegentlich eine

Nutzenwendung daraus. Ja, sie wollte auch wieder ganz tun, was sie einmal mit solchem Feuereifer ersehnt und erträgt und dann auch wirklich bekommen hatte. „Ihr Beruf erfordert unendlich viel Kraft, Dorakind,“ sagte die Kranke einmal. „Ich würde mir diese Kraft nie zugetraut haben.“

Dora wußte nicht, wie sie das verstehen sollte. „Man wird stimmlich schon oft recht müde,“ sagte sie, „aber schließlich denk' ich mir, wenn man einmal eine feste Anstellung hat, so müßte das das schönste Leben sein. Abends ein paar Stunden Erfolg und untertags hie und da eine Probe.“ Die weißen, durchsichtigen Hände griffen wieder nach Doras zappeligen Fingern. „Ich denke mir das anders, Kind, wenn ich auch schon nicht gerade an die physische Kraft gedacht habe vorhin. Ich habe eine Freundin bei der Hofoper; sie ist oft herzlich müde, wie sie mir erzählt.“

Aber als Dora schließlich mit ihrer Auffassung heraustrückte und meinte, ein bißel Müdigkeit würde von dem Ruhm und Glanz schon aufgewogen, da mußte Tante Emmy nochmals widersprechen.

„Eine kranke, einsame Frau hat wohl ihre eigenen Gedanken,“ meinte sie, „und es wäre besser, Kindchen, wenn Ihnen die Sache von jemand auseinandergesetzt würde, der mitten im Leben steht und dem Sie darum leichter glauben können.“

Wie Dora sich aber da zur Wehr gesetzt! Sie wußte auf der weiten Welt niemand, der glaubens- und vertrauenswürdiger sei als die liebe, liebe Tante Emmy! Und so sprach dann Tante Emmy von den Menschen, die an ihrem Schöpfungsmorgen aus der Hand des ewigen Meisters ein Stücklein seiner eigenen harmonischen Schönheit bekommen. Als Unterpfand dafür wollte er es ihnen geben, daß ihr ganzes Wesen sich dereinst auflösen dürfe in ewig-seligen Harmonien. Und seine Absicht war dabei, diese seine eigene harmonische Schönheit den Menschen mehr vertraut zu machen und mit den goldenen Fäden der Musik die Herzen da zu fassen, wo nicht einmal die Kunst und die Liebe hineinfühlen kann. Die tiefinnersten Saiten der Menschenbrust, das allergeheimste Fürchten und Sehnen, das allerverschwiegenste Lachen und Weinen, das sollte von

der Musik erfaßt werden, sodaß sie mitschwingen und mitsingen müssen, und in diesen Augenblicken den bisher unverständenen, verworrenen und verwehten Lauten das Gefüge einer schönen Klarheit und Wahrheit geben.

Die Augen der Kranken glänzten von Begeisterung, wenn sie so sprach. Sie mußte in stillen Nächten viel gedacht haben.

Dora hätte stundenlang zuhören können; sie war jetzt selber förmlich hingerissen von der Höhe ihres Berufes und wurde fast wieder traurig, als Tante Emmy von den häßlichen, lauernden Gestalten redete, die unter den vielen guten, frohen Menschen sitzen und das Himmelsgut der Musik und mit diesem den Träger selber da hinunterreißen wollen, wo ewige Disharmonie herrscht.

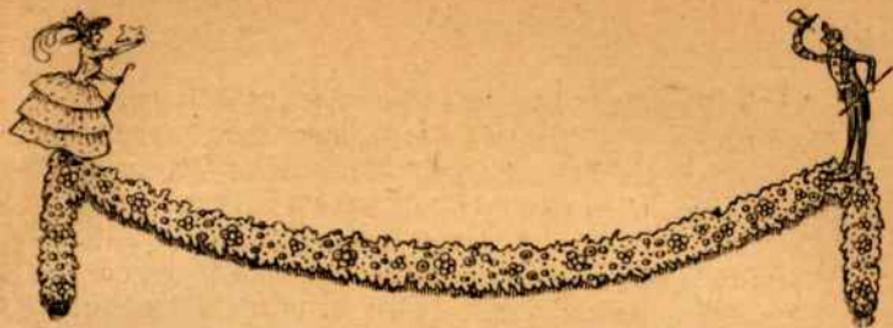
Und nochmals sagte die Kranke, daß sie sich selber die Kraft nicht zutrauen würde, das Kleinod der Musik als Beruf durchs Leben zu tragen, denn sie mußte immer an den ernstesten Tag der Verantwortung denken, an dem der Schöpfer sein Lehen mit reichen Zinsen zurückfordern wird.

Dora war ernst geworden. Der Schauer der Ewigkeit streifte ihre erschrockene Seele. Sie hätte ihren Beruf am liebsten fortgeworfen jetzt und gesagt: Ich danke für die Würde, die eine solche Bürde ist. Sie war nun einmal für Unbequemlichkeit nicht eingenommen. „Es ist wohl gut, daß Sie die Sache leichter nehmen, liebes Kind,“ fuhr die Kranke fort, „aber ich will recht beten für Sie und wenn's nottut, leiden.“

„Nein, nein, das ist nichts,“ rief Dora entsezt, die sich etwas ganz anderes unter diesen Worten vorstellte.

„Nun, warum denn nicht?“ Tante Emmy lächelte ihr gutes, gutes Lächeln. „Wenn der Brustkrampf kommt, von dem Ihnen mein Mann wohl schon erzählt hat, dann will ich an Sie denken und so gut ich's noch vermag, dem lieben Gott sagen: Ich schenke dir dieses Leid für meine kleine Dora, damit sie ihren kostbaren Schatz glücklich durchs Leben bringt.“

Dora küßte die Hand der Kranken und als sie aus dem Zimmer ging, da schien es ihr selber zum ersten Mal, als habe sie ein Kreuz auf sich genommen. Der Gedanke an den Beruf als Himmelsweg begleitete sie hinaus aus dem stillen Krankenzimmer, hinein in ihr lust- und lieberfülltes Mädchenleben.



## Fünftes Kapitel.

Lili Weber hatte sich in den Frühlingsmonaten etwas beleidigt von Dora zurückgezogen. „Du bist ja rein immer verhindert,“ sagte sie, wenn Dora sich wegen ihres Fernbleibens von einer Unterhaltung im Hause Webers entschuldigte. Alfred Weber zog bei gelegentlichen Zusammenkünften andere Saiten auf. „Ich sehne mich zu Tode nach Ihnen, Fräulein! Sie sind nun einmal der Stern meines Lebens geworden, um den ich mich drehen muß. Es ist grausam von Ihnen, daß Sie das Opfer nicht verstehen wollen, das Sie mir auferlegen.“

Der junge Mann drehte sich dann auch wirklich mit Fleiß und Ausdauer um seinen Stern. So oft Dora aus der Musikschule kam, sah sie Alfred Weber in gemessener Entfernung mit Freunden oder allein und nicht selten lag auf der Treppe ihres Hauses ein Blumensträußchen, über dessen Herkunft sie nicht im Zweifel sein konnte. Da sie nun gewissermaßen den Verkehr abgebrochen oder doch eingestellt hatte, wollte sie es vorläufig auch dabei belassen. Ja, im innersten Herzenswinkel machte es ihr sogar Vergnügen, den jungen Mann in der Ferne um sie zappeln zu sehen.

Frau Regierungsrat Weber nahm einmal Veranlassung, bei Frau Hofmusiker Heiß einen Besuch zu machen. Sie hätte das eigentlich schon längst tun wollen, behauptete sie; aber mein Gott, das Hauswesen läßt eben eine Frau schwer abkommen. So möchte denn die Frau Hofmusiker gütigst entschuldigen, daß sie erst so spät zu der Großmutter der

reizenden kleinen Dora kam, die ihrer eigenen Tochter allerliebste Freundin ist. Gesprächsweise kam man dann auf die schöne Zukunft ihres Sohnes, dem seiner glänzenden Begabung wegen eine ebenso glänzende Karriere gesichert sei. Sie, die Frau Regierungsrat, könne das ja eigentlich nicht sagen, aber allgemein sprach man eben so und sie denke bisweilen, es müsse mit diesen Gesprächen doch seine besondere Bewandnis haben. Einige andere Vorzüge gestand sie ihm indessen sogar selber zu, freilich in der allerbiskretesten Form und unter ständigen Einschränkungen des mütterlichen Lobes.

Sie sprach auch von ihren eigenen Nerven, die heuer durch die Anstrengungen des Winters ganz besonders erholungsbedürftig waren; ja es tauchte sogar plötzlich der „arme Mann“ auf, der das ganze Jahr hinter den Akten verschwunden war und nun doch eine Erholung brauche. Man habe schon an Füßen gedacht, was die Frau Hofmusiker denn dazu meine? Aber man sei eben gänzlich fremd dort und ohne Anschluß.

Die Frau Regierungsrat lächelte so liebenswürdig einnehmend wie ein unschuldiges Kind, das seine Hilflosigkeit eingesteht.

Die alte Frau war in einer unangenehmen Lage. Ihre ehrliche Seele fühlte einen Ekel. Sie blieb kühl und gemessen. „Ich kenne Füßen, weil mein Sohn dort als Bezirksamtmann ist, wie Sie längst wissen, Frau Regierungsrat,“ sagte sie ernst, „es steht Ihnen frei, sich an ihn zu wenden wegen Besorgung von Unterkunft und Verpflegung.“ — „Ach und Sie kommen am Ende auch dorthin, beste Frau Hofmusiker,“ rief die Dame in heller Begeisterung, „das wäre ja reizend.“ Sie ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Ich nicht, aber Dora kommt voraussichtlich und ich empfehle Ihnen meine Dora an, die solange als möglich ein Kind und immer unverdorben bleiben soll.“

Die alte Frau sah bei diesen Worten gerade in die Augen ihrer Besucherin und sie bemerkte unter dem Schleier der Frau Regierungsrat eine feine Röthe aufsteigen, die neben der Schminke noch trefflich Platz hatte.

Diese versprach mit liebenswürdigem Redefluß, das „Täubchen zu schützen“, wo es immer anginge, und bedauerte lebhaft, daß sie die angenehme Unterhaltung der Frau Hofmusiker nicht auch im Sommer genießen könne. Sie habe eine solche Verehrung für die alte Dame und wolle sich alles, was sie von ihr gehört, getreulich zu Herzen nehmen.

Zu Hause warteten Lili und Alfred auf die Mama. Sie lachten fröhlich zusammen, als sie von dem unschuldigen Täubchen sprach und Frau Regierungsrat erklärte vergnügt, daß die „Alte in der Fürstensefeldergasse“ in ihrem Landhause in Giesing einen sehr wertvollen Besitz zu haben scheine, und daß es schon das Ansehen habe, als würde Dora einmal die glückliche Besitzerin des großmütterlichen Vermögens.

Wirklich kam es so weit, daß Herr Bezirksamtmann Heiß für Doras „gute Freunde“ eine Sommerwohnung in der nächsten Nähe des Bezirksamtes besorgte und seinen großen Garten freundlich zur Benützung anbot.

Dora versicherte am Schlusse des Schuljahres der kranken Tante Emmy in der Weinstraße, daß sie in den Ferien nicht glücklich sein könne, wenn sie acht volle Wochen von ihr getrennt sein müsse. Sie weinte im voraus schon heiße Tränen, aber schließlich ging sie doch ganz vergnügt zur Bahn, wo sie mit Familie Weber zusammentreffen sollte, um mit dieser gemeinsam in die jetzige Heimat zu fahren.

Ueber Kaufbeuren ging's nach Süßen. Dora hatte sich immer über den Anblick der Berge gefreut, heute schien es ihr, als sehe sie die Schönheiten derselben noch mit weiteren sechs Augen; aber obgleich die Reisegesellschaft keinen Augenblick müde wurde, die Formen und Farben, die Beleuchtung und Bewaldung, die grünen Matten und den ewigen Schnee zu preisen, so wollte es Dora doch vorkommen, als ginge diesen Augen die größte Schönheit verloren. Freilich, wenn man die Berge durch den Schleier und durch das Monokel sieht, mögen sie auch anders aussehen, dachte sie unwillkürlich, da kann man nicht einfach „ah“ sagen und hinaufsehen und staunen. Es ward wieder das Stimmlein hörbar

in ihrer Brust, das nach unverfälschten Freuden der Kindheit weinte. Aber schließlich konnte man ja doch nicht auf dieses Stimmlein horchen, wenn ein Alfred Weber die allerbesten Witze riß und eine Freundin Lili ganz neue Freuden für die kommenden Wochen in Aussicht stellte und besprach.

Im Vaterhause hieß es erst wieder ein wenig eingewöhnen. Dora war dort eigentlich nicht so versorgt wie im Hause der Großmutter, wo alles aufs Tüpfelchen für sie bereit lag. Mama hatte in Füßen selber allerhand gesellschaftliche Verpflichtungen, die sie bisweilen von der Sorge ums Hauswesen abzogen. Aber dafür genoß Dora eine fast unumschränkte Freiheit und nachdem die Mama erst gesehen hatte, welche reizende Leute die Weberschen waren, ließ sie ihre Tochter unbesorgt mit diesen gehen so oft sie wollte. Sie schloß sich auch selbst gerne der Gesellschaft an und genoß die schönen Reden der Frau Regierungsrat auf irgendeinem Bänklein, während das junge Volk ungehindert auf die Berge stieg und auf den Seen herumplätscherte. Dora war ein guter Wegweiser. Sie war in den ersten Jahren ihres Füssener Aufenthaltes viel mit dem Vater herumgekommen. Einmal ging's an den Plansee hinüber ins Tirolerlandl. Was klagte das Stimmlein in ihrer Brust dazu? Damals, sagte es ganz weinerlich: Wie du mit dem Vater da warst, da standen die Wälder so unergründlich tief und schweigsam da, damals hatte der See eine andere Farbe und die Luft war voller Zauber und es muß eine andere Sonne am Himmel gestanden sein. Heute war es ja auch schön, gewiß, aber Dora wußte manchmal nicht recht, ob sie im Theater saß und die Kunststücke eines geschickten Regisseurs bewunderte, oder ob sie von einem wirklichen Kahn aus des Herrgotts herrliche Schöpfung sah. Es ging eben überall die Webersche Eleganz und der Webersche Witz mit und diese brachten die Stadtluft selbst noch ins Gebirge herein. Dora hielt es gerne mit den Frohen. Sie unterschied dann nimmer, was echt und was falsch war. Sollte das kleine Ding in ihrer Brust doch einmal zu jammern aufhören! Schließlich war ein persönliches Vergnügen doch mehr wert als ein Wald

voll geheimnisvoller Reize. Und je länger Dora mit ihren Freunden wieder verkehrte, um so mehr Vergnügen fand sie auch an diesem Verkehr.

Ja, es kam noch etwas anderes dazu. Sie hatte eines Tages einen Gang auf dem Alpenrosenweg nach Hohenschwangau vorgeschlagen, um der kranken Tante Emmy in München eine Schachtel voll von selbst gepflückten Alpenrosen schicken zu können. Aber auf diesem Weg war sie so viel allein mit Alfred Weber, der all ihre Kletterpartien mitmachte und ihr die schönsten Blumen in die Hände drückte, daß er ungehindert an einer besonders malerischen Stelle auf den Knien bleiben und ihr anvertrauen konnte, seine Liebe zu ihr sei frischer und glühender als Alpenrosen auf Bergeshöhe. Er küßte ihr wieder die Hand und leistete hundert Schwüre mit diesem Kuß, wie er eher sein Leben als seine Liebe lassen würde.

Vor Doras Seele tauchte ein Bild auf: Ein Holunderbusch, in dem ein weinendes Mädchen saß und eine Landstraße war da und ein fahrender Geselle sang von Liebe und die zwei Lieder klangen zusammen – und sie klangen gut.

Das war für einen Augenblick so, daß Dora zu taumeln glaubte, aber Alfreds Hände hielten sie fest. Es war nur noch eine Leere im Gehirn, die nach Jakob Raucher schrie. Und wieder war es Dora, als müsse sie suchen gehen, wie sie im Herbst acht Tage getan; aber ihre Augen trafen Alfreds Blick und da warf sie die Erinnerung schnell wieder von sich und lachte lustig und vergnügt, weil der Drang in ihrer Brust jetzt doch wieder ein Ziel gefunden.

Von dieser Zeit an traf es sich immer öfter, daß Alfred und Dora, die doch die schönsten Alpenrosen zu finden vermochten, allein herumstreiften. Alfreds Freund war ja auch nach Füssen gekommen und Lili hatte somit selber einen guten Gesellschafter, während die Papas und Mamas auf den Bänklein des Füssener Verschönerungs-Vereins, der unter der gerühmten Leitung des Herrn Bezirksamtmanns Erstaunliches leistete, ah und oh sagten und über Dinge in Welt und Leben sprachen. Die alte Burg Hohenschwangau war oft das Ziel dieser Wanderungen. Dora und Alfred

schlenderten miteinander Hand in Hand durch die hohen Säle und betrachteten die Bilder aus der schönen Rittersage und aus der ältesten Geschichte des bayerischen Hauses; sie verfolgten auf den Gemälden die Orientreise des königlichen Erbauers der Burg, Max II.; ergöhten sich im alten Damenzimmer mit Bildern aus dem mittelalterlichen Frauenleben, im HeldenSaale und Ritterzimmer. Aber im großen ganzen fanden sie doch selbst von der Höhe des Turmes aus, wo man die Waldmeere und die Seen überschaut und in die Berge hineinsieht, daß all das noch viel zu einfach sei. So kletterten sie denn eines Tages weiter an der altberühmten „Alpenrose“ vorbei, um auf dem steil ausgehauenen Weg zu dem stolzen Neubau Ludwig II. zu gelangen.

Drei Stockwerke erhoben sich bereits von der neuen Burg Hohenschwangau. Ein großartiger Gedanke von wuchtiger Einfachheit, ragte der Riesenbau in die blaue Luft, während Dora und Alfred zur Höhe stiegen. Trostige Felsen starrten aus der Schlucht herüber. Der Torbau mit seinen Zinnen und Zacken stand fast vollendet da und wie die beiden näher kamen, da sahen sie, daß dieser wuchtige Gedanke auch fein gegliedert und mit einer ans Fabelhafte grenzenden Hingebung zu Ende gedacht war. Im Schloßhof hatten sich von da und dort Grüpplein von Fremden angesammelt, die aus lauter Staunen beinahe aufs Grollen vergaßen. Sie hatten doch sehen wollen, was des Königs Verschwendungssucht da wieder ausgedenkt, aber sie sahen und dachten nicht mehr an den Kaufpreis, sondern sie gingen auf in der Größe und Pracht dieser königlichen Schöpfung. „Man sollte den Plan ein wenig kennen,“ hieß es von allen Seiten und dringende Fragen wurden an die Arbeiterschaft gestellt. Da erschien Oberbaudirektor v. Döllmann selber und es gab eine interessante Führung durch den fertigen Teil des Schlosses, hinauf zum Thronsaal, unter dem die Ebene mit dem leuchtenden Strome fern verdämmerte und der Bannwaldsee blaute. Dora sah die Pläne liegen und neugierig lauschte sie den Worten des freundlichen Führers, der alles erklärte, was gemacht und was gedacht war, die Dienerschaftsräume im ersten Stock mit

den schweren Eichenmöbeln und den kunstreichen Beschlägen, den Ritterbau und den hohen Aufbau der Kapelle, die einen Turm bekommen sollte. Sie sah und hörte mit Staunen, wie die Säulen mit der steigenden Höhe des Baues sich vermehrten, bis das ganze im dritten Stockwerk, der eigentlichen Königswohnung, zu einer fast unerhörten Pracht angewachsen war. Ihre mädchenhafte Schwärmerei versenkte sich in die Pläne dieser königlichen Prachtliebe, die schon den Farbenton der zukünftigen Ausstattung trugen. Da war einer in rot und gold als Speisesaal gedacht, da führte eine Türe hinüber in den Plan des spätgotischen Schlafzimmers in blau und gold mit dem Riesenschlafbett und dem kleinen Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskind am Kopfende. Sie staunte über den monumentalen Ofen und den Waschtisch mit dem silbernen Schwan, der das Wasser bis vom fernen Bannwaldsee herzog. Ihre Blicke huschten weiter wie trunken und voll Gier, immer mehr und immer Schöneres zu sehen, sie überschaute die Kapelle, deren Altarbild bereits vollendet war, sie spähte in den Toilettenzimmern herum umher und entzückte sich an den hellvioioletten Stoffen, die mit goldenen Pfauen bestickt und über dem sich eine Laube von Weinreben zu wölben schien mit Vögeln in sonniger Luft.

Es kamen immer neue Räume und dazu immer neue Pläne, grün und gold, es kam die Tropfsteingrotte und ein Wasserfall in farbiger Beleuchtung und ein Wintergarten mit Efeulaub und Springbrunnen und ein Arbeitszimmer, das mehr einem Paradies als einem Arbeitszimmer glich.

Die Pläne waren alle mit peinlicher Genauigkeit ausgeführt. Man konnte sich innerhalb der teilweise noch leerstehenden Mauern leicht einen schönen, sogar hinreißenden Begriff von dem vollendeten Werk machen. Wiederholt hatte Dora in der linken Ecke zwei Buchstaben gesehen, die ihr fremd waren und doch ihr Interesse beanspruchten. „Man möchte doch eigentlich wissen, welche Künstler da am Werke sind; denn Künstler sind sie alle, die den Gedanken erfunden, und die in den Gedanken eingedrungen und die

den Gedanken ausführen," sagte ein alter Herr voll Begeisterung. Herr v. Dollmann nannte verschiedene Namen. Er pries den eigentlichen Urheber des Werkes, den hochsinnigen König; er rühmte das Genie des ersten Planentwerfers, Herrn v. Riedel; sprach in dankbarer Anerkennung von dem liebevollen Verständnis, das auch er als Bauleiter bei seinem Stabe von Architekten fand. "Da ist zum Beispiel einer, der ist noch blutjung, aber er hat die Pläne, die Sie hier in diesen Zimmern liegen sehen, entworfen und es ist kaum etwas daran geändert worden." Herr v. Dollmann wurde abgerufen. Man bedurfte ja seiner in allen Ecken und Enden. Hochbeglückt über die außergewöhnliche Vergünstigung empfahlen sich die Fremden. Auch Dora und Alfred stiegen die hohen Treppen wieder hinunter und Alfred lispelte von einer vergnügten Brautfahrt, die sie nach Hohenschwangau machen wollten, wenn die Burg erst fertig wäre — und ihr eigenes Glück gezimmert. Dora wollte Fragen stellen und wußte nicht recht wie. Sie war nur erfahren im Genießen und Frohsein; jede Sorge für die Zukunft lag ihr ferne. Sie dachte sich den Einzug in das Brautland wie den Einzug in ein Märchenschloß; sie mochte gar nicht daran denken, daß sie dann den Beruf der Sängerin preisgeben müsse; sie war wie ein Schmetterling und naschte von allem, was süß war. Die Zukunft würde sich schon irgendwie regeln.

Sie gingen auf einem Seitenpfad aus dem Schloßhof. Alfred gab an Wizen zum besten, was er gestern noch in den „Fliegenden“ gelesen — aber natürlich als eigene Einfälle. Dora lachte so lustig, daß es fast ein Echo gab.

Da sprang plötzlich eine Gestalt von einem niederen Sitz am Wegrande auf und verschwand im nächsten Busch. Die beiden erschrakten, wie auch der Aufspringende an ihnen erschrocken sein mußte. Sie sahen nur mehr das Weiß von Hemdärmeln, aber auf dem Baumstamm vor ihnen lag ein Reißbrett mit den Umrissen eines entstehenden Planes und über dem Sitz hing eine braune Jacke, die über der Eile des Aufspringens offenbar umgestürzt wurde, sodaß ein abgegriffener Briefbehälter aus der Brusttasche zu zwei

Dritteilen herausging. Alfred griff zu und lachte. „Da kommen Geheimnisse geflogen!“ Ein paar Blättchen kamen ihm entgegen, die waren dürr und zerbröckelten sich unter seinen Fingern, während die Holzstäbchen, mit denen sie zusammengehalten waren, zu Boden fielen.

Alfred Weber wollte den Flüchtling rufen. Die Sache schien ihm doch zu sonderbar. Aber Dora zog ihn plötzlich zurück und sagte hastig: „Komm', komm'!“ Als sie den Berg hinunterstiegen, sah er sie an und fragte: „Ist dir schlecht?“

Sie war leichenbläß und sagte nur: „Ja!“

Jakob Raucher kehrte zwar wieder zu seinem Plan zurück, aber die Finger zitterten; er konnte jetzt nicht zeichnen. Da nahm er die Holunderblätter aus dem Briefsack und versuchte, das Kränzl wieder zu schließen. Es war umsonst. Immer wieder riß und bröckelte es von neuem.

„Sollte es keinen Kranz mehr geben?“ fragte er und seufzte.





## Sechstes Kapitel.

**D**ora und Alfred fanden ihre Angehörigen nimmer auf der Bank, auf welcher sie zurückgeblieben waren. „Es hat ihnen wohl gar zu lange gedauert,“ meinte Alfred und versuchte zu scherzen; aber die zitternde Dora wollte auf keinen Scherz eingehen. Es war dem jungen Mann ein wenig unbehaglich zumute und er überlegte bereits, ob er nicht noch mit einigen Freunden für den Abend etwas abmachen könne, um aus Doras Gesellschaft fortzukommen. Er hatte ja gar nichts gegen Mamas Pläne, die zukünftige Erbin der Frau Hofmusiker Heiß als Unterpfand für ein etwas kostspieliges Leben heimzuführen und es fiel ihm darum auch gar nicht schwer, in „Liebe zu machen“, wie die Korpsbrüder sich ausdrückten; denn so ein lustig' Vogel wie die Dora konnte man schon in den Kauf nehmen. Aber wenn sie jetzt anfing, Uebelkeiten zu bekommen und sad zu werden, dann war ihm ein Sektgelage schon aufrichtig lieber.

Wenn Alfred in einem Sektgelage auch Betäubung für mancherlei aufregende Gedanken suchte, die ihm bisweilen den Sinn in unbequemer Weise kreuzten, dann sollte er an diesem Abend noch Grund dazu finden.

Es war nämlich, „plötzlich und unerwartet, mußte man da sagen, wie 's in den Todesanzeigen heißt“, so witzelte Lili, Großmama Heiß aus München angekommen. Genover war als Haushüter in Giesing beziehungsweise München

zurückgeblieben und die alte Dame ganz allein hatte sich auf den Weg gemacht, um, wie sie sagte, ihre Lieben ein wenig zu besuchen. Ueberraschend war das ja für alle, denn Frau Hofmusiker Heiß war eine abgesagte Feindin des Reisens und fühlte sich nach ihrem eigenen oft wiederholten Eingeständnis nirgends wohler als in ihrem lieben München. „Aber immerhin konnte sie ja Zeitlang bekommen haben,“ dachte Herr Bezirksamtmann. „Sie ist jetzt so an Dora gewöhnt, daß ihr das Alleinsein vielleicht schwer fällt.“ Uebrigens liebte und schätzte er seine Mutter viel zu aufrichtig, um sich nicht über ihren Besuch zu freuen.

Sie saß in der Gartenlaube und hatte eine Zeitung vor sich liegen. Herr Bezirksamtmann sah eben den Einlauf im Amte nach und die Schwiegertochter besorgte das Nötigste im Haus für den unerwarteten Gast. So traf sie Dora. Das Mädchen flog auf sie zu und fiel ihr um den Hals. „Großmama, weil du nur da bist!“

Sie wußte selber nicht, warum sie so zärtlich und so froh um die Großmutter war. Aber es lag ja ein schwerer Stein auf ihrer Seele und sie fühlte unwillkürlich, daß die Großmutter diesen Stein eher wegwälzen könne als Mama oder gar ihre Freundin Lili.

Frau Hofmusiker Heiß erschrak an ihrer Enkelin. Die Sorge hatte sie ja hergetrieben, denn der Verkehr mit den modernen Freunden war ihr höchst unbehaglich; aber sie hatte sich auf den stillen Kampf mit der lustigen, nicht mit der weinenden Dora gefaßt gemacht.

Sie zog das Mädchen an sich auf die Gartenbank, glättete unwillkürlich an den zerzausten Haaren und zog sachte, sachte die Spitzchen aus dem tiefen Ausschnitt des leichten Kleides und zeigte ihr alle Liebe, während Dora schluchzte und sich an sie schmiegte. Dann kam langsam ein Geständnis über die Lippen . . . von einem Jakob Raucher, den sie in der Musikschule oft gesehen und der damals, als Tante Franziska nach Giesing kam, auf einmal am Gartenzaun gestanden, und den sie wirklich sehr lieb gehabt, und den sie acht Tage lang gesucht habe . . .

Großmama lächelte ein klein wenig, wie Dora mit dem

ganzen Nachdruck ihres lebhaften Tones die acht Tage unterstrich. Mögen dem Treibauf freilich wie eine Ewigkeit vorgekommen sein, diese acht Tage, dachte sie, und gleich hinter diesem Gedanken stiegen Bilder auf aus längst verklungenen Zeiten, die Völkerschlacht bei Leipzig und das lange, lange Warten, das darauf folgte. Was nach den acht Tagen gekommen war, verschwieg Dora, aber die Großmutter konnte sich das Fehlende der Erzählung leicht selbst ergänzen, denn sie wußte ja, wie der neue Verkehr ihre Enkelin in Beschlag genommen hatte; sie wußte schon, daß sie in den Wintermonaten keinen Jakob Raucher gesucht.

Aber das Heute! „Ich glaube, er hat mich doch noch lieb,“ schluchzte Dora aufs neue, und sie erzählte von dem plötzlichen Auftauchen und Verschwinden und von den Blättern, die aus seiner Brusttasche fielen.

Die alte Frau verstand. Sie lebte viel zu viel in der Vergangenheit, um für jugendliches Leid kein Verständnis zu haben.

„Und dein Herz ist nimmer frei für ihn, Dora?“ fragte sie mit einem so ernststen Ton, daß das Mädchen darüber wieder ganz fassungslos schluchzte.

„Ich, ich, ich weiß es nicht, Großmama; ich habe gemeint, ich hätte jetzt den Alfred gerne und er hat gesagt, er möchte heiraten; aber ich glaube, es wäre besser, wir blieben bloß gute Freunde. Er ist halt so ein fester Mensch und ich habe schon öfter die Leute sagen hören, wenn wir miteinander gingen: „Das ist einmal ein flottes Paar,“ und ich möchte halt auch ein Vergnügen haben, Großmama, und Lili sagt überdies immer, ein junges Mädchen, das keinen Verehrer hat, wird von allen großzügig denkenden Menschen ausgelacht!“

Was hat es doch die arme Dora gewürgt und gestoßen, bis sie das alles sagen konnte!

Was hat Großmama ihren Unwillen über die modernen Ansichten und ihre eigenen altmodischen Ansichten über Liebe und Treue zurückdrängen müssen, um den Bericht nicht vor der Zeit abzuschneiden.

„Er sagt, er würde mich auf Händen tragen und ich sollte meine Jugend und Freiheit nicht zum Opfer bringen müssen; als moderner Mensch würde er mir selber die Wege zeigen, welche die Frau von heute zu gehen hat.“

Dieser schöne Webersche Satz, den sich Dora offenbar gut eingepägt hatte, war für Frau Hofmusiker Heiß denn doch zu viel. Sie nahm das Zeitungsblatt, wies auf eine blau angestrichene Stelle hin und Dora las mühsam, ständig die Augen trocknend, die kurze Notiz: Zum heurigen juristischen Staatskonkurs waren 60 Bewerber zugelassen. Drei davon bestanden mit Note I, 25 mit II, 31 mit Note III; einer davon hat nicht bestanden.

„Ich habe mich nach dem einen erkundigt, Dora,“ fuhr Frau Hofmusiker Heiß fort, „und habe erfahren, daß er Alfred Weber heißt.“

Dora fuhr auf. „Ist nicht möglich! So viel ich aus all seinen Reden gemerkt habe, muß er glänzend studieren, und er sagte mir, der Staatskonkurs sei für ihn ein Kinderspiel gewesen, er habe viel anderes nebenbei getrieben.“

Der alten Frau wollte es fast leid sein um den schönen Kinderglauben, der aus Doras Worten sprach. Dieser Kinderglaube wäre doch einer besseren Sache wert gewesen!

„Und seine Mama hat es wiederholt gesagt, daß Alfred kaum von den Büchern wegzubringen sei.“

„Alfred Weber hat allerdings viel anderes nebenbei getrieben,“ wiederholte die Großmutter, „und ich weiß auch allerhand, was das war.“

„Du, Großmama,“ rief Dora in offenem Erstaunen; „ja du kommst doch fast gar nicht aus deiner Wohnung und es kommen keine solchen Leute zu dir, die Alfred Weber kennen würden.“

„Ich habe einen Detektiv gehalten und gestern die Auskunft bekommen.“

War das die Großmama, die altmodische Großmama, die da vom Detektiv sprach?

Dora glaubte nicht recht zu hören.

„Du siehst, ich kann mir die Errungenschaften der Neuzeit auch zunutze machen,“ lächelte die Alte dann traurig

zurück, „aber freilich nur, wenn ich sie in den Dienst der alten Treue stellen muß.“

Doras Eltern kamen wieder in die Gartenlaube, aber die Großmama hatte ihr Herzensdorle eben zu Bette gebracht. „Sie hat sich auf der Tour wahrscheinlich übernommen,“ mutmaßte die Mutter, als sie von starkem Kopfschmerz hörte. „Die Ruhe wird am besten für sie sein.“

Ruhe hielt man auch für die alte Frau vonnöten. „Die ungewohnte Reise und die damit verbundenen Aufregungen, Mama, du mußt wirklich auch sehr bald zu Bette gehen,“ meinte der Bezirksamtmann, und seine Frau nickte beistimmend. „Wir werden Webers dann lieber erst morgen zu uns herüberbitten. Es sind scharmante Leute.“

Webers wurden auch am nächsten Tage nicht herübergebeten. Die Großmama war nämlich nicht zu Bette gegangen, ehe sie nicht mit ihren Kindern den eigentlichen Zweck ihrer Reise besprochen hatte. Und es kam heraus, daß Alfred mit seinem Konkurs einen aufgelegten Schwindel getrieben, seinen Vater und auch den Bezirksamtmann belogen, um die Sache noch über die Ferien hinauszuschieben, und daß er Wege gegangen war, von denen nicht einmal die großzügige Mama eine Ahnung haben durfte.

Und so hatte sich denn noch an diesem Abend der ganze ehrliche Juristenzorn des eigenen Vaters ergossen.

Und so ließ man auch am nächsten Tag den Herrn Regierungsrat nicht, wie zuerst geplant, allein wieder nach München zurückkehren, sondern es war für die ganze Familie der Urlaub abgelaufen. Man packte die Koffer und verschwand von der Bildfläche.

Doras Kopfschmerzen hielten auch an den folgenden Tagen an, ja, es kam so weit, daß man den Arzt rufen mußte, der Fieber und eine heftige Ueberreizung der Nerven konstatierte. Dora wünschte sich nur die Großmutter. Diese saß denn auch am Bette ihres Lieblings und hörte geduldig zu wiederholten Malen, was Doras gekränktes Herz erzählte.

„Jetzt ist alles aus, Großmama,“ sagte sie immer wieder, „ich meine, ich muß verzweifeln.“

Die alte Frau gab wieder ein Stücklein ums andere aus

dem Buche ihres eigenen Liebeskummers zum besten. Dora hörte bisweilen gerührt auf, aber am Schlusse schüttelte sie doch immer den Kopf und meinte: „Nein, so etwas könnte ich einfach nicht aushalten. Alfred hat selbst gesagt, daß ich nicht zum Ertragen und Leiden geschaffen bin.“ Sie brach dann wohl rasch wieder ab, wenn sie merkte, daß Alfred Weber, der ihrer leichten Lebensauffassung sehr geschmeichelt hatte, immer noch als Evangelist vor ihr stand. Die kluge, alte Frau hatte zu ihrem Jammer bestätigt gefunden, was sie zu Doras Gunsten nicht hatte glauben wollen, nämlich, daß der Enkelin Herz in Wirklichkeit weder Jakob Rauchner noch Alfred Weber suchte, sondern vor allem und in allem sich selber. Das machte sie oft traurig.

Herr Bezirksamtmann, der gegen eine gute Heirat nichts einzuwenden gehabt hätte, den Verkehr mit Alfred aber mehr auf Bitten seiner Frau gestattet hatte, war grundfroh über die Wendung der Dinge. „Wir können es der Großmama nicht genug danken, daß sie uns zur rechten Zeit die nötige Klarheit gebracht hat,“ sagte er. Unangenehm wäre ihm die Sache erst geworden, wenn die Oeffentlichkeit davon Notiz genommen hätte.

Doras Zukunft wurde neuerdings besprochen. „Sie hat nun einmal hervorragende musikalische Begabung. Dieses Urteil der Sachleute kennen wir längst, also soll sie auch das Ziel weiter verfolgen. Kommt dann später einmal ein passender Freiersmann, so kann sie immer noch wählen, ob sie 's mit ihm halten will oder mit der Kunst.“ So der Vater. Und die Mutter stimmte bei.

Dora war in den Wochen nach ihrer Erkrankung ein einsames Menschenkind. Sie saß stundenlang im Kreuzgang bei Sankt Mang und starrte zu den alten Bildern hinauf und dachte an die Mönche, die seit altersgrauer Zeit hier auf die Welt vergessen haben, und es kamen ihr allerlei Gedanken, ob es nicht das beste wäre, wenn sie selber in ein weißes, wallendes Gewand schlüpfen und einen Schleier nehmen würde. Und es fiel ihr ein, wie das wohl wäre, wenn sie versonnen etwa an der Mauer des Klostersgartens

stände, und wenn die Vorübergehenden sagen würden: „Seht doch die schöne junge Klosterfrau dort! Wie fein ihr der Schleier steht; aber sie hat recht traurige Augen. Welch einen Roman mag sie schon erlebt haben?“

Und wie sie dann weiterwandeln würde mit ihrem Gebetbuch, und wie immer mehr Leute sich mit dieser Frage beschäftigen würden. . . . Oder sie sah sich als liebeglühende Gottesbraut vor dem Tabernakel und hörte eine Stimme von oben und war der Welt entrückt, sodaß alle Klosterfrauen ringsum in den hohen Chorstühlen verwundert zu ihr hinschauten und sagten: „Wie schön sie jetzt ist!“

Unter diesen Gedanken vergingen die Stunden im alten Klosterkreuzgang sehr schnell und sehr angenehm.

Die Großmutter hatte freilich öfters etwas dagegen einzuwenden, wenn Dora auf so lange Zeit vom Hause verschwand; sie meinte, Garten- und Hausarbeit wären die allerbeste Medizin, aber Frau Bezirksamtmann konnte gar nicht begreifen, daß die fromme, alte Frau gegen diese Kirchengänge etwas einzuwenden habe. „Und die Individualität der jungen Leute muß sich doch frei entwickeln können,“ meinte sie großzügig. Das war auch noch ein Spruch aus dem Hause Weber.

Dora bekam indes selbst bald wieder satt am Kreuzgang, satt an Füßen überhaupt, und da sie auf ihre Alpenrosensendungen jetzt ein Brieflein von der kranken Tante Emmy bekam, in welchem diese schrieb, daß sie leider ihren Dank bis heute versparen mußte, weil sie die letzten Wochen von schweren Leiden heimgesucht war, da wünschte und verlangte Dora nichts anderes, als wieder nach München zu kommen und ihre Kunst in den gütigen Augen der Kranken zu sonnen. „Wie habe ich an Sie gedacht, Dorakind,“ stand in dem Briefe, „wenn mich der Krampf geschüttelt, und oft und oft habe ich den lieben Gott in meinen Ängsten und Leiden gebeten, daß er Ihr Herzchen rein und glücklich halten möge!“

So liebte es Dora. In dem Brief stand kein Wort des Vorwurfes darüber, daß sie ihre glühenden Versprechungen nicht gehalten, daß sie in der langen Ferienzeit außer jenen

kleinen Blumenwendungen im Anfange nie einen Gruß geschickt. Tante Emmi war unverändert die gleiche.

Es wurde also Abschied genommen von der Heimat. Frau Hofmusiker wäre gerne selber einmal zur neuen Burg hinaufgestiegen, die so majestätisch zwischen Felszacken hindurch und über dunkelgrünen Baumkronen heruntergrüßt. Aber Dora wußte jeden Tag ein anderes Hindernis vorzubringen, und es gelang ihr, die alte Frau davon abzuhalten. Es war ihr nämlich in den letzten Wochen die braune Jacke, die ihr vorübergehendes Herzweh gemacht hatte, doch in der Erinnerung recht schäbig vorgekommen. „Wie es ein Mensch nur so lange in ein und demselben Rock aushalten kann, und noch dazu in einem so abgenützten,“ dachte sie mit Schaudern. „So lange ich den Jakob Raucher kenne, trägt er diesen Rock.“ Sie hielt es darum für besser, auch an den Träger nimmer erinnert zu werden.

Die Mama gab liebevoll noch eingehende Ratschläge für die Wintertoilette; sie wollte selbst noch im Spätherbst kommen und das etwa Fehlende ergänzen. Papa empfahl die Kunst aufs wärmste an und Großmama nahm ihr Sorgenkind wieder von den Eltern in Empfang, und während die Berge allmählich den Blicken entschwanden und die Ebene sich in unermesslicher Ferne vor den Augen der Reisenden ausdehnte, bat sie Gott um Kraft, in alten Tagen noch das Neue zu verstehen, um der Enkelin ein guter Schutzengel zu sein. Aber zentnerschwer lag diese Last des Neuen auf ihr, und ihr Rücken hatte sich in der letzten Zeit sogar ein wenig gekrümmt. Dora streckte den Kopf durchs Fenster und spähte München entgegen. Ihre Haare flatterten lustig im Wind und ihre Augen leuchteten dazu. „Weißt, Großmamale, ich kann halt das Traurigsein nicht aushalten,“ sagte sie. „Ich glaube auch, das würde mir die Stimme verderben.“

„Ja, ja, lach' nur,“ meinte die alte Frau, „wenn du's kannst, Dorle.“

In ihren Augen aber standen Tränen dabei.

## Siebentes Kapitel.

Die Hauptstadt des „Königreiches der Gnaden“ ist Bayreuth. Das wissen alle Künstler. Nach Bayreuth ging die Künstlerwallfahrt aller Länder. Nach Bayreuth zogen Fürsten der Völker und die Großmächte des Kapitals. Nach Bayreuth zogen auch die kleinen Leute, die sich den Hunger und Durst nach Erhabenem stillen wollten um jeden Preis — und mußten sie auch monatelang vorher hungern und darben dem Körper nach. Denn in Bayreuth war ein Kunsttempel eigener Art aufgegangen, in Bayreuth hatte ein Wagner aus Freundesmitteln geschaffen, was ihm die königliche Gunst eines Ludwig II. nicht einmal in München gewähren konnte.

Auch Jakob Rauchner war nach Bayreuth gekommen. Er saß als einsamer Mann auf seinem Klappstuhl und betrachtete die schlichte Tempelhalle mit den hochanstrebenden Säulen. Von allen Seiten flutete und wallte es herein. Glänzende Uniformen und duftige Damentoiletten, Herren mit Ordensbändern und Menschen mit Künstleraugen, Menschen, die des Schönen so viel genossen, daß sie nur mehr durch das Schönste befriedigt werden konnten, und Menschen, die nach lebenslangem Ringen mit dem Häßlichen der Erde hier Heilung suchten.

Jakob Rauchner war auch einer von denen, die mit Künstleraugen gekommen waren. Ach, nein, auch mit Künstlerohren.

Der Vorhang rauscht zurück. In weihervoller Stimmung lauscht das dichtgefüllte Haus.

Da liegt im Walde der Gralsburg der alte Gurnemanz mit zwei Knappen und der feierliche Morgenweckruf des Grals ladet zum Gebete.

Jakob Rauchner ist im Banne des Parsifal. Der kranke König wird herbeigetragen, ein linderndes Bad im nahen See soll ihn erquicken. Wie zitterten seine Klagen durch das Haus!

Jakob Rauchner glaubt den Schmerz in eigener Brust

zu fühlen. Ohne sich über seine Gedanken Rechenschaft zu geben, lebt er in denselben. Was muß es Herrliches sein, wenn man Lust und Schmerz der eigenen Brust so hinaus-singen könnte in die Welt! Es packt den jungen Mann, wie es den Jüngling gepackt hatte, damals als der Vater gestorben war und die Berufswahl in seinen eigenen Händen lag. Wie er der Musik entsagt, da hat er auf seine eigene Seele verzichtet. Das weiß er jetzt wieder.

Jakob Raucher schreckt auf. Was sollen die wilden Schreie einer dämonisch scheinenden Frau! Kennt er die Stimme? Kundry bietet dem kranken König Balsam aus Arabien. Aber sie will keinen Dank. Sie zieht an und stößt ab zugleich. Die Erkenntnis des Wahren und Guten bleibt aber doch den Knappen von ihrer Erscheinung zurück.

Auch Jakob Raucher weiß: „Ich habe gut getan, meine Absicht war rein und gut.“ Und so ist der Untergrund seiner Seele, auf welcher ein Drama von aufgepeitschter Leidenschaft in Szene zu gehen scheint, doch ein lichter, froher.

Man erfährt, wie Klingor, der Zauberer auf jener Seite des Gralsberges, die dem Heidenlande zugewendet ist, einen Zaubergarten mit „teuflich schönen Frauen“ geschaffen, um die Ritter des Heiligen Grals zu verlocken und zu verderben. Dort ist die Herzenswunde des Königs entstanden, weil er dort den heiligen Speer eingebüßt, der seiner Obhut anvertraut war. Und man hörte von einem „reinen Toren“, der allein das Verlorene wieder gewinnen könne.

Ein wilder Schwan fällt langsam verendend nieder; man sucht den Mörder des edlen Tieres, das dem badenden König als ein gutes Zeichen erschienen war, als es über dem See kreifte.

Der Mörder ist gefunden. Knappen führen ihn herein. Es ist ein kräftiger Jüngling mit dem Ausdruck des unschuldigen Kindes in den lichten Zügen. Er weiß nicht, was er getan. Er ist ein Tor. Er kennt keine Schuld. Er kennt nicht einmal seine eigene Herkunft. Nur der Name der Mutter „Herzeleide“ ist ihm bekannt. Und seine Heimat waren Wald und wilde Auen, sagte er. Aber wie er die

Klagen der anderen über den toten Schwan vernimmt, da zerbricht er Bogen und Pfeil.

Kundry erhebt sich wieder. Sie weiß alles.

Sie weiß, daß er von edlem Geschlecht, daß der Vater im Kampfe erschlagen worden und die Mutter ihn darum als einsamen Toren waffenfremd erzog, daß er nur Taten gekannt.

Sie weiß noch mehr, denn sie ist voll Unrast ständig wandernd. Daß die Mutter, der er entlaufen, als er unwissend dem Waffenglanz der Männer nachgeeilt, ihm gestorben sei.

Parzifal, der Jüngling, empfindet seinen ersten Schmerz. Er will der ihm dieses Unheil verkündenden Kundry an die Kehle.

Da erfährt er durch Gurnemanz vom Heiligen Gral, der zu neuem Leben speise. Amfortas, der König, der aus dem Bade gekommen, wird durch die Stimme seines sterbenden Vaters Titural dazu gemahnt, seines Amtes zu walten und den Gral zu enthüllen.

Auf geheimnisvollen Pfaden gelangen sie alle in die Gralsburg, die nur die in Gesinnung Reinen finden können. Der König klagt bitterlich, daß er, der Entheiligte, den heiligen Dienst tun müsse. Die Ritter stehen erwartungsvoll in feierlicher Runde und es wird ihm gesagt, daß die Erlösung verkündet sei.

So wird der Kelch enthüllt, in dem des Heilands purpurnes Blut zu leuchten beginnt.

Parzifal, der Tor, steht stauend vor dem Schmerz des sündigen Königs, noch mehr vor der Weihe dieser Stunde des heiligen Grals. Aber er kann das Leid noch nicht verstehen, das aus der Schuld entspringt, und ärgerlich stößt Gurnemanz darum den „Toren“ durch eine schmale Seitentüre der Gralsburg wieder „seinem Wege“, dem Wege der unerfahrenen wilden Jünglingstaten zu.

Parzifal muß nun den Weg der Prüfung gehen.

Klingsors Zauberschloß geht auf. Kundry liegt im tiefen Schlaf. Der Weckruf ihres Gebieters Klingsor ruft sie langsam, langsam wieder zur Besinnung. Sie wehrt sich des

Erwachens. Sie will nichts mehr wissen von dem Leben der Qual. Ein ewiger Schlaf soll ihr Erlösung bringen. Sie wütet über den Tyrannen, der sie zu neuem Leben ruft. Sie ist ja verflucht, zu lachen, ewig zu lachen und ewig zum Verlangen des Bösen anzureizen, weil sie damals gelacht, als der Heiland blutend am Kreuze hing.

Doch, „wer Dir trozte, löste Dich frei,“ singt Klingsor. Es ist ein Knabe da, der kindisch jauchzend vor dem Zauberschloß steht.

„Versuch's mit dem Knaben!“

Zwar wollen die Ritter des Heiligen Grals abwehrend dazwischen treten, aber sie, die selbst unheilig sind, werden leicht von dem starken Willen des Jünglings überwunden. Er steht auf der Zinne der Burg und wie durch Geisterkraft belebt sich die stumme, tote Pracht, in die er staunend geschaut. Leichtfüßige Gestalten in Blumengewändern umtanzen ihn und ziehen ihn schmeichelnd und kosend in ihren Reigen. Es liegt eine Farbenfreude, eine Lichtfülle, ein flutendes Klingen und Singen, ein Duften und Blühen über dem Zaubergarten, daß die Sinne aus ihren gänzlich verschlossenen Pforten wie neugierige Kinder gekommen und über dem Hören und Sehen und Fühlen und Schwelgen und Genießen die Türe hinter sich vergessen könnten.

Aber Parsifal bleibt, was er ist, ein Tor.

Er steht betroffen. Eine Stimme ruft. „Herzblut“ ruft sie ihn, wie die Mutter immer getan. Die Gestalten verschwinden. Aus dem Blütenmeer heraus taucht eine andere Gestalt auf, die Gestalt dieser Stimme. Es ist Kundrî.

„Dich nannst' ich Tor, dich Reiner, Sal parsi, —  
Dich reinen Toreu, Parsifal!“

Und die Liebe der Mutter und der Tod der Mutter und das Leid, das er der Mutter durch die Trennung bereitet, das zaubert Kundrî jetzt vor seine Seele. Wie vernichtet fällt er im ersten Seelenleid zu den Füßen seiner Verführerin nieder. Der Weg zu seinem männlichen Herzen ist frei gelegt. Kundrî tastet sich schmeichelnd durch zu der Sehnsucht nach der Mutter und bietet ihm Trost an: „als Mutterliebe lehten Gruß der Liebe ersten Kuß“.

Da fühlt er Amfortas Wunde in der eigenen Brust brennen, er versteht, was sündiges Verlangen, versteht, was Erlösung ist. „Erlöse, rette mich aus schuldbefleckten Händen!“ fleht er zum Heiligen Gral.

Die Verlockungen werden immer heftiger, seine Unschuld selbst scheint die Verführerin zu immer stärkeren Mitteln zu reizen; in sein Sinnen und Beten hinein fällt ein zweiter stürmischer Kuß.

Er wird „welthellichtig!“ Die Dornen und Disteln der fluchbeladenen Erde erstehen unter seinem Blick. Heftig stößt er die Verführerin von sich.

Sie wollte Leidenschaft einflößen und wird jetzt selbst ein Opfer der Leidenschaft. Sie kann von ihm nicht lassen. Sie glaubt, es sei er der Heiland, den sie einst am Kreuz verläßt.

Ihr sturmgepeitschtes, zum Lachen verfluchtes Leben, die unermessliche Oede ihres Daseins, die eiserne Starrheit ihres Geschickes, das enthüllt sie ihm jetzt. Sie bittet um Mitleid und Erbarmen; nur eine Stunde möchte sie den Tröster an ihm haben.

Parzifal ist ganz klar geworden. Unerbittlich strenge ruft er ihr zu:

„In Ewigkeit wärst du verdammt mit mir  
Für eine Stunde Vergessens meiner Sendung!“

Da verspricht sie ihm Gottähnlichkeit in ihren Armen. Der Tor bleibt rein.

Klingsor selber erscheint mit dem heiligen Speer; jedoch durch Parzifals reinen Glauben wird der Zauber gebrochen und der Speer bleibt über dem Haupt des Jünglings schwebend stehen.

Damit ist auch der Zaubergarten seiner Pracht entkleidet; eine häßliche Oede umstarrt die Gestalten.

Kundry ist zusammengesunken. Parzifal hat ihr nichts geschenkt als sein Erbarmen. Aber damit zieht zum ersten Male die echte Frauenliebe in ihr fluchbeladenes Herz . . . .

Für Jakob Raucher scheinen die Schranken der Sinne gefallen zu sein. Die Bücher zweier Seelen sind vor ihm aufgeschlagen, sein eigenes Lebensbuch und das eines Mäd-

chens, das er geliebt wie sonst keinen Menschen auf der Welt.

Sein eigenes: Zu Beginn der Handlung hatte nur immer der Wunsch in seiner Brust gebrannt, ach wäre ich doch dort oben, ach wäre ich Parsifal! Er wußte nicht, warum, er wußte nur, daß diese Rolle die seine sei. Und dann las er, während er hörte und staunte, in dem Textbuch seiner Seele weiter und er sah mit verschärftem Geistesauge die fast bis zur Unkenntlichkeit verwischten Spuren einer Sündenschrift, welche im Zauberland seiner Jugend eingeschrieben und die er von sich zu halten suchte um jeden Preis. Sommergäste von Neuschwanstein fallen ihm ein, die Plagen seiner Münchener Winterquartiere.

Aber er ist, der er ist, ein Tor.

Jakob Rauchner lächelte zufrieden. Ich könnte die Rolle da ohne weiteres spielen, sagte er zu sich selber.

Wenn nur das zweite Textbuch nicht wäre: Die Seele seiner Kundry – Doras Seele!

Wie doch die rechte Liebe helllichtig macht! Alles, was er den mehr oder minder übelwollenden Berichten über sie nicht geglaubt, das weiß er jetzt und seine Mannesseele flammt auf in heiligem Zorn, aber er kann das Wesen nicht hassen, das er, der Tor, mit seiner Liebe zu schützen versäumt. So haßt er den Zauber, der es in seinen Bann gebracht, den Bösewicht.

Die Spielpause ist fast spurlos an ihm vorübergegangen. Wieder hebt sich der Vorhang zum letzten Akt.

Parsifal kommt auf seinen sehnsuchtsvollen Gängen nach dem heiligen Gral in düsterem Waffenschmuck gebeugten Hauptes durch einen Wald. Es ist Karfreitag.

Der alte Einsiedler Gurnemanz hört nahe seiner Waldquelle stöhnen.

„So jammervoll klagt wohl kein Wild.“

Endlich findet man in einem Gebüsch Kundry, ganz erstarrt, noch in der alten, schlangenähnlichen Gewandung; doch auf ihren Lippen ist der flehentliche Ruf: „Dienen, dienen!“

Es kommt Bewegung in ihre Gestalt. Sie verrät innere Anteilnahme am Geschehe der Menschen.

Der düstere Ritter Parsifal naht und Gurnemanz nennt ihn „Herr“, da er den heiligen Speer mit sich bringt, den er sogleich erkennt.

Die traurige Kunde wird erzählt: Der lebenspendende Gral war nicht mehr enthüllt worden, weil Amfortas den Tod seinem unheiligen Leben der Qual vorgezogen hatte und damit war auch die Kraft der Ritterschaft versiegt.

Parsifal wird von Schmerz gemartert. Ach, daß er so lange säumen mußte mit der Erkenntnis des letzten Heiles!

Kundry trägt Wasser herbei, um seine Füße zu waschen.

„Der langen Irrfahrt Staub von ihm zu nehmen,“ während Gurnemanz, der Einsiedler, ihm das Haupt benehzt. Dann salben sie ihn: Gralkönig soll er sein.

Da übt er selber sein erstes Heilsamt und tauft Kundry mit dem reinen Quell des Waldes.

Ihre ersten Tränen fließen. Sie hat aufgehört, Dämon zu sein.

Auch die Natur feiert die Erlösung mit. „Karfreitagszauber“ ist gekommen. Alle Wunder eines neuerwachten Frühlings liegen über der Bühne, der Sieg über die Gewalten des Winters jubelt durch die Musik:

○ Karfreitag! ○ Erlösung! ○ wundertätige Reuetränen!

Sie gehen zur Gralsburg. Dort wird eben Titurels Begräbnis begangen. Umsonst drängen die entkräfteten Ritter an dem nur den Tod ersöhnenden Amfortas, den heiligen Gral zu enthüllen, der allein ihnen wieder Kraft und Leben schenken könne. Er rast in seiner Verzweiflung und wagt sich bis zum äußersten.

Parsifal berührt mit dem heiligen Speer die Herzenswunde des Königs, die sich darüber schließt und ein Preisgefängnis des Leidens ertönt aus seinem Munde, das „des Mitleids höchste Kraft und reinsten Wesens Macht“ ihm gegeben.

Und so tritt er selber in des Königs Amt ein und enthüllt den heiligen Gral. Des Erlösers Blut glüht purpurn auf und eine weiße Taube schwingt sich auf das Haupt des „reinen Toren“ herab. Amfortas und Gurnemanz huldigen dem neuen König des heiligen Gral.

Kundry sinkt entseelt zu Parsifals Füßen nieder, den sterbenden Blick unverwandt auf ihn gerichtet.

Engelschöre aus der Höhe singen überirdische Weisen, dem „reinen Toren“, dem Wunder des Heiligen Gral.

Jakob Rauchner sitzt noch lange in sich versunken da und sinnt.

Der heilige Gral ist seinen Blicken entschwunden; das Lebensbuch des „reinen Toren“ ist der Selbstschauung wieder geschlossen; die Musik ist verrauscht. Nur ein kleines heiliges Motiv aus den letzten Engelschören hallt ihm in tausendfachen Wiederholungen durch die Seele: Das muß er kennen aus einer glücklichen Zeit. Ja richtig, das haben die Schulkinder gesungen bei Sankt Bonifaz — damals . . . und auch dieses Lied verhallt und es steht nur mehr ein Bild vor seiner Seele: Kundry, die Sünderin; Kundry, die Büsserin . . .

„Jetzt ist für uns auch Platz geworden,“ sagt eine freundliche Stimme neben ihm und schlanke Musikerfinger deuten auf den leergewordenen Ausgang der Festhalle. Zwei Männer schauen sich in die Augen und erkennen sich. Und es freut sich ein jeder über die Begegnung. Dann verläßt Jakob Rauchner mit Professor Giehl das Haus.

## Achtes Kapitel.

Wie lange ist es doch her, daß Sie mein Schüler waren?" hatte Professor Giehl gefragt, als er mit Jakob Rauchner aus der Festhalle herausgetreten. „Und darf ich wissen, was aus Ihnen geworden, lieber, junger Freund? Eigentlich habe ich Ihren Namen wiederholt mit Beziehung auf Neuschwanstein gelesen. Sind Sie der geschickte Architekt, der des Königs Gunst in so hohem Maße besitzt?"

Voll Interesse neigte er den Kopf vor und die Hände im Rücken gekreuzt, wollte er gerne Näheres über das Lebensgeschick seines ehemaligen Schülers erfahren, der von der Musikschule geschieden war, um als Ehrenmann lieben zu können.

Jakob Rauchner stockte ein wenig. Wie sollte er seines Lebens Lust und Leid nur schnell erzählen? Wohl war keiner der Antwort würdiger als gerade sein ehemaliger Lehrer, zu dem er jetzt noch mit einer fast knabenhaften Begeisterung aufschaute, aber er hatte so lange geschwiegen, daß ihm das Sprechen trotz allem fast unmöglich schien. Und gerade jetzt kam es ihm vor, als könne er überhaupt nichts aussprechen als den Namen Kundrn. „Ich war ein Tor," sagte er.

Professor Giehl sah halb wissend, halb verständnislos zu ihm hinüber: „Aber ein reiner, jedenfalls." Er lächelte ein wenig.

Aufgeregte Stimmen klangen aus den Ankleideräumen des Festspielhauses heraus. Bedienstete rannten hin und wieder, das Telephon klingelte und Künstler stiegen in ihre Wagen, entsetzt den Kopf schüttelnd, als ergriffen sie die Flucht vor etwas Grauensvollem.

Ein unbekannter Name klang wiederholt an Jakob Rauchners Ohr. „Schwer krank," hieß es dazu, „keine Minute Verzug . . . es war zu viel, das aufregende Spiel, . . . sie war ohnedies krank . . . ja und elend in jeder Beziehung . . . Die Rolle war wie ein Mord an ihr . . ."

„Wer denn, welche denn?“ fragten die Herren dazwischen.

„Kundrn!“ — „Ein Blutsturz ist es.“

Jakob Rauchner und Professor Giehl sahen sich einen Augenblick schweigend an. „Wir gehen hinein,“ sagten sie. „Zu helfen haben wir beide ein Recht hier.“

Kundrn lag auf einem Divan, das graue Schlangenkleid mit Blut besleckt. Sie hatte die Augen geschlossen und war weiß wie die Wand.

Der königliche Hofbaumeister Jakob Rauchner und der königliche Musikprofessor Joseph Giehl erwirkten sich schnell die Erlaubnis, dableiben zu dürfen. „Wir sind alte Bekannte der Dame,“ sagten sie, „und können vielleicht dienlich sein, bis der Gemahl verständigt ist.“

„Das letztere wird kaum möglich sein, meine Herren,“ erwiderte mit eigentümlichem Nachdruck der Direktor, „aber Ihre Dienste werden dankbar angenommen.“

Der Arzt kam und untersuchte und sagte nochmals, daß es ein Mord an doppeltem Leben sei, mit so geschwächter Gesundheit eine Kundrn zu spielen.

Ruhe und Stärkungen hatten die Kranke wieder zum Bewußtsein gebracht. „Wenn Sie ein warmes Nestchen haben, Kinderl,“ sagte er gemüthlich, „so kann ich Ihnen nur raten, baldmöglichst da hineinzuschlüpfen und sich fein pflegen zu lassen, so recht verpappeln, wissen Sie!“ Er lachte freundlich.

Kundrn sah entgeistert den Wänden der Garderobe entlang. „Mein Mann ist fort,“ sagte sie tonlos, „ich bin allein.“

„Und Ihre Eltern?“

„Sind beide tot.“

Wieder der seelenlose Blick den Wänden entlang. War die Seele dieser Kundrn selber schon tot, daß sie nimmer fühlen kann?

Professor Giehl und Jakob Rauchner traten unwillkürlich einen Schritt näher. Sie waren bisher etwas abseits gestanden, um zu warten, bis man ihrer bedürfe.

Kundrn umging zuerst mit den Augen die Gestalt des Professors, lange, ernst, dann lächelte sie und hob die Hände ein wenig, um ihn zu begrüßen.

Dann sah sie Jakob Rauchner, errötete, senkte die Augen schnell und während zwei Tränen über ihre immer mehr erglühenden Wangen liefen, sagte sie leise: „Nimmer Dora, — Kundrn,“ und sie seufzte.

Professor Giehl zog seinen ehemaligen Schüler etwas näher an das Ruhelager, legte die Hände desselben in Doras Hand und sagte: „Immer noch der reine Tor!“

„Der nichts weiß als mitleiden jetzt,“ fügte Jakob Rauchner wie einer plötzlichen Eingebung folgend rasch hinzu.

„Ich möchte heim,“ sagte Dora.

„Wenn Sie aber doch kein Heim haben,“ meinte der Arzt kopfschüttelnd etwas abseits.

„Ich habe eine Großmutter in München.“

Die Herren sahen sich ratlos an.

„Ich möchte heim;“ wie ein eigensinniges Kind bat Dora immer aufs neue: „Ich möchte heim!“

„Sie sollen jetzt schlafen und gar nichts denken,“ so der Doktor.

Da fing sie zu weinen an: „Ich bin doch fremd hier, ich möchte ja heim!“

Ist das die Kundrn, die vor kaum einer Stunde mit aller Kraft und Leidenschaft gesungen und in den Herzen unsagbare Wonnen und Qualen aufgerüttelt hatte?

War das die Dora von ehemals, die für das Heim in der Fürstfeldergasse nur Spott auf den Lippen gehabt?

Man beratſchlagte.

Der Arzt hielt angesichts des beharrlichen Klagens der Kranken eine Ruhe für ausgeschlossen, solange der Wunsch nach der Heimat nicht erfüllt wurde. So sollten denn die beiden Herren nur ihre Angelegenheiten im Hotel bereinigen und dann die Begleitung der Leidenden nach München übernehmen.

Dora sollte inzwischen unter der Obhut einer alten Garderobière zu ruhen versuchen.

„Rettung ist da keine mehr,“ sagte der Arzt im Hinausgehen zu den beiden. „Ich kann Ihnen nur wünschen, daß Sie gut nach München kommen, wenn Sie sich der schwierigen Aufgabe unterziehen wollen. Viel kann dieser Organismus

nimmer aushalten.“ Er riet noch dies und das an und empfahl sich dann schließlich selber.

Professor Giehl fand im Hotel einen Brief von seiner Tante vor.

„Lieber Joseph,“ hieß es darin, „Du wirst es vielleicht als die traurige Marotte einer kranken Frau ansehen, was ich Dir jetzt schreibe. Aber ich muß es tun, es läßt mir keine Ruhe. Ich denke immerfort an die kleine, blonde Dora Heiß, die Du einmal bei mir eingeführt und die sich dann längere Zeit hindurch so anhänglich gezeigt hat. Ich ahne, daß sie auf recht schlechte Wege gekommen ist und von der eigenen Kunst am Ende nur die traurige Kehrseite sieht. Ich habe Dich all die Jahre über, da Du auf Reisen warst, nicht nach ihr fragen können und Du hättest jedenfalls auch nichts von ihr gewußt. Aber es ist kein Schmerz über mich gekommen, ohne daß ich an Dora gedacht. Die liebe kleine Seele möchte ich so gerne gerettet wissen. Mit dem lieben Gott habe ich viel von ihr gesprochen. Und der Himmelmutter hatte ich sie anempfohlen jeden Tag, so oft. Joseph, vielleicht ist sie in Banreuth? Du wirst lachen, aber ich halte es nicht für ausgeschlossen. O, dann suche sie auf und bringe ihr tausend liebe Grüße von mir, sie sei, wie sie möge. Und sage ihr, was Dir Dein gutes Herz eingibt, Joseph, ich vertraue auf Dich.“

In inniger Liebe

Deine alberne Tante Emmy.“

Mit diesem Briefe in der Tasche ging Professor Giehl doppelt gerne ans fromme Werk. Aber ehe sie noch ins Festspielhaus zurückkehrten, gab er ein Telegramm an seine Tante auf, das folgenden Wortlaut hatte:

Dora kommt heute schwerkrank heim. Joseph.

Es war ihm wie eine Eingebung von oben, daß er das tun müsse. „Wir hätten doch eigentlich der Frau Hofmusiker telephonieren sollen,“ meinten die zwei Herren schließlich, die rasch vertraute Freunde geworden waren, aber es war keine Zeit mehr. Man wollte doch zum ersten Morgenzug und mußte an der Bahn erst Abkommen treffen wegen eines eigenen bequemen Wagenabteils. Dora hatte in der

Dorausicht der baldigen Abreise und unter dem Druck der äußersten Erschöpfung wirklich etwas geschlafen. Ein leichtes Rot lag auf ihren Wangen, als sie die beiden Herren begrüßte.

„Wert bin ich's nicht,“ sagte sie beschämt. Dann drückte sie Jakobs Hand: „Der Parsifal ist barmherzig.“ Man gebot ihr, zu schweigen, wie der Arzt geraten hatte, und als man sie aus dem Wagen in die Bahn gehoben und auf die gepolsterte Bank gebettet hatte, lag sie auch wirklich wie zu Tode erschöpft und schwieg.

Auch die beiden Begleiter überließen sich ihren Gedanken, während der Zug durch den grauenden Herbstmorgen fuhr.

Professor Giehl mochte selber ans Sterben denken. Er hatte ja von seinem Arzt jüngst ein offenes Manneswort verlangt und erfahren, daß er keinesfalls mit vielen Jahren zu rechnen haben würde.

Jakob Raucher dachte ans Leben. Ans Leben, das hinter ihm lag. Da saß eine lustige, blonde Dora mit verweinten Augen im Holunderbusch und sang:

Und die Rosen, die blühen  
So schön alle Jahr',  
Aber d' Lieb' blüht nur einmal  
Und nachher ist's gar . . .  
Und nachher ist's gar.

Hatte sie geliebt? Hatte sie ihn geliebt? Er glaubte schon. Sonst noch jemand? Er konnte es nicht glauben.

Er betrachtete ihre weißen Hände. Sie trug einen goldenen Reif an der Rechten. Sie war Frau. Er hatte ihren Namen nicht gekannt, aber er hatte Dora gekannt, wenn sie auch eine Kundin geworden war.

Er betrachtete auch seine Hände. Sie waren frei. Kein Ringlein hatte sich dahin verirrt. Nur geschafft hatten sie, diese Hände, viel, jahrelang. „Ein Ehrenmann muß doch etwas zu bieten haben.“

Sollte er jetzt bitter werden? Er ging ans Fenster, um die aufsteigende Unruhe zu unterdrücken. Professor Giehl war in seiner Wagenecke eingeschlafen. Die Aufregung der Nacht hatte sich bei seinem schwächlichen Körper bemerkbar gemacht.

„Ein Ehrenmann,“ sagte eine gute Stimme in Jakob Rauchner, „ein reiner Tor“. Er war gewöhnt, dieser Stimme zu folgen. Es fiel ihm nicht allzu schwer jetzt.

„Ich will nichts kennen als Erbarmen,“ gab er zurück. Eine leise Unruhe machte ihn auf die Kranke schauen. Sie winkte ihm. „Ich muß Ihnen etwas erzählen,“ flüsterte sie. Er winkte ab. „Sie sollen nicht sprechen.“

„Ich muß.“ Sie war immer noch das eigen sinnige Kind. „Ich bin Ihnen das schuldig.“

„Ich will's schon kurz machen, meinen langen Weg.“

Dora sprach so leise, daß Jakob Rauchner sie kaum verstehen konnte. Es mag die Schwäche gewesen sein, das Rasseln des Zuges, aber sicher war es auch die Scham. Sie lag mit geschlossenen Augen da, die Hände über der Brust gekreuzt, als ob sie beichten wolle.

Und tief ernst war sie.

„Wie ich Sie in Hohenschwangau getroffen, wissen Sie vielleicht noch?“ Er nickte.

Schon wollte er die Brieftasche herausziehen und ihr den letzten Rest des Kränzchens zeigen, doch da fiel ihm wieder der goldene Ring ein und er beschloß, über seine eigene Treue den Schleier der Barmherzigkeit zu ziehen. „Ich habe seitdem oft Heimweh nach Ihnen gehabt, aber ich war ein verzogenes Kind und genoß die Gegenwart über alle Maßen. Nur wenn ich irgendwo enttäuscht oder gelangweilt wurde, dann dachte ich voll Heimweh an Sie. Ich bin schließlich von der Musikschule weggekommen und habe Bühnenausbildung begonnen. Ich stürzte mich anfänglich ganz auf die Kunst und war selig, wenn man mir sagte, daß ich große Talente hätte und einmal große Erfolge haben sollte. Doch als E Levin konnte mir die Kunst allein bald nimmer genügen. Ich schrieb nach Hause, daß ich als angehende Künstlerin andere Wohnungsverhältnisse haben müsse. Großmama duldete keinen Herrenbesuch und wollte mir des Abends langweilige Geschichten von der Thekla Valefi erzählen, die auch eine Sängerin von Gottes Gnaden gewesen sei und doch dabei furchtbar fromm und gut. Ich konnte das nimmer aushalten. Mama begriff

und ich mietete auf Kosten meiner Eltern eine Wohnung in der Maximilianstraße. Ich wollte ja nichts Unrechtes, nur jung sein und mich unterhalten. Als Großmama davon hörte, schloß sie mich in meinem Zimmer ein und wollte eher die Polizei verständigen, als mich allein eine Wohnung beziehen lassen. Aber ich zeigte ihr den Brief meiner Mama. Da ließ sie mich gehen; sie war wie versteinert. Sie hatte kein Wort mehr für mich, wies mir nur die Türe. Ich sah nochmals zurück, ob ich nichts vergessen hätte und sah sie weinen, wie ich sie noch nie weinen gesehen hatte. Das konnte ich nie leiden. Ich war wütend über alles, was meine Pläne kreuzte — so oder so. Ich weiß nicht, was damals in mich gefahren ist; ich war wie verhezt. Ich sprang die Treppe hinunter und sang dazu:

Wenn 's Mailüsterl weht,  
S'geht im Wald drauß' der Schnee . . .

Dora hielt inne. Sie atmete schwer und lang, jetzt selber mit ihren Tränen kämpfend.

„Daß es so kommen mußte! Und doch schätze ich die Großmama von allen Menschen auf der Welt am höchsten. Dann aber kommen Sie.“

Jakob Rauchner errötete. „Sie sollen nicht so viel sprechen, der Arzt hat es verboten.“

„Ich muß Ihnen meine Geschichte zu Ende erzählen, damit Sie sich dann danach richten können. Ich bin Ihnen das schuldig.“ Sie will nicht innehalten in ihrem Vorhaben.

„Die Maximilianstraße will ich kurz übergehen. Als gestern abend das Blut da kam, war mein erster Gedanke: wenn ich damit nur alle Flecken aus der Maximilianstraße abwaschen könnte.“

Jakob Rauchner war gerührt. „Gott ist barmherzig,“ sagte er milde.

„Ich blieb nicht in München; ich spielte da und dort auf Engagement, wechselte meinen Namen und ging und blieb, wie mir's eben in den Sinn kam. Ich konnte den Zwang nicht leiden. Das Stuttgarter Hoftheater hat mir deshalb einen Prozeß aufgehängt. Den hat mir Alfred

Weber schließlich ausgefochten. Sie wissen ja doch, wer das ist, nicht wahr?" Er schüttelte den Kopf. „Er war doch damals dabei in Süßen!“

„Mag sein, ich fragte nicht nach seinem Namen.“

„Er ist allmählich doch Jurist geworden, aber im übrigen der gleiche geblieben. Ich bekam hohe Gagen, die hätte er gerne mitgenossen. Aber ich mochte nicht; das Leben war ja für mich selber sehr teuer. An manchen Tagen habe ich hundert Mark gebraucht.“ — Jakob Rauchner sah sie fassungslos an. „Damit habe ich oft fast einen Monat gereicht,“ ging es ihm durch den Sinn, „weil ich als angehender Ehrenmann nur ans Sparen dachte.“ Aber er sagte nichts.

„Ich bekam satt an der Kunst. Das Spielen, um Geld zu verdienen, war mir in der Seele zuwider. Auch mochte ich die Wiederholungen nicht. „Zehnmal die Elsa singen,“ sagte ich zu Wagner, „das mache ich nimmer durch.“ Er war verstimmt. Er mochte es nicht leiden, wenn ihm Leute nicht unbedingt den Willen taten. „Dann heiraten Sie eben und gehen von der Bühne weg,“ das war sein Rat. Ich sah mich um. Es war ein Graf da, der sagte, er hätte zehnmal nacheinander die Elsa gehört und noch nicht satt daran bekommen. Ich heiratete ihn; ich wollte eine Gräfin sein. Ich hatte nichts als die Gage von der Elsa, da ich in Bayreuth nur als Gast war. Ich weiß eigentlich selber nicht, warum; aber das Geld hatte ich beisammen gelassen für einen Notfall. Das erstemal im Leben, daß ich gespart.“

„Wann haben Sie geheiratet?“ fragte Jakob Rauchner teilnehmend dazwischen, einen düsteren Ausgang ahnend.

„Vor zwei Monaten. Seit sechs Wochen bin ich wieder allein — auch ohne Geld. Mein Graf hat es mitgenommen.“ Dora fing jetzt so zu weinen an, daß Professor Giehl erschreckt aus seiner kurzen Ruhe kam. Sie konnte sich nicht mehr fassen.

„Wagner hat mich noch einmal angenommen,“ schluchzte sie heraus. „Ich habe ihm einen Knieefall gemacht. Das hätte ich nie für möglich gehalten. Er muß mir vieles vom Gesicht abgelesen haben. „Es hat einen Wechsel ge-

geben," sagte er schließlich, „Sie können die Kundrę singen.“ Ich freute mich. Ich lebte nur in meiner Rolle. Ich habe alles nochmals durchgemacht, und es war mir, als hörte ich eine Stimme, die immerfort sagte: Der Schluß kommt noch, Kundrę. Es muß alles mitammen doch zu viel gewesen sein. Es kam das Blut, der Anfang meines letzten Aktes.\*

Sie wurde wieder aßfahl im Gesicht und die beiden Männer glaubten, eine Sterbende nach München zu bringen.

## Neuntes Kapitel.

In der Herzogspitalkirche zu München kniete an jenem Spätsommertag eine alte Frau, die ihren Abendgang gemacht. Weiter kam die Frau Hofmusiker Heiß überhaupt nimmer, als bis da herüber; denn die letzten Jahre hatten ihr nicht nur die erhöhte Last des Alters, sondern auch eine schwere Sorgenlast auf den Rücken gelegt. So hatte sie denn richtig all ihren Kindern ins Grab schauen müssen. Der Sohn ist in Füßen auf einer Bergtour verunglückt, und die Schwiegertochter hatte daraufhin zu kränkeln angefangen und war ihm bald nachgefolgt. Nur ein Reis von ihrem Stamm war noch übrig: das hieß Dora.

Die alte Frau saß im ersten Stuhl vor dem Mutter Gottes-Altar. Wie hundert- und tausendmal hatte sie wohl zwanzig Jahre lang diesen Namen genannt, bettelnd, flehend. Dann einige Jahre lang nimmer. Sie glaubte fertig zu sein mit dieser Dora. „Alle meine Kinder zusammen haben mir nicht so viel Leid angetan, als dieses Enkelkind,“ sagte die Frau voll Bitterkeit. Sie war treu gewesen ihr Leben lang, sie wollte sich selber treu sein jetzt und die Herzens-türe, die sie einmal fest verriegelt, nimmer öffnen. Klaglos ertrug sie die Beschwerden des Alters, klaglos sah sie dem Tode entgegen. Sie war ja nicht gewöhnt, viel Worte über sich selber zu machen. Sie hatte die alte Genover ins Spital gehen lassen und ein junges Mädchen genommen, das sechs Tage lang den gepukten, vergnügten Sonntag im Sinne hatte, sonst nicht viel. Da hörte es für die alte Frau von selber auf, über sich und ihre Verhältnisse zu reden. Frau Gabelsberger lag auch draußen in dem Grab, das die Stadtgemeinde München ihrem großen Sohne Franz Xaver Gabelsberger als letzte Ruhestätte freigestellt hatte. Wie eine Ruine unter Neubauten kam sie sich jetzt vor, und ihre Gebete waren eigentlich nur Anfragen an den lieben Gott im Himmel, wann er denn endlich einmal kommen

würde, sie hinüberzuholen zu Maximilian Heiß und ihren Eltern, zu Onkel und Tante, zu Fräulein Klaudia, zum Geistlichen Rat Westenrieder und zu den Valesis. Es waren die schönsten Stunden, wenn sie den Himmel so mit vertrauten und bekannten Menschen anfüllte und in Gedanken immer neue hinzugesellte, bis sie ein richtiges Alt-München aus der vergangenen Zeit da droben beisammen hatte.

Nur heute wollte das nicht recht glücken. Sie saß zwar wieder vor dem Altare und dachte ans Sterben, aber es war, als läge heute eine eigene Wehmut über dem Marien-Bild und — als ob wieder ein Augenwunder geschehe, sie fühlte ihren Blick mit aller Kraft hinaufgezogen zum Kreuz. Und sie sah das Kreuz anders, als sie es sonst gesehen. Es war wie eine blutige Schrift vor ihren Augen und das hieß: Treu bis ans Ende. Und sie dachte an Menschen wie Magdalena, die diese Heilandstreue erfahren. Sie schauderte und wußte nicht warum, sie versenkte sich in die leidende Liebe des Heilands, und auf einmal lag ein Gebet auf ihren Lippen, das sie in alter Gewohnheit an Maria richtete, die doch dem Heiland so nahe war, daß sie ihm leicht alles wieder sagen konnte: „Hilf mir, daß ich noch vor meinem Tode verzeihen kann.“

Sie war selber überrascht, als sie so gebetet hatte. Dieses Gebet ging doch eigentlich ganz gegen ihren unbeugbaren alten Sinn.

Die Beter, die vom Abendrosenkranz noch zurückgeblieben waren, hatten sich allmählich entfernt. Die alte Frau war allein in der dämmerigen Kirche. Sie ließ sich mühsam auf die Kniebank nieder und während sie da neue Gebete wiederholen wollte, fing sie zu weinen an wie ein junger Mensch, der noch Kraft und Leidenschaft in sich hat.

Da ging leise die Kirchentüre nochmals auf und die treue Bärbel der guten Tante Emmy huschte herein.

Sie hatte einen Auftrag der gnädigen Frau an die Frau Hofmusiker. Der Auftrag war nicht lange: „Dora ist schwer krank und kommt jetzt gleich nach Hause.“

Die alte Frau war eigentlich nicht überrascht. Seit das Leben für sie abnahm, sah sie die Gedanken Gottes oft

wie greifbare Fäden vor sich liegen. Sie blickte nochmals zu ihrem Lieblingsbilde auf. „Schnell hast du mich beim Wort genommen,“ sagte sie im Hinausgehen. Aber sie brauchte Bärbels angebotenen Arm nicht. Sie war doch Regina heiß, die den Weg der Pflicht selber gehen konnte.

Am Karfreitag des darauffolgenden Jahres wurde der Pfarrherr von Sankt Peter eilig nach der Fürstenseldergasse gerufen. Er ging also in das Sakramentskämmerchen, in das sich der Herr in diesen Leidenstagen zurückgezogen hatte, nahm mit besonderer Ergriffenheit die Wegzehrung der Sterbenden in seinen Kelch und ging dann, ohne zu säumen, an seine Pflicht.

„Darf die alte Frau jetzt heimgehen und Ostern feiern im Himmel,“ dachte er und er sprach mit dem Heiland, wie es seine Gewohnheit, von den Seelen, die seiner Obsorge anvertraut waren. Aber die alte Frau stand selber an der Türe und empfing den hohen Gast. Sie geleitete das heiligste Sakrament in ein einfaches, altmodisches Zimmer, darin hinter verblicheneren Vorhängen und unter einem Bilde der Schmerzensmutter vom Herzogspital eine junge Frau lag. Kaum noch ein Lebenszeichen war auf dem farblosen Gesicht zu sehen, aber als der Priester näher trat, da schlug sie doch die Augen auf.

„Wie geht es Ihnen, liebes Kind?“ sagte er teilnehmend.

Sie schien mit einem Blick ihr ganzes Elend dartzu tun zu wollen, dann schloß sie die Augen wieder und sagte nichts als: „Büßen!“ Der Geistliche blieb mit der Sterbenden allein. Die Großmutter ging ins Nebenzimmer hinaus. Da stand Jakob Rauchner und betrachtete ein schlafendes Kind. Die ganze Nacht war er schon hier zur Stelle gewesen und hatte gewartet, ob man seiner bedürfen könne. Und doch hatte er sich fast nicht heraufgetraut, bis er hörte, daß es zum Letzten kam.

Die alte Frau war erschüttert. „Muß auch das noch kommen,“ sagte sie. Sonst klagte sie ja nicht. Aber er stand wie ein treuer Jünger neben ihr und lockte ihr durch freundliches Zureden manch eine Erleichterung vom Herzen.

„Es war so lieb, mein Dorle. Heldenhaft hat es sein

Leid getragen. Der Winter war ja schlimm. Krank an Leib und Seele. Aber ich habe dann doch immer wieder geglaubt, sie könne es überstehen. Es ist halt hart für einen alten Menschen, wenn er den Jungen so nachschauen muß. „Dorle,“ habe ich manchmal gesagt, „wenn du fest ist und dich schön pflegen läßt, dann wird es schon recht werden. Und was wir nur Gutes aufreiben können für dich, das sollst du haben. Die gute Frau Assessor von der Weinstraße schickt auch alles Besondere, was die Leute ihr zugedacht haben, damit du Appetit bekommen und essen sollst.“ — „Ja, ja, ich will schon essen,“ sagte sie dann, „es ist ja wegen des Kindes. Aber weißt du, Großmamale“ — die alte Frau wischte sich ständig die Augen und sagte dazwischen — „o sie war so lieb und gut jetzt“ — „ich kann mir halt nicht denken, wie so ein verfahrenes Leben wieder ins Geleise kommen soll. Ich will's ja hinnehmen, wie es der liebe Gott schickt, denn ich muß büßen; aber viel, viel lieber möchte ich schon sterben als weiterleben,“ und dann nahm sie mich oft bei der Hand und bettelte: „Geh,“ Großmamale, „erzähl' mir doch etwas aus deiner eigenen Jugend, da wird mir immer das Herz so weit dabei.“ Und sie machte es wie die Kinder, die einem auch vorsagen, was man ihnen erzählen soll. „Dem Großvater, wie er blind war,“ sagte sie, „oder von der Thekla.“

Dann gingen Frau Hofmusiker Heiß und Jakob Rauchner ins Sterbezimmer. Aber ehe der Kranken die heilige Kommunion gespendet wurde, wollten sie das Kind taufen. Es war ein winziges Bündel von einem Menschlein, so schwach und klein, daß es kaum schreien konnte wie seinesgleichen.

„Wie soll das Kind heißen,“ fragte der Priester.

Da nahm die alte Frau mit zitternden Händen ihr Ur-enkelkind auf und sagte mit dem Ton, in dem Erdenleid und Himmelshoffen zusammenfließen, fest und entschieden: Maria.

Und aus der Bettstätte klang es wie ein schwaches, aber liebliches Echo: Maria.

Die Urgroßmutter war Patin. Jakob Rauchner stand mit brennender Kerze daneben.

„Maria, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die junge Mutter machte eine bittende Bewegung. Man brachte ihr das Kind. Es lag an ihrem Herzen. „Beide entsühnt jetzt,“ sagte sie leise . . .

Die Karfreitagssonne leuchtete ins Zimmer und spielte um den goldenen Kelch. Dann ward der heilige Gral enthüllt und neuer Lebensmut ging über auf die scheidende Seele.

Der Priester betete und ging.

Dora schien zu schlafen. Großmama wollte ihr die süße Last vom Herzen nehmen. — „Auf Wiedersehen,“ sagte Dora. Jakob Rauchner neigte sich leise über die Sterbende: „Darf ich's als Andenken haben, Dora?“

Tränen fielen auf das Haupt des Kindleins, als sollte es nochmals getauft werden mit erbarmender Güte.

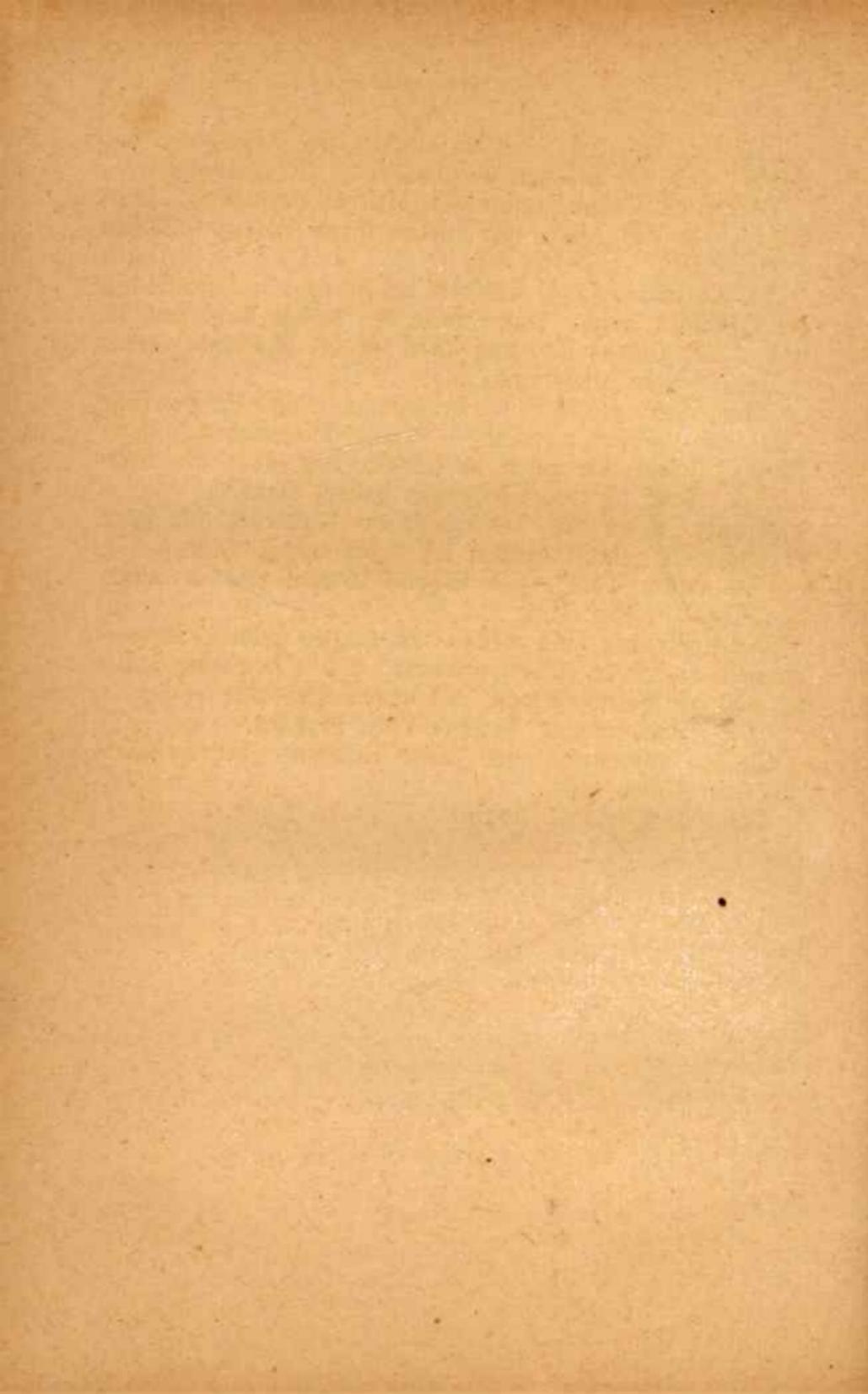
„Du reiner Tor!“ Sie lächelte schwach und er nahm das Kind in seine Arme . . .

Der Karfreitag ging weiter. Es tanzten goldene Sonnenringlein durch das Mädchenzimmer. Dann stand die Sonne so, daß die Bettstätte voll goldenen Lichtes war.

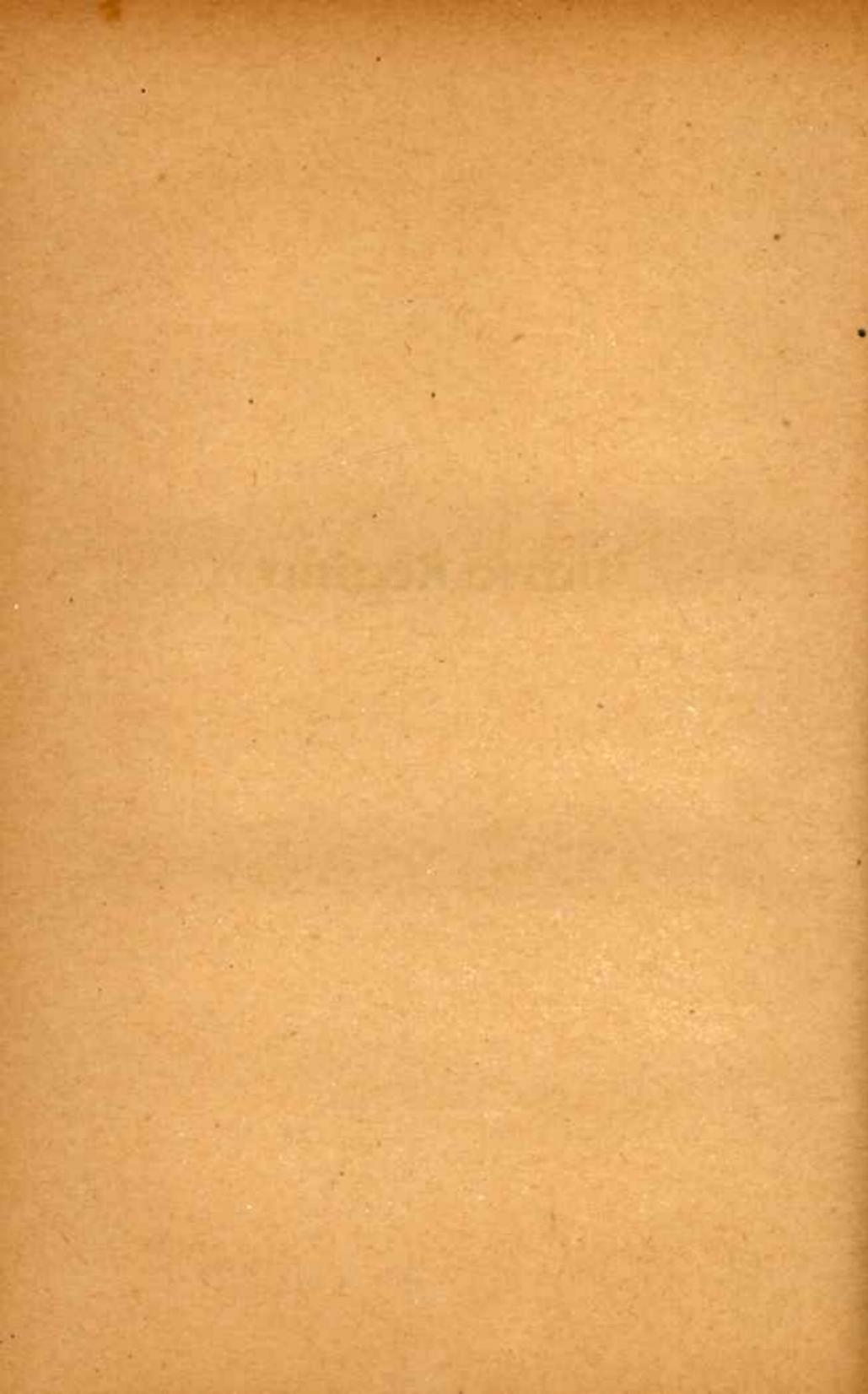
„Die Engel singen,“ hauchte Dora verklärt.

Sie sah unverwandt auf Jakob Rauchner, der ihr Kind auf den Armen hielt.

Dann brachen ihre Augen.



**Maria Regina**

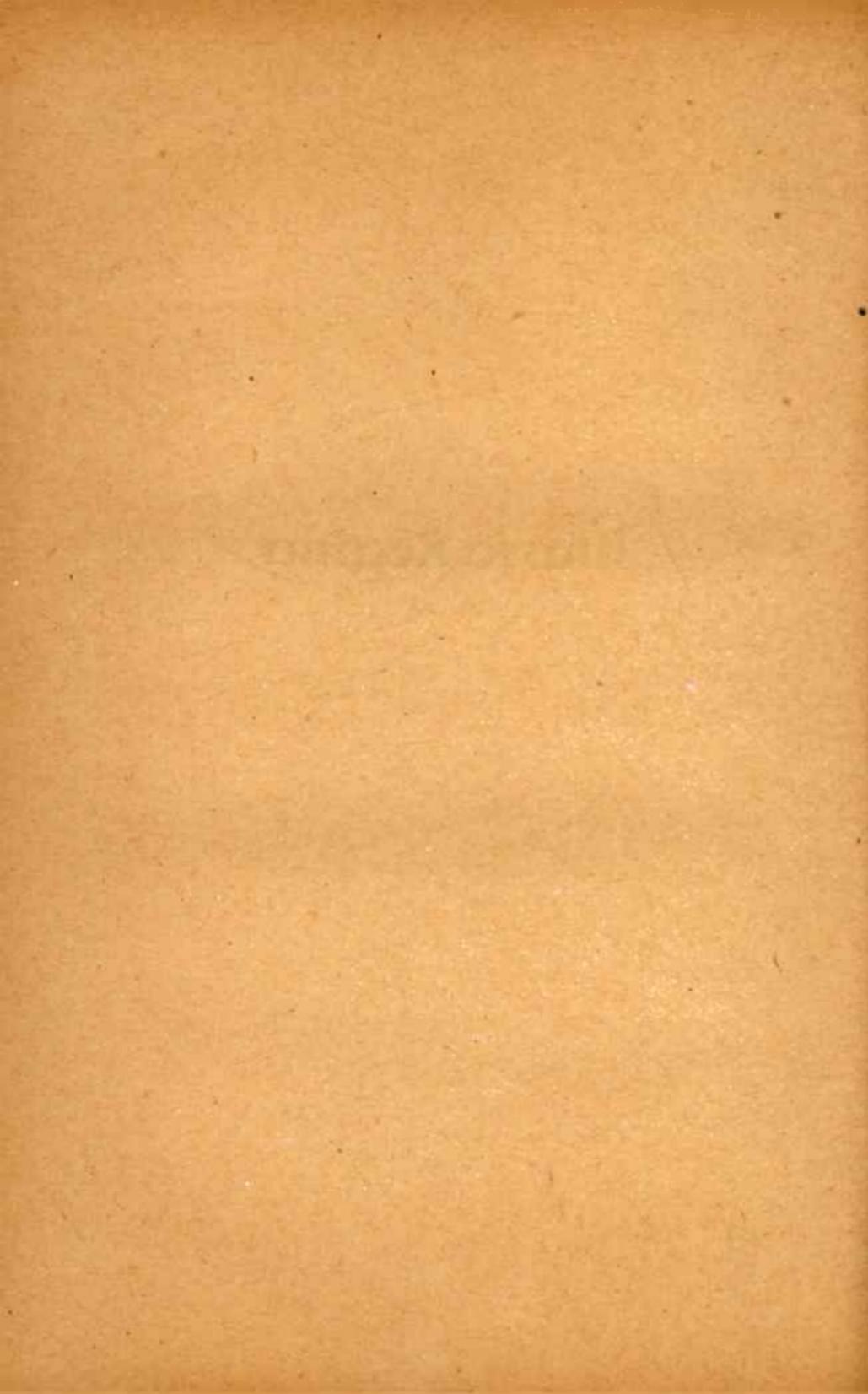




## Erstes Kapitel.

Im zweiten Stockwerk des Hauses Nummer 9, in der Herzog-Wilhelm-Straße, saß an einem verregneten Maitage des Jahres 1896 ein Zögling des Institutes Ascher am Krankenbett von Emmy Giehl. Es muß aber kein beschwerlicher Krankenbesuch gewesen sein, denn an dem jungen Geschöpf lachte alles, wie auch in dem grünen Zimmer alles zu lachen schien: Die Blumen am Fenster und die Goldfischchen und die freundlichen Bilder an den Wänden und die Puppenkinder in der Ecke und die muntere Bärbel und die Kranke selber, die unter einem lila Spitzenhäubchen und in einem von dunklen Locken umrahmten frischen Gesicht immer noch die gleichen fröhlichen Kinderaugen hatte wie damals, als sie sich an dem ersten Lied von Dora heiß erfreute.

Heute also saß Marie Rauchner an ihrem Bette, denn Marie Rauchner war heute ihr Patenkind geworden. Wie sie für die Mutter gebetet und geopfert, so hatte sie auch das Kind nie aus den Augen verloren. Sie kannte das ganze Lebensgeschick der Kleinen von jener Stunde an, da der Baurat Rauchner sie auf die Arme genommen und als





## Erstes Kapitel.

Im zweiten Stockwerk des Hauses Nummer 9, in der Herzog-Wilhelm-Straße, saß an einem verregneten Maitage des Jahres 1896 ein Zögling des Institutes Ascher am Krankenbett von Emmy Giehl. Es muß aber kein beschwerlicher Krankenbesuch gewesen sein, denn an dem jungen Geschöpf lachte alles, wie auch in dem grünen Zimmer alles zu lachen schien: Die Blumen am Fenster und die Goldfischchen und die freundlichen Bilder an den Wänden und die Puppenkinder in der Ecke und die muntere Bärbel und die Kranke selber, die unter einem lila Spitzenhäubchen und in einem von dunklen Locken umrahmten frischen Gesicht immer noch die gleichen fröhlichen Kinderaugen hatte wie damals, als sie sich an dem ersten Lied von Dora Heiß erfreute.

Heute also saß Marie Rauchner an ihrem Bette, denn Marie Rauchner war heute ihr Patenkind geworden. Wie sie für die Mutter gebetet und geopfert, so hatte sie auch das Kind nie aus den Augen verloren. Sie kannte das ganze Lebensgeschick der Kleinen von jener Stunde an, da der Baurat Rauchner sie auf die Arme genommen und als

„Andenken“ zu behüten versprochen hatte. Soll man einem Jakob Rauchner nachrechnen, ob er sein Versprechen treu gehalten?

Die halbe erste Kindheit hindurch hat er das Mädchen bei sich gehabt. Er hat die ersten erstaunten Blicke aufgefangen; er hat die ersten Wörter bilden helfen; ja er hat seine eigene Wange dargeboten, als die Aermchen der Kleinen sich verlangend nach einem Menschen ausstreckten, den sie liebhaben konnten. Und er hatte sie wieder lieb, seine kleine Maria: Sie war seine Tochter, sein Bräutchen, sein alles. Als Adoptivvater hatte er ihr seinen Namen geben lassen. Die Vergangenheit sollte für das Kind nur als einzige Prüfung den frühen Tod der Mutter aufweisen. Für die Mutter beteten denn auch Baurat Rauchner und die kleine Marie an jedem Morgen und an jedem Abend zusammen und das Aquarellbild der Mutter, das über Mariens Bettchen gehangen, wurde fleißig mit Immergrün bekränzt.

Aber die gute Tante Emmy hatte auch sagen hören, daß Herr Baurat Rauchner vor einigen Jahren auf seinem Abendspaziergang den Kopf sehr tief hatte sinken lassen und daß er fast für allen freundschaftlichen Verkehr unzugänglich geworden sei und auf alles nur zur Entschuldigung hatte: Ich muß jetzt viel denken.

Er dachte damals so viel an sein Mariele. Er machte Pläne. Andere als damals auf Neuschwanstein, die ihm seinen Titel und sein schönes Einkommen erworben hatten. Den Lebensbau des Kindes plante er. Aber er mochte die Sache im Kopfe herumwälzen wie er wollte, sein biederer Sinn traf's immer wieder so, daß er früher oder später aus diesem Rahmen gewissermaßen ausscheiden mußte. Und seine Klugheit sagte dazu: Besser früher als später.

Wenn er an diesem Punkt angekommen war, dann litt es ihn gewöhnlich nimmer im Botanischen Garten, den er, als seiner Wohnung in der Arcisstraße zunächst gelegen, gerne für seine Spaziergänge benützte; er fing zu rennen an bis hinunter an den nördlichen Friedhof oder ins neue Schwabing und er stürmte weiter, bis ihn die fremde Umgebung auf einmal zur Besinnung zwang und er dann

gelassen wieder kehrt machte und froh war, daß sein Heim noch unverändert und Mariele ihm mit wehendem Schürzchen und allerhand Neuigkeiten entgegenkam.

Jahrelang hatte er es so getrieben, aber dann war schließlich alles klar. Mariele mußte ins Institut kommen und er mußte von der Bildfläche verschwinden, denn wer weiß, was die Liebe des eigenen Herzens und die Boshheit der Menschen noch alles sagen könnten.

So war denn das glückliche Mariele, das in dem Vater mehr Liebe gefunden hatte, als ein kleiner Mensch je wünschen kann, in seinen jungen Jahren ins Ascher'sche Institut gekommen. Herr Baurat Rauchner war ja noch in nächster Nähe und Fräulein Ascher, die würdige Vorsteherin, sagte bisweilen zu den Lehrerinnen: Das Kind der zärtlichsten und reichsten Mutter könnte nicht besser versorgt und ausgestattet sein als Marie Rauchner.

Herr Baurat Rauchner pflegte jetzt vorläufig sich selber als tröstlichen Uebergang vom glücklichen Vater zum einsamen Mann seine Spaziergänge auf die Mittagszeit zu verlegen, da sah er nämlich die „Aescherlinge“, wie die grau-gekleideten Mädchen in den schwarzen Kragen im Volksmunde hießen, in Reih' und Glied des Weges gehen, treu behütet nicht nur von zwei Lehrerinnen, die für französische Gesprächsstoffe sorgten, sondern auch vom schönen Bernhardiner Lion, der mit unverkennbaren Beschützerabsichten neben der jungen Schar hertrottete. Herr Baurat Rauchner war von Maria meist ungesehen, aber es traf sich nicht selten, daß er auf den Stufen des Botanischen Gartens stehen blieb, um von diesem erhöhten Standpunkt aus um so länger seinen Liebling zu betrachten. Gottlob, wenn sie lachte und plauderte und selbst die anderen noch mit ihren drolligen Einfällen zu unterhalten schien. Ja, mit diesem Kind konnte man freilich lachen. Er räusperte sich gründlich und ging nach Hause, um neue Pläne zu entwerfen, die dann regelmäßig in den Ferien weit weg von München führten. Nur dann und wann wurde Maria dabei auf kurze Zeit mitgenommen. Sie mußten ja einander entwöhnen lernen.

Das alles wußte die kranke Tante Emmy. Denn was ihr nicht von anderen erzählt wurde, das hatte ihr Frauengemüt erfaßt. Sie schätzte den Mann darum nur um so höher ein.

Mariele war es gewöhnt, bei Tante Emmy zu sein. Sie hatte im „Schutzengel“ so oft diesen Namen gelesen, daß er ihr vertraut war wie Tausenden von anderen Kindern. Aber sie war ein energisches, kleines Persönchen und hatte den Vater einmal in einer guten Stunde bewogen, mit ihr den Weg in die Herzog-Wilhelm-Straße zu machen, den, wie sie aus dem „Schutzengel“ gemerkt hatte, schon so viele Kinder vor ihr gefunden hatten. Und wie sich dann erst gar herausstellte, daß die liebe selige Mama als junges Mädchen schon an diesem Bette gesessen war und der Kranken schöne Lieder vorgesungen hatte, da war der Weg zur Tante Emmy für Mariele eine häufig ausgemachte Sache. Sie brachte ihr die schönsten Röslein von ihrem Stock; sie brachte ihr das liebste Spielzeug mit und fand, daß selbst der Vater nicht so schön damit spielen konnte; ja sie brachte ihr die ersten Sorgen ihres Lebens: Die Ueberraschungen, die sie dem Vater zu Festzeiten bereiten wollte, wurden in diesem Zimmer überlegt und ausgeführt.

Bärbel hatte für den heutigen Festtag glänzend gesorgt. Sie trug allerhand schöne und gute Dinge auf das kleine Tischchen neben Tante Emmys Bett, unter denen die Schokolade-Kanne und der zierliche Korb mit Backwerk auf den kleinen „Aescherling“ einen ganz besonderen Eindruck machten. Auch das Einschenken besorgte die gute Bärbel auf Tante Emmys Geheiß, die über den winzigen Portionen, an die sie sich in jahrelangem Kranksein gewöhnt hatte, durchaus nicht vergessen, was etwa in einem gesunden, jungen Magen Platz finden konnte.

Und wie sie zu erzählen wußte, während Marieles Mäulchen gestopft wurde!

„Tantele, ich kann nicht mehr!“

„Nun suche noch ein Plätzchen, Herzkind, dieses Bißle da möchte noch gerne zu dir!“

Mariele besann sich über ihre Magenverhältnisse. „Ich

glaube wirklich, es hat keinen Platz mehr.“ Es tut ihr unverkennbar leid, aber Bärbel wußte schon Rat. Sie kam mit einem großen Bogen weißen Papiers. „Wir wickeln alles ein,“ schlug sie vor.

„Darfst du's denn haben im Institut?“ meinte Tante Emmy vorsorglich.

„Vom Firmungstag schon; die Vorigjährigen haben auch allerhand mitgebracht.“ So das Mariele. Der Fall war also erledigt und Bärbel verschwand unversehens mit einem Geldstück der gnädigen Frau, um beim nächsten Konditor noch Nachschub für den Firmungstag zu besorgen.

Die Puppen in der Zimmerecke wurden aufs Bett gesetzt. Sie hatten Künstlergesichter auf und waren recht drollig. Bärbel gab eine Vorstellung: Ein linkischer Bauer kam mit seiner besseren Hälfte in die Stadt. Es passiert allerhand Komisches mit vornehmen hohen Leuten. Sie hatte Gewandtheit darin, denn es war ihr schon oft gelungen, mit ihrem Kasperlspiel der Kranken einen heiteren Sonntag zu bereiten. Dann kamen die Gäste aus den Anlagen ans Fenster: Meisen und Finken und Staren und Rotkehlchen. Sie taten ganz selbstverständlich und waren nur besonders gierig, als die Krümchen heute gar so süß und gut waren. Der Hansel im schönen Käfig herinnen pudelte sich beleidigt auf, aber Gretel, die ihren Palast ihm gegenüber hatte, streckte den Hals, daß sie ganz lang wurde und schlug mit den Flügeln und kreischte dazu vor Aerger. Sie konnte nun einmal nach Frauenart diese fremden Gäste da nicht leiden. Dafür legte ihnen Bärbel jetzt gestickte Deckchen aufs Gitter, die ihnen den bitteren Anblick ersparen sollten, wobei freilich auch ihrer Gemütsart Rechnung getragen war, denn auf dem einen stand gar freundlich zu lesen: Gute Nacht, liebes Hänschen! Auf dem anderen aber hieß es nur: Jetzt schweig', Gretel!

Mariete fand an all dem Vergnügen, aber da sie ein gar sinniges Kind war, suchte sie ihre Freude mehr in der Freude der Kranken. „Tantele, von dir selber möcht' ich etwas wissen!“ Wie sollte die gute Tante Emmy ihrem Patenkind am Firmungstag so etwas abschlagen! Sie war

freilich schon längst müde von der immerhin anstrengenden Unterhaltung, aber sie zog doch ihre Familienchronik aus dem Bücherregal, das sie selber erreichen konnte und las mit angenehmer, weicher Stimme ihren Abschied vom Elternhaus und Einzug ins Heim des Gatten vor — da drüben im Alheimereck. Und sie las noch manches andere, den äußeren Gang ihres Lebens, den sie auf verschiedentlichen Wunsch hin hier aufgezeichnet hatte: Wie sie krank geworden als junge Frau und lahmgelegt war an der Seite des Mannes, der nach schweren Prüfungen neben ihr verschied. Wie sie von der Weinstraße da herübergeschafft wurde mit der seligen Mama, bis sie schließlich, auch von ihr verlassen, unter Fremden ihr krankes Dasein weiterleben mußte.

Aber es war doch keine Leidensgeschichte, die sie da las. Es war nur der ausgesprochene Wille Gottes und es klang ein Dank in ihren Worten, als sei ihr Los ein herrliches auf Erden.

Es klang auch viel, viel Freude durch.

„33 Jahre,“ überlegte Mariele! Sie konnte sich eigentlich keine Vorstellung davon machen, was 33 Jahre überhaupt bedeuten, noch weniger, was 33 Jahre Krankheit heißt. Sie hätte gerne noch dies und das gefragt, aber sie getraute sich nicht. Erst als sie Abschied genommen und von Bärbel ins Institut zurückbegleitet wurde mit einem Weihwasserkesselfchen als Andenken, da ging ihr das neugierige Zünglein noch einmal durch: „Kann die Tante Emmy gar nicht aus dem Bett herauskommen?“ — „Nein, gar nicht.“ — „Aber wenn man sie heben würde?“ — „Auch das verträgt sie nicht, ihr Bett kann kaum alle vier Wochen gerichtet werden.“ Bärbel war gesprächiger über die Leiden der gnädigen Frau. Diese waren ja in ihrem mildfühlenden dankbaren Herzen eingeschrieben, sodaß sie jederzeit über alles genaue Auskunft geben konnte. Und sie erzählte von Krämpfen und Schüttelfrösten nicht nur, sondern von Nächten voller quälender Atemnot, von großen Verdauungsbeschwerden, von apfelgroßen Geschwüren, von eisiger Kälte an den Gliedern, die namentlich im Hochsommer auftrat und von so viel anderem, daß der Heimweg ins Institut gar nicht dazu reichen wollte.

Von allen Seiten strömten die gefirmten Aescherlinge zusammen und oft gab's nur eine mühselige Unterhaltung mit den Patinnen, die manchmal nimmer recht zu wissen schienen, was sie mit ihren Patenkindern anfangen sollten. Auch Stimmen wurden laut, daß der Regen eben viel Vergnügen unmöglich gemacht habe.

Mariele Rauchner lachte fröhlich: „Mir nicht,“ sagte sie; „es hätte nicht schöner sein können.“

Da stand auch noch der gute Papa am Weg und er bekam im Hausgang einen herzhaften Kuß und die gleiche Versicherung, daß es wunderschön gewesen sei. Auch Lili Reber ward von ferne sichtbar. Man konnte sie leicht erkennen, denn sie mußte geführt werden, seit ein unachtsames Kindermädchen das einzige Töchterchen der Frau Kommerzienrat Reber, geborenen Weber, aus dem Wagen hatte fallen lassen, ohne es eigentlich zu merken. Das war damals, wie der Karneval so lange dauerte. Da hatten die gnädige Frau und das Kindermädchen in gleicher Weise unter seinem Regiment zu leiden. Freilich war die Frau Kommerzienrat außer sich gewesen und hatte dem unachtsamen Mädchen bittere Vorwürfe gemacht, aber wie diese ziemlich schnippisch zur Antwort gab, sie habe ja auch nichts anderes gesucht als die gnädige Frau selber, nämlich ein bißchen Vergnügen, da wußte sie nimmer sehr viel zu erwidern. „Die Mama sagt, mein Leid berührt sie so schmerzlich, daß sie mich kaum um sich haben kann,“ berichtete Lili einmal. „Ich bin eigentlich froh, wenn ich im Institut bin, dann braucht sie mich doch nicht immer zu sehen.“

Das hat dem Mariele so ins Herz geschnitten, daß sie noch an diesem Tage ihre Freundschaft anbot, die mit rührender Dankbarkeit angenommen wurde.

Auch jetzt war die Mama Reber, geborene Weber, nicht sichtbar. Lili hinkte am Arm eines Stubenmädchens ins Institut zurück. Sie ging sichtlich mühselig und stützte sich fest auf ihre Begleiterin.

„Was, Lili, du gehst heute zu Fuß?“ riefen einige Mädchen, die auch am Nachhausekommen waren.

„Es ist ja nicht weit,“ meinte Lili mit dem ergeben-

freundlichen Gesichtchen, das sie sich nun einmal im Laufe ihres vereinsamten, schmerzgesegneten Kinderlebens schon angewöhnt hatte.

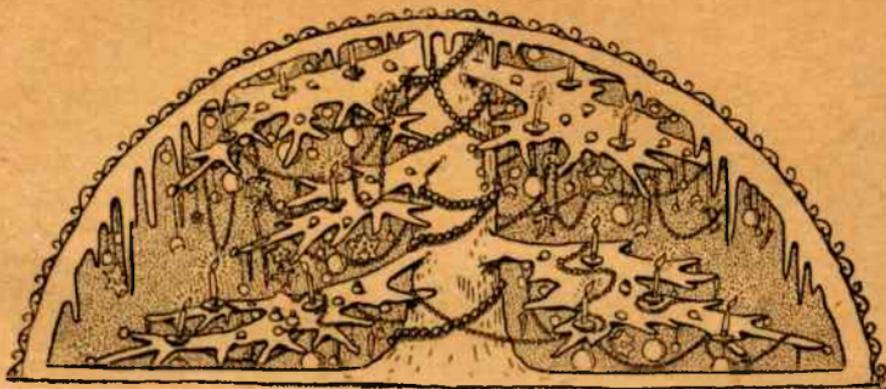
Mariete zog ganz selbstverständlich Lilis Hand auf ihren Arm. Sie war ja im Haus die stete Führerin. Bärbel bekam noch tausend Grüße und Dankesworte mit für Tante Emmy. Das Konditorpäckchen wurde vorsichtig an der blauen Schnur gefaßt und ein klein bißchen auffällig in die Hand genommen, dann gingen die zwei Freundinnen langsam, wie es Lilis Zustand erforderte, als die Letzten ins Haus hinein.

„Mama braucht den Wagen heute selbst,“ sagte Lili dabei, „es trifft sie das Theater.“

Da war Mariete eigentlich wieder froh, wie es ihr schon öfter ergangen war, daß sie keine Mama hatte. Die anderen freilich, die erzählten oft ganz andere Dinge, die irgend etwas Sonderbares in ihr aufrührten und ihr schon bisweilen verstoßene Tränen in die Augen getrieben hatte. Aber wenn Lili Reber erzählte, dann war sie nur glücklich im Besitze ihres Vaters.

Auch jetzt. Sie hätte die Welt umarmen mögen. Papale gehörte doch ganz ihr und sie ganz ihm. Das war so schön. Und überhaupt, es war alles so schön und so jung und so voller Hoffnung auf der Welt. Der Geist Gottes, der nichts von Nacht und Bosheit weiß.

Ja, Mariete war glücklich. Aber die wortlose Erziehung der Patin fing zu wirken an. Das Liebhaben war der Kleinen heute mehr Bedürfnis denn je. Sie hatte heute nachmittag zu viel von dieser Heilig-Geist-Luft der Liebe geatmet.



### Zweites Kapitel.

**D**ie Jahrhundertwende wollte Herr Baurat Rauchner mit seinem Mariele überstehen. Sie war deshalb in den Weihnachtsferien des Jahres 1899 nach Hause gekommen. Heiliger Abend.

Das geräumige Besuchszimmer der Rauchnerschen Wohnung war voll Weihnachtsduft. Der gute Mann hatte es sich nicht versagen können, selber eine Tanne zu schmücken. Wochenlang schon war er, in seinen weiten Kragenmantel gehüllt, abends nicht mehr in den stillen Straßen seines Viertels spazieren gegangen, wie er es so gerne immer getan, seit er sich den Mittagsanblick seines Herzenskindes entziehen zu müssen glaubte, sondern er hatte mit wohlgespickter Börse den Weg in die innere Stadt hinein eingeschlagen. Da funkelten in der Dämmerstunde Tausende und aber Tausende von Lichtern auf, wenn er durchs Karlstor einbog und die lange Neuhauser- und Kaufinger-Straße in der wirbelnden Weihnachtsgeschäftigkeit vor ihm aufging. Baurat Rauchner besah alles. Er besah beim Oberpollinger die glänzende Spielwarenausstellung und die duftigen Roben in rosa und lichtblau, er guckte dem großen Messerschmied gegenüber zu tiefst in die breiten Fenster und prüfte mit den Augen die Perlmuttermesser und die feinen Scherchen und die niedlichen Toilettengegenstände. Er erwog vor

den Konditorläden, ob Schaum oder Likör oder Marzipan oder Schokolade seinem Mariele am besten gefallen könnte; er ging in die Buchhandlungen hinein und ließ sich vor den ausgelegten „Neuigkeiten“ nieder; er las Backfischgeschichten und durchblätterte geographische Werke und bestellte wohl auch ein französisches oder englisches Buch, das auf dem Wunschzettel aus dem Institut gestanden war. Immer wieder besah er diesen Wunschzettel. Er war ihm doch gar zu bescheiden. „Bin ich auch gerade kein reicher Mann,“ sagte er zu sich selber, „so kann ich meinem einzigen Kinde doch ein schönes Weihnachten bereiten.“

Aber dann widersprach er sich gleich wieder selber in Gedanken. „Ei, freilich bin ich ein reicher Mann, ein ganz reicher,“ sagte er zu sich. Er war ja so unsagbar glücklich, wenn er mit seinem Kindergemüt durch die Weihnachtsherrlichkeiten der Großstadt pilgerte. „Ich habe jemand, dem ich das alles schenken könnte!“ Das war der ins unendliche verhallende Jubelruf seines Herzens.

Voll Mitleid sah er in manch trübes Gesicht, in verbitterte Augen. „Du wirst wohl keinen haben, dem du was schenken kannst,“ dachte er dabei in stiller Dankbarkeit für sein eigenes Glück.

Auch ihn wollten bisweilen die störenden Gedanken wieder plagen: Die Furcht vor der Zukunft. „Es kann nicht dauern so, es wäre zu paradiesisch schön.“ Aber in Adventtagen lassen sich störende Gedanken leicht verschrecken. Und Baurat Raucher wollte nun einmal ein glückliches Kind sein, das nichts kennt, als die Freude auf Weihnachten. Und so freute er sich denn und tat nichts als sich freuen.

Er ging nicht planlos ans Werk der Bescherung. Wie sollte ein Baurat auch das Planen lassen können!

Wenn er in den lichterfüllten Hauptstraßen alles geprüft, auch da und dort ein Stücklein gekauft, aber schließlich herausgefunden hatte, daß das Echte einem alten Herkommen nach doch eigentlich immer noch die Verborgenheit liebte, dann suchte er am nächsten Abend die Nebenstraße auf, ging hinter dem Dom herum und unter den alten Bogen am Marienplatz, wo die Nadler und Taschner und Wachs-

zohog hausten, und glücklich trug er dann von seinen Entdeckungsreisen etwa einen ledernen Nähzeugbehälter oder einen extra feinen wächsernen Christbaumengel nach Hause. Die Verkäuferinnen hatten ihm bisweilen als „einem unerfahrenen männlichen Kunden“ allerhand Ladenhüter vorgelegt und ihm mit beredten Worten geschildert, wie modern und praktisch zugleich der Gegenstand wäre. Aber sie kamen mit diesem Geschäftsschwindel an die unrechte Adresse. Ihr Käufer war nicht nur der zärtliche Vater, der seinem Töchterchen zuliebe so gerne Modestudien an Menschen und Schaupuppen gemacht hatte, sondern auch ein gar kunstsinziger und verständiger Mann, der den Dingen auf den Grund schaute, keine Falte und keine Leiste duldete, die nicht zugleich schön und zweckentsprechend war. Lange brauchte er freilich zu seinen Einkäufen, aber dann war's dafür auch was Schönes.

Wenn er dann nach Hause ging oder vielmehr sich von der Menge nach Hause schieben ließ, dann verlöschten hinter ihm die Lichter der festlichen Stadt und es verklang das Gerassel der Trambahnen und das Stimmengewirr und die Welt ward dunkler und stiller da beim Glaspalast, wo seine Wohnung lag. Nein, doch nicht dunkler und stiller. Baurat Rauchner sah hinauf zu den Sternen und horchte hinein in die Welt der Weihnachtsengel, und er sah wieder viel Licht und hörte wieder viele Stimmen, und während noch Adventnebel auf der Erde lagen, sah er in seliger Vorfreude schon die Lichter des Christabends entzündet, und Engel sangen — noch schöner wie damals im Parsival, ja schöner noch, als die Kinder vor reichlich zwanzig Jahren in Sankt Bonifaz: Friede den Menschen, die eines guten Willens sind — Friede den reinen Toren!

Schon gut, daß der Baurat Rauchner die Vorbedingungen für diesen Frieden erfüllt hatte.

Wie er am Heiligen Abend beim ehemaligen Mariele, das nunmehr eine große, schlanke 15jährige Marie geworden war, im Bescherungszimmer saß und den jubelnden Dank des Mädchens erlebt hatte, und selber die gestickten Hausschuhe und das Käppchen probierte und die neue Briefftasche

mit alten Papieren einräumte, da waren die zwei unversehens noch beim brennenden Christbaum in ein Gespräch gekommen. Unter den alten Papieren war auch ein recht sterblicher Ueberrest eines Holunderkränzleins gewesen, und auf Mariens erstaunte Frage hin hatte er wehmütig geantwortet: „Das hat mir deine Mutter selig einmal geschenkt.“

Jetzt war das Wissenwollen gründlich über das Mädchen gekommen. Bisher hatte ihr der Vater genügt; doch seit es anfing, halb unbewußt noch, an sich selber die Frau zu entdecken, war auch ein lebhafteres Interesse an der Mutter erwacht.

Die guten, ehrlichen Augen des Baurates füllten sich mit Tränen. Auch ein Schleier der Unsicherheit lag über seinem Wesen. Zum ersten Male fühlte das Mädchen heraus, daß es irgend etwas nicht wissen sollte. Es lag zwar schließlich alles klar vor seinem Verstand: Die Mutter war gestorben bei ihrer Geburt, und seitdem war sie eben mit dem Vater allein. Am Christbaum erlöschte ein Lichtlein ums andere. Der Baurat hatte seine Brille aufgesetzt und betrachtete die Wachskerzen. Wenn sie schön gerade in ihren Blechhaltern ausbrannten und sich schließlich hinlegten, um zu sterben, so war er's zufrieden. Aber wenn sie im Sterben noch das Zünglein nach Tannenästchen und Goldfäden ausstreckten, dann sprang er rasch hinzu, und blies ihnen das Leben aus. „Wir zünden uns neue Lichter an zum Neuen Jahr, gelt, Mariele.“ Das war des Vaters echte, unverfälschte Liebe, die da sprach. Sie mußte sich denn auch zufrieden geben. Das Gespräch ließ die Vergangenheit fallen und nahm die Zukunft auf. „Im Sommer wirst du mit dem Institut fertig. Hast du einen Wunsch, Kind?“

Da ist in Mariens Augen selber ein neues Weihnachtslichtlein aufgegangen. „Ja,“ sagte sie, so bestimmt, daß der Vater staunen mußte. „Ich möchte studieren.“

Vater und Tochter saßen sich eine Zeitlang im nunmehr matt erleuchteten Zimmer gegenüber. In der Seele des Mädchens brannte der Wunsch nach einer Zukunft voll Wissen und Verstehen. Vielleicht war es ihr angeborenes, starkes Lerntalent, vielleicht waren es die schönen Erfolge

ihrer bisherigen Studienzzeit, vielleicht war es der Umstand, daß die Mitzöglinge sich alle goldene Schösser in die Zukunft bauten, in denen sie selber als Königinnen an der Seite des schönsten Königs thronten, ja vielleicht war es gerade das letztere oder dieses letztere im Verein mit dem anderen allen, sie wollte auch eine Zukunft haben, sie wollte studieren.

Die Vergnügungen, von denen die anderen schwärmten, reizten sie ja nicht im geringsten. Sie hatte noch nie einen Mann näher angesehen außer ihren Vater, und der war eben ihr Vater. Halt, doch noch einen: das war der Religionslehrer im Institut, das war Pater Benedikt. Diesem Pater Benedikt hatte sie in die Seele hineingeschaut. Wenn er so am Pulte stand, die Hand unter dem Skapulier verborgen, den zielsicheren Blick aus den lebhaften Augen auf sie gerichtet, und in etwas schwäbelnder, aber ungemein fesselnder und beherrschter Sprache, mit dem Tief- und Weitblick des gereiften Mannes von Gott und Welt und Liebe sprach, dann hatte sie mit dem feinen Taftinn ihrer Seele auch die Seele des Religionslehrers erkannt. Und es überkam sie jedesmal ein unbestimmbares Etwas: Es war ihr, als sei die Welt mit ihrem Wissen und mit ihren Schätzen in dieser Seele untergetaucht in den Ozean einer Welt des Glaubens und Hoffens. Es war das Gerücht durch die Zöglingssreihen gegangen, daß Pater Benedikt eine reiche Abkunft und eine aussichtsreiche Zukunft in vorgerückten Jahren seinem Klosterberufe geopfert. Sie war sich längere Zeit hindurch nicht klar gewesen, was sie selber tun sollte. Einmal hatte sie gedacht, sie müsse, wenn man schon Gott von ganzem Herzen lieben wolle, unmittelbar ins Kloster gehen und alles andere als den Kot verschmähen, von dem geschrieben steht. Das hatte sie eigentlich traurig gemacht, denn es gefiel ihr das Wissen doch so gut und sie konnte sich förmlich herauschen, wenn in der Literatur- oder Deutschen Stunde von ethischen Werten die Rede war. Da war ein Konflikt in ihr entstanden, der schien zu sagen: Hie Gott, hie Studium! Aber der Gott, der auch in die jungen, unbeholfenen Mädchenherzen sieht, hatte es gefügt,

daß sie am letzten Maispaziergang draußen in Starnberg vor einem hohen Blütenbaum gestanden, an den eine Leiter angelehnt war. Die Leiter hatte dazu gedient, sich mitten in die schneeige Pracht hinaufzuarbeiten. „Ich hab' 's ewige Leben!“ hatte der Bursche triumphierend heruntergerufen. Pater Benedikt hatte kurz und herzlich dazu gelacht und in vergnügter Weise zu Marie hinübergeschwäbelt: „So müsse mir's alle mache, wie dies Büble;“ und als sie ihn darauf fragend angesehen, „wenn wir schon 'naufwoll'n, die Leiter so anlegen, wie es mitten hineingeht ins ewige Leben.“

Damals war ihr klar geworden, daß auch das Studium, im rechten Sinn erfasst, eine Leiter zu Gott sein kann, „aber nicht rechts und links schauen dürfen die meisten,“ hatte Pater Benedikt noch lachend hinzugesetzt, „sonst verd wischt sie der Schwindel.“

Hatte er geahnt, daß er damals ihr Lebensprogramm entworfen?

Und jetzt lag das Studium wie ein Land der Verheißung vor dem jungen Mädchen.

Marie sah wieder zum Vater hinüber, der in seine eigenen Gedanken eingesponnen war. Er hatte doch nicht ja und nicht nein gesagt; sie wußte nicht, welchen Eindruck ihr Wunsch auf ihn gemacht.

Eigentlich war er alt, der gute Papa. Sein Gesicht trug unverkennbare Spuren innerer Leiden. Hatte sie das noch nie an ihm gesehen oder hatte sie ihn jetzt zum Leiden gebracht mit ihrem Wunsch?

Vielleicht hatte er sich ein Hausmütterchen an ihr gewünscht, eine Pflegerin für jene Tage, die dem Menschen nicht mehr gefallen? Wie hatte sie doch auf all das vergessen können? Das „Ichsein“, ach, das „Ichsein“; ja, ja, Pater Benedikt hatte schon recht, wenn er die jungen Leute alle Egoisten nannte.

Sollte sie jetzt ihre Bitte zurückziehen? Es war etwas in ihr, das gegen jede weiche Regung zu streiten schien, ein Wille zum Durchsetzen und Beharren. Als meinen Wunsch will ich es festhalten, dachte sie darum, aber wenn

es sein soll, will ich den Wunsch opfern. Sie hatte immer Furcht, veränderlich oder wankelmütig zu sein. Das schien ihr so verachtungswürdig.

„Papa, ich will es aber nur, wenn du es für gut findest!“

Der Baurat nickte zufrieden. „Wir sprechen noch darüber, Kind — mit Gott und mit verständigen Leuten.“

Halb 11 Uhr. Die große Glocke von Sankt Bonifaz läutete zum ersten Male zur Mette. Sie tranken zusammen heißen Punsch und steckten sich die besten Stücklein von den Konfektellern in den Mund und freuten sich nochmals an ihren Gaben. Dann machten sie sich fertig.

Es war eine kalte heilige Nacht. So viele Sterne am Himmel und ein Geflimmer in der Luft und ein Knistern auf dem Boden. Maria hatte ihren Arm auf den des Vaters gelegt, sie schmiegt sich aneinander und huschelten ein wenig, wie sie in ihren Kinderjahren getan, wenn sie mitsammen einen winterlichen Gang gemacht. Da und dort ging eine Haustüre auf, verhüllte Menschen traten heraus und es wurden immer mehr, bis sie schließlich in die Karlstraße kamen, wo es von allen Seiten zusammenströmte in die Basilika. Wieder läutete die große Glocke und die anderen halfen mit zum mitternächtlichen Weckruf an die Christenherzen.

Kopf an Kopf stand die Menge in der von Hunderten von Wachslichtern schlicht und feierlich erhellten Kirche.

Mit Mühe eroberten sich die beiden noch ein gutes Plätzchen. Marie sah gerade aus auf den Hochaltar. Es war keine Krippe dort, aber ein Jesuskind stand segnend in der bunten Blumenpracht der Klostergärtnerei.

Pater Benedikt hielt die heilige Feier. Er sang das Gloria, er sang es schön, aber tief und ernst, sodaß es einen eigentümlichen Nachhall weckte in den Herzen.

Der Baurat stand mit verschlungenen Fingern da. Er wollte sich von dem Kindlein da vorne den Frieden kaufen, den nur die reinen Toren finden. Er hatte es ja in der Uebung seit langen Jahren und doch — und doch! Was möchte es ihm heute wieder schwer werden, ein reiner Tor zu sein!

Marie sah unverwandt auf den Altar. „Opfer mitbringen“ hatte Pater Benedikt noch in der letzten Religionsstunde gesagt!

Wo war ihr Opfer?

„Kindlein, ich will dich suchen,“ betete sie, „auf den Wegen, die mir gute Menschen zeigen.“

Und es war ihr, als sei sie noch weit, weit weg vom Hochaltar des Christentums, vom armen Jesuskind. Da suchte sie in Gedanken all ihre Zukunftspläne zusammen und es war ihr, als ließe sich aus jedem Studienjahr eine Sprosse schaffen an der bewußten Leiter.

„Und ich will nicht nach rechts und nicht nach links schauen,“ gelobte sie weiter, „damit mich kein Schwindel verdrischt.“ Sie mußte fast ein wenig lächeln, daß sie Pater Benedikts Worte so getreulich nachgesprochen, ohne es eigentlich zu wollen.

Droben am Altar war es Wandlung geworden: es ist ein Reis entsprungen — wohl zu der halben Nacht.

Hunderte von Schulkindern sangen dem neugeborenen Jesulein ein Krippenlied. Wie verwehte Engelsmusik hallte es durch die weite Kirche:

Es kam die gnadenvolle Nacht,  
Die aller Welt das Heil gebracht.

Nachdenklich gingen der Baurat und Marie am Schlusse der Mitternachtsmesse nach Hause.

Als die Glocken acht Tage später ein neues Jahrhundert einläuteten und neue Kerzen am Christbaum brannten, sagte der Baurat zu seiner Tochter: „Marie, ich habe es mir überlegt und mit deinem Religionslehrer besprochen: Du sollst studieren!“

Sie weinte vor freudiger Ergriffenheit an seinem Herzen und kehrte als gereiftes Mädchen ins Institut zurück.

### Drittes Kapitel.

In den ersten Sommermonaten des zwanzigsten Jahrhunderts war der Entschluß gereift, den die Christnacht im Keime gesehen hatte. Baurat Rauchner war durch einen großen Herrenbau in Dresden auf sehr lange Zeit festgehalten, wie er sagte. Er schloß seine Münchener Wohnung ab und zog mit viel Kopf- und noch mehr Herzweh von dannen. Wie gerne wäre er geblieben, wo er war. Er hätte sich ja vom Leben sonst nichts mehr gewünscht als das „Andenken“ an den Stern seiner Jugend. Aber immer wieder sagte er sich die alte Geschichte her: „Ich will mir keinen Vorwurf machen müssen.“ Der Gedanke daran, daß Marie in ihrer Jugend allein leben mußte, brachte ihn manchmal fast zur Verzweiflung. Er hatte insgeheim an die Verwandten ihrer Mutter geschrieben – widerwillig zwar, doch von dem ehrlichen Wunsch getragen, dem Mädchen eine Heimat zu verschaffen. Der Brief, der daraufhin zurückkam, war sehr merkwürdig. Man schien ihn fast für einen Narren zu halten. Niemand wußte etwas, daß Dora Heiß ein Kind auf der Welt zurückgelassen und wenn es schon so wäre, hieß es, dann hätte jedes wahrlich mit der Sorge für die eigenen genug zu tun. Solche „Theaterkinder“ wären nicht immer sehr leicht zu erziehen. So war also nichts zu machen.

Da war dieser Studienwunsch gekommen. Der Baurat hatte selbst das katholische Heim aufgesucht, das ihm Fräulein Ascher vorgeschlagen. Er beratschlagte, wie eine besorgte Mutter es nicht besser tun konnte. Eine gewisse praktische Veranlagung kam ihm dabei zustatten und was ihm an Weltläufigkeit fehlte, das ersetzte sein guter Wille, gewiß nichts zu übersehen, was seinem Mariele irgendwie schaden oder nützen könnte.

Und die gute Tante Emmy versprach, Mutterstelle zu übernehmen, so weit ihr das nur möglich war. Sie sprach gütig und überzeugend von den Engeln Gottes, die so gerne die Unschuld hüten.

„Ihr Gebet ist ein Schutzengel für Mariele, lieber Bau-  
rat,“ sagte sie mit bewegter Stimme, als sich der Scheidende  
nochmals nach ihrem Bette umgewandt und die Hände wie  
bittend ineinandergelegt hatte. — Sie lehnte sich ein wenig  
in die Kissen zurück, wie er gegangen war.

„Habe immer bedauert,“ sagte sie zu Bärbel, „daß ich den  
Parzifal nicht hören kann. Aber den „reinen Toren“ als  
wirklichen Menschen zu finden ist doch ein viel größeres Glück.“

Marie Rauchner war schwer aus der Reihe der „Aescher-  
linge“ geschieden. Sie hatte die Ferien noch in Tölz mit  
den Ausländerinnen zusammen verbracht und recht ver-  
gnügte Stunden mit ihnen erlebt, denn sie war zu ver-  
nünftig, um die Notwendigkeit von Vaters Fernsein nicht  
einzusehen. Der Beruf ging eben schließlich der Familie  
vor, meinte sie, wenn's ihr auch herzlich leid tat um die  
schönen, trauten Stunden im Vaterhaus.

Marie war eigentlich kein schönes Mädchen und doch  
gewann sie im Sturm alle Herzen, denn ihre munteren  
Augen spiegelten eine Welt unschuldigen Glückes und die  
edel geformten Züge waren trotz eines gewissen überlegenen  
Ernstes fast ständig von kindlicher Heiterkeit und häufig  
auch von leichtem Schälke belebt.

Und sie konnte so munter plaudern wie sonst keine. Der  
immer freundliche Ton, das stets gefällige Benehmen, der  
liebenswürdige Takt, mit dem sie sich allen Umständen  
anzupassen wußte, wie gut kleidete sie das.

Es waren ein paar werdende Schönheiten im Institut,  
die man gerne über Marie vergaß. Dazu war sie groß  
und schlank gewachsen und, was die Hauptsache war — sie  
schaute bisweilen in den Spiegel und fand, daß ihr für  
eine Schönheit rein jede Vorbedingung fehle. Sie betrachtete  
ihre Hände, die ein wenig groß ausgefallen waren, und  
sperrte mutwillig den etwas breiten Mund recht weit auf;  
wenn sie dann vor lustigem Kichern von ihren kleinen Augen  
fast gar nichts mehr sah, dann konnte sie ganz toll über  
sich selber lachen und dazu sagen: „Nein, mit der Schön-  
heit ist es wirklich nichts bei mir, ich muß es rein mit dem  
„Verstand“ probiere.“

Das war ein Zitat des guten Pater Benedikt, der den jungen Leuten manchmal gerne eine unverblümete Wahrheit in heiterer Form zu kosten gab.

Marie hatte auch eine weiche Seite, ein Plätzchen in ihrem Herzen, in dem ihre Mütterlichkeit wohnte. Dieses Plätzchen gehörte Lili Reber.

Lili Reber war selber ein Sonnenkind, wiewohl sie kaum noch eine Stunde ihres Lebens ohne Schmerz oder Unbehagen gewesen sein mochte. Sie hatte unter den Dienstboten des elterlichen Hauses viel, viel Geduld gelernt und hatte mit klugem Sinn auch erfahren, daß einem hilflosen Geschöpf, wie sie es war, die eigene Güte und Liebenswürdigkeit mehr nützen konnte als hohe Gehälter, die von den im übrigen um sie unbekümmerten Eltern für ihre Verpflegung bezahlt wurden. So lächelte sie denn freundlich für jeden Dienst und dankte mit bewundernswürdiger Herzlichkeit für alles, was man ihr zuliebe tat. Ihre Schmerzen und Beschwerden hütete sie ängstlich wie ein Geheimnis, um gewiß niemand damit zur Last zu fallen. Sie wußte, daß Mama gerne ungehalten wurde, wenn sie davon sprechen hörte, und sie hatte auch die schönen Reden von Selbstbeherrschung und starkem Willen in der Erinnerung, mit denen Mama bisweilen die unvermeidlichen Gespräche über ihre Tochter auf eine höhere Basis zu stellen strebte. „Der moderne Mensch muß sich über solche Aeußerlichkeiten hinwegsetzen können,“ sagte sie dann wohl, „meine Tochter hat geistige Ressourcen.“ So war es der Frau Kommerzienrat nur erwünscht gewesen, als Lili selber den Studienwunsch geäußert. Aber sie hatte gefunden, daß Lili für diese Studien auch Ruhe haben müsse, die im elterlichen Hause nun einmal nicht zu beschaffen war, weil die gesellschaftlichen Verpflichtungen sich da drängten und stießen. Auch die weite Entfernung vom Gymnasium würde allmählich doch beschwerlich werden, denn vor- und nachmittags mußte die Frau Kommerzienrat das Auto unbedingt selber haben; sie konnte doch ihre Einkäufe nicht mit der Trambahn erledigen und die Mietswägen waren oft für ihre Toilette nicht reinlich genug gehalten.

So zogen denn mit Beginn des neuen Schuljahres die Freundinnen gemeinsam ins neue Heim. Ein wenig sonderbar wollte es ihnen schon vorkommen, wie sie da als Zimmerfräulein behandelt wurden, und trotz aller Selbständigkeit, die sie genossen, fühlten sie sich doch eigentlich zuerst wie vereinsamte Kinder. Aber sie waren ja beisammen. Und wenn sie sich bisher viel gewesen waren, so wollten sie sich jetzt alles werden. Lili schloß den geheimen Schmerzenswinkel ihrer Seele auf, in dem das mißverständene Sehnen nach Mutterliebe zitterte, in dem ihre verdorbenen Jugendfreuden weinten, in dem die Zukunft bange Fragen stellte. Sie sagte ja nicht viel, aber sie sagte genug.

„Weißt du, Marie, das hat mir eigentlich schon recht weh getan von Mama.“

„Weißt du, Marie, eigentlich ein frohes Kind, wie ihr es waret, habe ich nie sein können. Beim Ausflug habe ich natürlich nie dabei sein können . . .“

„Weißt du, Marie, was aus mir einmal werden soll, ist mir eigentlich ein Rätsel; bin halt doch nur ein halber Mensch mit meinem Fuß.“

Und Marie tat dann ihrerseits den Herzenswinkel auf, in dem jede unverdorbene Mädchenseele ihre Mütterlichkeit bewahrt. „Lili,“ sagte sie, „ich bin zwar deine Mama nicht, aber ich muß schon sagen, ich habe dich furchtbar gerne.“ Und ein andermal betonte sie den klugen Sinn und die fast reifen Erfahrungen, die sie bei Lili gefunden und meinte: „So etwas können nur Menschen haben, die so viel durchgemacht haben wie du.“ – Oder sie meinte: „Lili, gelt, wir gehen auch in Zukunft nicht auseinander; weißt du, mich kannst du nicht loskriegen, wenn du mir nicht davonläufst.“

„Und dazu fehlt mir wieder das gesunde Bein“, lachte dann Lili wohl getröstet und ergeben.

So saßen sie denn an den Abenden beisammen und wenn Lili nach Hause ging, dann war Marie ihre ständige Begleiterin; es gab kein trauliches Wort, das zwischen Mutter und Tochter in der Heimlichkeit ausgetauscht worden wäre und je länger die Trennung dauerte, um so weniger wurde sie auf beiden Seiten mehr empfunden.

Für gewöhnlich gingen die Freundinnen jeden Morgen zusammen in die ihnen am nächsten liegende Ludwigskirche, ehe sie die Klasse besuchten. Alle vier Wochen aber wurde der weitere Weg nach Sankt Bonifaz hinaus angetreten, wo Pater Benedikt seinen Beichtstuhl hatte. Und sie kehrten nie zurück ohne ein kerniges Wort, das den jungen Studentinnen Himmel und Erde wieder ins rechte Licht setzte. Wenn es einmal toll kam in der Zwischenzeit, wenn die „Aescherlinge“ manches sahen und hörten, was über ihre Begriffe ging oder wenn sie etwas abgelehnt hatten, wenn der feine Tastsinn ihrer Mädchenwürde sich beleidigt davor zurückzog, dann sagten sie zueinander oder auch in der Stille ihres Herzens: Da frag' ich Pater Benedikt um Rat. Sie brauchten ihm nicht viel zu sagen. Er verstand und wußte alles. Auch in die Herzog-Wilhelm-Straße gingen sie gerne miteinander, besonders an Sonntagen, wenn im Hause Reber so große Gesellschaft war, daß die Mama ihrer Tochter ziemlich unverblümt bedeutet hatte, sofern sie gerade sehr Notwendiges zu tun hätte, solle sie lieber nicht kommen. Frau Kommerzienrat sah nämlich selber ein, daß sie Lili, die 17jährige Studentin, nicht mehr im kurzen Röckchen vorführen könne, und in der Gesellschaft eine fast erwachsene Tochter zu haben, dazu war sie sich denn doch selber noch zu jung. Und überhaupt, das Bein! In der Gesellschaft kam es ihr immer wie ein unverzeihlicher Verstoß gegen den guten Geschmack vor, daß Lili ein solches Bein hatte, und wenn sie allein mit ihr war und am Ende gar wohl oder übel die neue Maschine ansehen mußte und die ganze Solter, die ihr stilles Kind mit geduldigem Lächeln jahraus, jahrein trug, dann rührte sich etwas in ihr, das sie wieder nicht vertragen konnte. „Mein Gott, man hat doch auch Nerven und bei den angestregten gesellschaftlichen Verpflichtungen verästel und verfeinert sich das Nervensystem ins Unglaubliche.“ Das hatte ihr ein junger Schauspieler einmal zur Antwort gegeben, als sie zur Erleichterung ihrer inneren Unruhe ihm davon erzählte, wie qualvoll ihr der Anblick ihrer Tochter war. Er hatte nämlich zufällig mit angehört, daß Lili von ihrer Mutter ziemlich kurz entlassen

wurde. „Ihr Gemüt ist zu zart für derlei Dinge, gnädige Frau, und das Fräulein scheint ja ganz im Studium und in der Freundin aufzugehen.“ Und dazu überreichte er ihr eine prachtvolle Teerose. Wie lieb sie das wieder beruhigt hatte.

Also, es gab schon Zeit, zur Tante Emmy zu gehen. Da wurde ausgekramt mit allen Erlebnissen der Woche. Marie hatte ein besonderes Auge für alles Komische und ein besonderes Talent, das Komische auch selber wiederzugeben. Was konnte die gute Tante Emmy da lachen und sich erkundigen nach all den Leuten und Leutchen, die ihr aus Mariens Wochenberichten her bekannt geworden waren! Und sie nahmen miteinander Stellung zu den Einzelnen, lobten den Verstand und das gute Benehmen dieser und jener Mitschülerin, und sie sprachen auch über die Dinge, die nicht in der Ordnung waren und bedauerten die armen Geschöpfe, die sich durch Mangel an Erziehung oder schlechten Umgang von den Besseren der Klasse verurteilen lassen mußten, und Tante Emmy sagte dann wohl auch dazu: „Wie schade, daß die Religion diesen begabten und im Grunde doch guten Menschen so ferne liegt. Was könnte aus diesen doch Prächtiges werden!“ Wenn sie so sprach, während Bärbel ihr vielleicht eine Einspritzung geben mußte gegen die allzu heftigen Schmerzen und der Kopf, der so gerne ein wenig auf den Kissen geruht hätte, immer wieder haltlos auf die rechte Seite heruntersank und die Finger so dünn und durchsichtig waren beim freundlichen Händedruck, der oft ihre Rede begleitete, dann fühlten die beiden unbewußt, daß hier die Religion nahe, ganz nahe gekommen war, daß kein Wort über diese Lippen und keine Bewegung durch diese Finger ging, die nicht von echtem Christensinn getragen waren. Und wenn sie auch noch zur Zither griff und mit diesen müden Fingern die Mädchen zu einem heiteren Lied begleitete, sodaß sie schließlich lachend und fröhlich Abschied nahmen und die Fortsetzung nur ungerne auf den kommenden Sonntag verschoben, sagten sie auf dem Nachhauseweg doch allemal wieder das eine: „So wenn man werden könnte.“

Es kamen Tage, an denen Lili das Haus hüten mußte. Sie war nicht immer gleich gut zu Fuß. Im Winter einmal dauerte das ja längere Zeit; denn Schnee und Eis waren für sie ein gar gefährlicher Boden. Sie saß dann in ihrem Studentenstüblein und lernte, was Marie an Aufgaben nach Hause gebracht und erklärt hatte, und sie sann auch dazwischen hin und zerdrückte verstohlene Tränen, die ihrem Gesichte galten. Aber sie hatte auch in diesen Stunden ein Ideal vor sich, und das hieß Tante Emmy, und sie zog das Christentum mit den tausend geheimen Fäden, die nur das Leiden erreichen konnte, an sich heran, in sich hinein. Und sie wurde immer milder und gütiger davon, wenn auch immer stiller und versonnener.

Marie schaute auch nach dem Christentum aus. Wenn sie ohne Lili in der Klasse war, dann kam es ihr erst recht zum Bewußtsein, daß sie, die durch Elternhaus und Erziehung der Religion so nahe stand, ihren Schatz auch den anderen zeigen mußte. Und sie schloß sich deshalb nicht ab vom Verkehr mit den Mitschülerinnen, im Gegenteil, sie wurde aufgesucht. Dann hörte man ihr unverfälschtes Kinderlachen und die oft von Witz und Geist sprühenden Worte, in denen sich, ihr selbst unbewußt, die Schönheiten ihrer reinen Mädchenseele wie in einem Regenbogen in immer neuen Farben brachen. Sie war auch eine beliebte Helferin in der Not; denn sie hatte meist mit einem scharfen Blick auch das dichteste Gehege von Schwierigkeiten durchschaut, das der Lateiner vor den angestrengt horchenden Mädchen aufgezogen hatte, und wenn es irgendwo, wie in Chemie oder Mathematik, nicht mit dem ersten Blick gegangen war, dann verbohrt sie sich eben hinein und sah nicht nach rechts und nicht nach links, bis sie das Ende klar im Auge hatte. Das kam mancher Nachbarin in Nöten stark zugute. Marie hatte auf dem Heimweg immer Begleitung, und was dem Professor nicht gelungen war, das gelang häufig ihr, weil sie zu dem eben erworbenen Wissen schon den Verstand der Mittheilbarkeit besaß und so einfach und natürlich sprach, als sei die Sache doch gar nicht dazu da, beseufzt und beweint, sondern nur verstanden zu werden.

Dank dieser Stellung, die sie in der Klasse hatte, wurde auch ihre unverhohlene religiöse Gesinnung nicht angegriffen, ja es kam so weit, daß ein Kunstmalerstöchlein, das eigentlich schon Freidenkerin war, jeden Morgen in die Ludwigskirche kam, um dann auf dem Schulweg noch dies und das fragen zu können. Ueber den Lateinern und Griechen gelangten sie sogar bis zu Christus, und nachdem die blonde Wanda schon einmal den Weg zur Kirche gefunden hatte, dauerte es nicht mehr allzulange, bis Christus ihr auch Wahrheit und Leben wurde.

Marie griff unermüdlich in ihre religiösen Wissensschätze ein. Sie gab von ihrem Geist und von ihrem Herzen, und Lili steuerte dazu mit ihren Schmerzen, die sie still um dieser armen Seele willen ertrug. So war Mariens Leben reichlich ausgefüllt. Die wöchentlichen Briefe an den Vater waren voll Schaffensfreude und Zufriedenheit. Sie hatte einen kleinen Kreis, für den sie der geistige Mittelpunkt war. Und sie hatte ihre Lili, der sie eigentlich auf Erden das ein und alles sein durfte. Darum lehnte sie auch jede Einladung von Klassengefährtnissen ab, und so gefällig und liebenswürdig sie im täglichen Verkehr war, der sich ungezwungen ergab, so unverbrüchlich hielt sie an ihrer besonderen Freundschaft fest, die durch keine Vorzüge irgendwelcher Art geblendet werden konnte. Sie wußte, daß Lili sie brauchte, und sie hätte um keinen Preis der Welt auf ihre Freundschaftsbeweise auch nur um Haaresbreite den Schatten des Opfers fallen lassen mögen.

So vergingen die drei Jahre am Mädchengymnasium eigentlich im Flug und wenn es auch manchmal heiß wurde mit dem Studium und die Nerven nach Ruhe und Erholung lechzten, ja, wenn auch Lili trotz ihrer guten Erfolge körperlich immer elender wurde, Marie, die von Kindheit an als besonders brustschwach gegolten hatte, überwand mit der ihr eigenen Zähigkeit alle kleinen Störungen und hatte schließlich das Reifezeugnis in Händen und die Abiturientenmühe auf den Zöpfen, und war doch gesund und munter, und war doch, was sie gewesen, als sie den „Aescherling“ äußerlich abgelegt — ein Kind.

## Viertes Kapitel.

Die Ferien führten Marie wieder mit dem Vater zusammen. Sie durfte eine Reise machen nach Bozen und hinunter an die Adria. Das blaue Meer hatte es ihr längst angetan, und als der Baurat sein schwerkgeprüftes Töchterlein nach einem Wunsche fragte, war dieser Ferneplan über ihre Lippen gekommen. Er war es zufrieden, denn er mußte ja doch mit ihr beisammen sein, um die wichtigsten Dinge ihrer Zukunft jetzt mit ihr zu besprechen und dabei auch zu erfahren, wie sich seine eigene Zukunft gestalten durfte. Er war immer noch ein reiner Tor.

Marie sollte ihm nur das „Andenken“ an Dora heiß sein, der er seine Jugend und seinen Beruf geopfert. Es schien ihm ganz natürlich, daß er ihrem „Andenken“ jetzt auch noch seine Behaglichkeit und Ruhe opferte, ja, daß er das „Andenken“ selber eines Tages würde opfern müssen, gerade, um es ganz rein und unentwehrt zu erhalten.

Marie dachte im stillen, ob es sich je wieder fügen würde, daß sie während des Studiums mit dem Vater zusammen sein konnte und sie machte Pläne, die sie einmal verwirklichen wollte, wenn sie erst fertig wäre und selber ihren Beruf ausüben könnte. Ach, dieser Beruf! Wo würde sie einmal landen?

„Was zieht dich denn am meisten an, Kind?“ Der Baurat hatte sich seine Marie schon halb und halb als Aerztin gedacht, wie sie mit ihrem sicheren Blick und warmen Herzen zusammen das Ideal aller Leidenden sein würde.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Vater, ich will eine Frau bleiben. Vater, es gibt Dinge, die ich nicht wissen möchte.“ Er lächelte. „Gott sei Dank,“ wenn sie so dachte. Er wußte ja nicht, wie weit das Studium und der Umgang mit modernen Menschen ihre Ansichten beeinflusst hatten. Ihre Briefe hatten ihm zwar gesagt, daß sie ein frohes, heiteres Kind war und daß selbst die Dinge, die sie mit dem Verstand erfaßte und beurteilte, ihrem eigenen Wesen

gänzlich fremd waren. Aber er hatte geglaubt — gefürchtet eigentlich — die moderne Luft, der er seine Marie nun einmal nicht verschließen konnte, würde selbst zu den verschlossensten Spalten einer Mädchennatur eindringen und den Menschen willenlos zum Nachbeter der herrschenden Ideen machen. Aber nun sah er, daß in Marie sich etwas gegen diese Einflüsse gestemmt hatte, der reine Mädchenstolz, der in dem heilig gehaltenen Kinde Mariele und später in dem „Aescherling“ großgezogen worden war. Der mußte aufgestanden sein und gesagt haben: Bis hierher und nicht weiter. Ich will bleiben, wozu mich Gott geschaffen hat. Und dieser reine Mädchenstolz, der ihrem Wesen das Sieghafte, Frische im Verkehr gab, mußte es auch wieder sein, der ihr die kindliche Scheu vor allem ihr Unnatürlichen einflößte, und der sie darum auch wieder so bescheiden und hinreißend liebenswürdig machte.

Der Baurat konnte sich diesen Erwägungen nicht verschließen. Er drückte sich immer tiefer in seine Wagenecke, wie sie miteinander durch Triest fuhren und die Wunder der italienischen Pforte bestaunten. „Aber was dann?“

„Fiori, Signore!“ rief eine kecke Knabenstimme in den Wagen herein, „pella signorina, rose, signore!“ Der Knabe hielt mit der braunen Hand einen Strauß glühender roter Rosen in den Wagen herein. Der Kutscher wollte die Pferde antreiben, um den Zudringlichen los zu werden; aber es gab eine kleine Stockung und das Bürschlein hielt sich fest am Wagen.

„Fiori, signore, pella signorina!“

Der Baurat errötete und Marie lachte herzlich, daß der Vater aufgefordert wurde, ihr Blumen zu kaufen. „Mammole,“ sagte er und nahm ein Veilchensträußchen aus dem kleinen Korbe, der am anderen Arm des Italieners hing und gab dem Jungen eine halbe Lira. „Grazie, signore, la madonna benedica la bella signorina.“

Weg war er.

„Dort hängt er schon am Wagen hinter uns,“ lachte Marie immer noch recht vergnügt, während sie ihre duftenden Veilchen am grauen Reisekleid befestigte. „Jetzt habe ich

auch einmal Blumen von einem Herrn bekommen. Ich habe schon öfter davon erzählen hören, wie das ist. Weißt du, Papale, anders, meine ich, aber mich freut's so, daß sie von dir sind."

Sie griff nach seiner Hand, wie sie schon als Kind zu tun gewohnt war, wenn sie ihm etwas Liebes sagte. Aber er saß in seiner Wagenecke und sah so ernst, fast düster drein, und wiederholte seine vorige Frage: „Aber was dann?"

„Ja so, wir sind ja beim Beruf! Den hätte ich fast über den Blumen vergessen.“ Marie wurde selber wieder ernst. „Ich meine, neue Sprachen werden das Harmloseste sein.“

Er sah sie überrascht an. Aber er las auch die Erklärung aus ihren Blicken und war zart genug, um sie zu keiner Aussprache zu veranlassen. Er wußte jetzt, daß sie eine unüberwindliche Scheu vor allem hatte, was ihre Frauenwürde in Gefahr zog. Und leise, leise rückte er ihr Bild noch ein gut Stück höher auf dem Altare seines Herzens.

Schluß der Reise sollte ein Besuch der bayerischen Königsschlösser machen. Marie hatte dieselben noch nicht gesehen und sich neulich einer Tour der Studentinnen absichtlich nicht angeschlossen, weil sie nur mit dem Vater sehen wollte, was mit dem Vater so eng verknüpft war. Herren-Chiemsee und Linderhof waren durchwandert. In der Blauen Grotte hatte sie den phantastischen Sinn des verstorbenen Königs besser verstehen gelernt als es im Geschichtsunterricht je möglich gewesen wäre. Es schüttelte sie. „Vater, das ist ungesund, ich könnte so etwas nicht aushalten.“ Wieder streifte sie, wie schon so oft während der Reise, ein bewundernder Blick des Baurates. Wie vernünftig doch das Mädchen in allen Stücken dachte! Wie ihr Herz auf- und überging bei den Schönheiten der Natur und Kunst, und wie es sich zusammenzog und verschloß vor allem Unnatürlichen, Verkünstelten.

In Hohenschwangau war sie freilich nichts als Begeisterung. Da war des Vaters Hand am Werk gewesen, da erkannte sie sogar in diesem und jenem seinen ausgesprochenen Geschmack, der sich, wenn er auch damals noch nicht selbst-

ständig schuf, doch unverkennlich in seinen Arbeiten aus-  
sprach. Nur schade, daß sich ein ganzer Strom von Fremden  
durch diese Säle wälzte, die in allen möglichen Sprachen  
die Wunder dieser königlichen Schöpfung priesen. So  
drängten die beiden schließlich wieder hinaus; sie konnte  
es unter Menschen nicht allzulange aushalten. Marias  
Auge hatte einen kleinen Seitenweg entdeckt. „Papale,  
den gehen wir,“ jubelte sie, „da kommen die Leute nicht hin!“

Der Baurat schien nur widerwillig zu folgen. Er war  
blaß und sie fragte ihn besorgt, ob ihm etwas fehle.

„Ich habe ja dich,“ wollte er sagen, aber er unterdrückte  
das Wort schnell auf den Lippen, schüttelte den Kopf und  
warf nur einen flüchtigen Blick auf den großen Baum-  
stamm zur Rechten.

„Da habe ich viel gearbeitet,“ sagte er halblaut.

„Also, dann müssen wir diesen Weg erst recht gehen,“  
meinte Marie. Es war ihr so fröhlich zumute, sie mußte  
jetzt einmal singen:

Wenn 's Maikästlerl weht,  
I'geht im Wald drauß' der Schnee  
Und die blauen Veigerln  
Heb'n d' Köpferln in d' Höh'.

„Es ist ja gar nicht Veilchenzeit jetzt und Frühling,“  
sagte der Baurat beklommen.

Uebermütig zog Marie ein getrocknetes Veilchensträußchen  
aus ihrem Notizbuch heraus: „Im Süden gibt es keine  
Jahreszeit,“ lachte sie.

Da nahm er ein anderes Gespräch auf. Er konnte das  
nicht ertragen, ohne immer unruhig zu werden.

Und so erzählte er ihr auf dem Weg, den Dora heiß vor  
etwa 25 Jahren mit Alfred Weber — an ihm vorüber-  
gegangen war, und den er jetzt selber mit ihrem „Andenken“  
ging, von jenem schrecklichen Tag, da man den kranken  
König aus diesem Schlosse geholt, nachdem ihm der Irren-  
arzt erklärt hatte: „Majestät, es ist die schwerste Aufgabe  
meines Lebens, Ihnen zu sagen, daß Sie entmündigt sind.“  
Der Baurat hatte alles mit eigenen Augen gesehen: Wie  
der König bei strömendem Regen düster aber unheimlich

ruhig in den Wagen stieg, während die Dienerschaft des Schlosses sich weinend herumtrieb und nur mehr scheue Blicke nach dem Scheidenden zu werfen wagte. Und er erzählte weiter von der schrecklichen Stunde in Starnberg, die dem idealen aber halt- und ruhelosen Fürstendasein das frühe Grab gebracht.

„Aber jetzt müssen wir Lili auffuchen, Papale,“ bettelte Marie, „ich habe so Zeitlang nach ihr.“

Die beiden waren schon einen Tag in Füssen gewesen, aber der Baurat hatte sich noch nicht entschließen können, die Villa des Kommerzienrats Reber zu besuchen; er wollte den Gang nach Hohenschwangau wenigstens noch mit seiner Marie allein machen. Er war ja so menschen-scheu und Menschen à la Familie Reber konnten ihn vollends zum Sonderling machen.

Marie hatte während ihrer ganzen mehrwöchigen Reise nichts mehr von Lili gehört. Sie wußte nur, daß diese bei ihrer Familie in Füssen sein würde, was eben für die Ferien nicht zu ändern war. Auch für Lili war am Schluß noch kein bestimmter Zukunftsplan gefaßt worden; sie wollten sich während der Ferien ordentlich besinnen und dann bei ihrem Zusammentreffen in Füssen alles in Gegenwart der Väter miteinander besprechen, so hatten sie es ausgemacht.

Aber die Villa des Kommerzienrats Reber barg keine Lili. Wohl war die Mama ihrer „angegriffenen Nerven wegen“ in der heiteren Umgebung zurückgelassen worden, aber der Vater hatte seine Tochter, die auf dem steinigen Boden einen falschen Tritt gemacht, schon zu Anfang der Ferien nach München in die Chirurgische Klinik bringen müssen, wo zuerst eine Operation und dann eine langwierige schmerzliche Kur Lilis schwache Kräfte noch fast bis zum äußersten erschöpft hatten. Marie war wie vom Blitz gerührt, als sie das hörte. Der gute Baurat machte sofort Anstalten zur Heimreise nach München, obwohl er es gerne vermieden hätte, mit Marie anders als auf Reisen beisammen zu sein.

War das ein Wiedersehen zwischen den zwei Freundinnen!  
Marie hatte sich auf ein rechtes Schmerzenslager gefaßt

gemacht; aber daß sie zu einer Sterbenden kam, hatte sie nicht geahnt. Die Krankenschwester sah die Besucherin mit einem gründlichen Blicke an, nachdem sie zuerst schon den Kopf geschüttelt und ihr bedeutet hatte, daß die Patientin nimmer besucht werden dürfte. „Sie sind am Ende gar Fräulein Rauch . . . oder Rauchner?“ sagte sie schließlich, als sie Marias zu Tode erschrockene Augen gesehen hatte. „Dann ist es freilich etwas anderes. Nach Ihnen hat ja Fräulein Reber anfangs so viel verlangt.“

Marie war leichenblaß geworden. Sie folgte der Schwester auf den Zehenspitzen. Eine Türe ging auf. Hinter geschlossenen Vorhängen ein dämmeriges Zimmer, in der rechten Ecke ein Bett mit Lili Reber.

Sie lag mit geschlossenen Augen da. Marie glaubte, sie würde schlafen, aber die Schwester bedeutete ihr, das wäre nur Schwäche.

Marie legte einen Büschel Rosen neben die verschlungenen Hände auf die Bettdecke. Da schlug Lili die Augen auf — o, so weltenferne, sterbensblasse Augen — aber sie lächelten.

„Mariel!“ Die Kraft ihrer Seele und die Schwäche des Körpers gaben dem leisen Ruf einen eigenartigen Widerhall.

„Ich habe so lange auf dich gewartet, aber es war gut. Jetzt habe ich ihn gefunden.“

Wieder ein Lächeln, o, ein so unendlich vielsagendes Lächeln, das aus einer anderen Welt herüberzukommen schien.

„Er ist mein Freund; er kommt, mich zu holen.“

Marie hatte die Augen voll Wasser. Sie sah nach der Schwester hinüber, ob das Siebergespräche wären.

Die Schwester lächelte zurück. Sie hatte schon so oft Fährmannsdienste getan bei dem großen „Hol' über“; sie kannte die Stimmen, die vom diesseitigen und jenseitigen Ufer einander suchten. „Sie ist ganz klar,“ sagte sie.

Da ließ sich Marie auf die Kniee nieder. Sie getraute sich nichts zu fragen, nichts zu sprechen.

Lili griff nach ihrer Hand. „O, wie gut, wie gut er ist . . . er ist mir nachgegangen mein Leben lang . . .“

Sie hatte die Augen wieder geschlossen, die Hand war bedeckt mit kaltem Schweiß.

Noch ein paar Ruderschläge, dachte Marie, und das Ufer ist erreicht. „Lili, Lili!“ wollte sie aufschreien, „bleibe, ich kann nicht leben ohne dich!“ Die Angst würgte sie an der Kehle, ihre Hände zitterten in der der Kranken, die Gewalt des Schmerzes erfaßte ihren ganzen Körper, sodaß sie sich kaum mehr auf den Knien halten konnte. Aber die Kraft Gottes war am Werk. Lilis Seele mußte dem Magneten folgen.

„Ich freue mich!“

Dann kam lange kein Wort mehr über ihre Lippen. Die Schwäche wurde immer größer.

„Sie hat alles, was sie braucht,“ sagte die Schwester; „Pater Benedikt ist fleißig dagewesen, aber die Lichter wollen wir jetzt doch anzünden, sie wird wirklich sehr schwach.“

Marie hielt Wache. Es gab kein Kissen zu glätten, keinen Jammer zu beruhigen. Es war alles so friedlich, wie sie noch nie etwas auf der Welt gesehen hatte. Es dauerte einige Stunden. Marie wollte nicht gehen. Sie blieb auf den Knien, wie sie auch bebt und zitterte. Aber allmählich ward sie selber ruhig. Es kam ein ganz eigenes, klares Denken über sie, als ob das Licht der Ewigkeit, das in Lilis Seele schon herüberstrahlte, auch einen Widerschein in ihre Seele schickte. Eigentlich war's kein Denken, ein Schauen mehr, ein Klarwerden . . .

Die Schwester ging bisweilen ab und zu; sie wußte ihren Schützling in der besten Obhut, denn der Name Marie Rauchner war in den ersten Wochen von Lilis Krankheit gar oft über deren Lippen gekommen. „Der Herr Kommerzienrat ist heute beim Fischen,“ sagte die Schwester leise zu Marie, „aber abends muß ich ihn gleich anrufen, hat er hinterlassen.“

Marie wollte bitter werden; sie sah in das liebliche Antlitz der Sterbenden und konnte es nicht.

Wieder rannen die Minuten. Kein Laut im Zimmer. Man konnte mit geschärftem Ohr vernehmen, wie eine der weißen Rosen sich müde dehnt und ein Blättlein auf die Decke fallen läßt. Das ist alles.

Noch eine weiße Rose läßt die Blätter fallen.

Ein tiefes Aufatmen. Das will sagen: Ach wie gut; jetzt ist alles vorüber!

Die Lippen bewegen sich. Der Kopf hebt sich ein wenig.

Marie springt auf: „Lili, Lili,“ haucht sie ihr ins Ohr. Da, wieder ein Lächeln: „Er ist,“ . . . eine leise Unruhe, nochmals zwei Worte, horch, „die ewige Liebe . . .“ Der Kopf sinkt zurück. Es ist vorbei!

\* \* \*

Unter einer Fülle von kostbaren weißen Blumen lag Lili in der Leichenhalle des alten Südlichen Friedhofes, wo die Rebersche Familiengruft war. Die Frau Kommerzienrat kam in wallendem Crêpe de Chine-Kleid angefahren. Sie konnte ihr Kind nur mehr durchs Leichenfenster sehen. Aber sie drohte ohnmächtig zu werden und mußte rasch wieder ins Auto gebracht und mit Eau de Cologne zum Leben erweckt werden. Ihre Nerven waren solchen unerhörten Aufregungen nicht gewachsen.

„Es ist gut für das Kind,“ sagten ihre Freunde; „Lili hätte das Leben doch nie recht genießen können.“

Da fühlte sie etwas wie Mutterliebe und klagte: „Ach Gott, es war eben doch mein Kind!“

Der Herr Kommerzienrat sprach von einer Nervenheilanstalt. Er liebte die seelische Ruhe über alles.

Da faßte die Märtyrin der Mutterliebe den heroischen Entschluß, zu tragen, was nun einmal nimmer geändert werden konnte — und das Leben selber zu genießen, das ihr Kind hatte lassen müssen.

## Fünftes Kapitel.

Der Baurat mußte plötzlich wieder dringend nach Dresden verreisen. Er konnte den Schluß der Ferien nimmer in München abwarten. Aber der Entschluß für Marias nächste Zukunft war ja gefaßt. Da sie neue Sprachen studieren wollte, war es wohl das beste, wenn sie ins Ausland ging und die Universitäten von Paris und London besuchte. Fräulein Ascher konnte da den allerbesten Rat erteilen und wollte es auch in ihrer oft bewährten Güte gerne tun. So zog Marie also noch nach Tölz und verlebte die letzten Ferientage bei den „Aescherlingen“, während sich die Korrespondenz mit Paris abwickelte. Es war ihr so eigen zumute wie noch nie zuvor im Leben. Lillis Tod war der erste große Schmerz gewesen, der über sie gekommen war. Es schien ihr die Hälfte ihres Selbst zu fehlen — jene Hälfte, in die sie zwar all ihre schützende, sorgende Liebe ergoß, aber auch jene Hälfte, die ihren stolzen Sinn und ihren manchmal allzu starken Willen dafür wieder mit Liebe durchsetzte und läuterte.

Sie hatte zu Lillis Tod manches liebe Brieflein von Mitstudentinnen bekommen und die schwärmerischen Blicke der heranwachsenden „Aescherlinge“ zeigten ihr zur Genüge, daß sie schon noch Liebe finden könne; aber ihr Herz war doch krank und müde und sie hätte alles darum gegeben, hätte sie den Arm ausstrecken und Lili stützen dürfen, wie sie wohl tausend- und abertausendmal in den letzten Jahren getan.

Es gingen ihr auch andere Gedanken durch den Sinn. Nachdem die Erde ihr keine Lili mehr bieten konnte, wollte sie die Freundin im Himmel suchen. Sie dachte viel ans Sterben. All der Jubel des so lange und so heiß ersehnten Absolvatglückes war verflogen. Es kam ihr fast wie eine lächerliche Komödie vor. War jetzt etwa ein Ziel erreicht? Stand sie nicht schon wieder vor der Frage: Was jetzt?

Und wenn sie in Paris und London war, dann wird es

wohl wieder das gleiche sein, dann wird es auch wieder heißen: Was jetzt? Und dann soll man immer aufs neue einem Ziele nachjagen und alle Kräfte darauf verwenden und sich immer wieder vorreden: Das und dies dort, das ist dein Glück!

Ihre Seele sagte: Ich bin eine Tochter der Ewigkeit; ich kann nicht glücklich sein auf der Welt. Ich kann mir nichts weismachen lassen, wenn mich die Zeit auch überschreien möchte. Ich muß immer weiter drängen; erst im Ozean der Ewigkeit kann ich zur Ruhe kommen.

Und ihr unerfahrener Mädchensinn sagte: So sollen wir uns auf die Ruhe vorbereiten, den Tod ins Auge fassen. Das Pflichtgefühl fragte dazwischen: Gibst du denn das Leben frei, Marie? Hast du keine Aufgaben zu erfüllen?

Da kam die Erinnerung an die Vergangenheit, an die jüngste Vergangenheit besonders, und sie kam und brachte viele, viele Tränen mit.

Der Vater! Der liebe, liebe Vater! War er eigentlich nicht oft fast ein Fremder für sie. War er nicht immer da, wo sie nicht war? War er nicht oft so eigen streng und ernst, wenn sie sich etwa in kindischem Uebermut auf seinen Schoß setzen oder ihm den Bart zupfen wollte. In seiner Nähe fühlte sie sich ja immer wie ein rechtes Kind und wie gerne hätte sie ihren Kinderschmerz mit ihm weiter getrieben. Warum hatte er denn die Augen voll Wasser; warum ging er oft plötzlich aus dem Zimmer; warum setzte er sich so gerne mit ihr zu Fremden an den Tisch; er, dem doch die Menschen immer eine Last gewesen waren?

Diese erinnernden Gedanken machten Marie viel zu schaffen. Wenn sie mit einem Buch auf einem Bänklein saß, dann kam es fast nie zum Umblättern, wie einige 15jährige Schwärmerinnen aus gemessener Entfernung getreulich beobachteten, weil die Wolken oft am blauen Himmel ihres Lebens so viel zu entziffern gaben.

Vielleicht! Ganz plötzlich schoß ihr dieser Gedanke durch den Sinn — vielleicht will der Vater wieder heiraten!

Das war jetzt schon, als wenn Bühnenlicht in eine lachende Landschaft fiel. Da waren die Bäume blau und

der Kies am Boden rot und der Himmel grün, recht un-natürliche Farben. Ja, Marie empfand auch einen ste-chenden Schmerz in den Augen, nein, drinnen in der Seele.

Aber es war ihr doch, als sei auf einmal die Lösung für alles gefunden. Klarer und einleuchtender hatte ihr noch nichts geschienen, so weh' ihr auch der Anblick tat.

Sie dachte an ihre Mutter. Immer wieder war der Ge-danke an sie untergetaucht in der Liebe zum Vater, in der Sorge für Lili. Jetzt war sie eigentlich frei, und jetzt empfand sie es wie ein Verbrechen, daß man ihr so wenig von ihrer Mutter erzählte. Ob sie glücklich gelebt mit dem Vater? O ja, sie glaubte schon. Aber was zuerst so klar war, das wurde jetzt eigentlich doch rätselhafter. Wer war ihre Mutter? Warum stand ihr Name nicht auf dem weißen Kreuz, das einem Hofmusiker Heiß und dessen Frau Regina den Hügel zierte? Alljährlich an Allerheiligen hatte sie mit dem Vater einen Kranz dorthin getragen, „denn deine Mutter ist auch in dieses Grab gekommen,“ hatte der Vater einmal erklärt.

Die Gedanken bohrten weiter.

Warum hat er denn kein Bild von ihr in seinem Ar-beitszimmer? Warum nur ich an meinem Bette?

Warum ist von ihrer Aussteuer nichts mehr da? Das Nähtischchen soll noch von meiner Urgroßmutter sein und das Marienbild auch. Warum ist von der Mutter gar nichts da?

Ganz sonderbare Dinge fielen ihr ein. „Was die „Aescher-linge“ damals im Institut erzählt. Da hatte eine riesig große leinerne „Katarrtaschentücher“, die waren noch von Mamas Aussteuer, „wo man es so gehabt,“ und eine andere sprach von den vielen Dutzenden weißer Strümpfe, voll der schönsten Muster, die Mama sich selber gestrickt. Ja, und Schlafhauben mit Einsätzen drinnen und gehäkelte Spitzen waren auch einmal aufs Tapet gekommen. Und alles war von Mamas Aussteuer gewesen; die Uhr der Mutter und ihr Schmuck ward von der Tochter wenigstens leihweise benutzt, bis es einmal etwas Eigenes gab.

Es hat mir ja nie gemangelt an Nötigem oder Wünschens-

wertem, aber von der Mutter war nichts von allem gewesen.

Er wird vielleicht wollen, daß ich gar nicht an sie denke, überlegte sie weiter, damit er freier ist.

Sie mußte fast lächeln über ihren eigenen Unverstand! Der Vater und heiraten! Ich kann mir eigentlich gar nicht vorstellen, wie er das je einmal zustande gebracht, der gute Papa.

Wieder war ihr Herz voll Zärtlichkeit. Kommt's ihr nicht jetzt noch wie ein ehrlicher Schrecken vor, der damals aus seinen Augen geschaut, wie sie als frohes Kind ihm erklärte: „Papale, ich heirate einmal ganz gewiß nur dich!“

Aber sie hat doch Bücher gelesen, in denen ganz tolle Dinge gestanden waren, die das allbekannte Sprichwort bestätigten, daß Alter nicht schützt vor —

Sie mochte den Satz nicht zu Ende denken.

Sei dem, wie nur immer, sie wollte den Vater freigeben, wie er es von ihr zu wünschen schien.

Und das Andenken ihrer Mutter wollte sie selber heilig halten, wenn's schon der Vater vielleicht nicht mehr tat! . . .

Die Vorsteherin schrieb in diesen Tagen an den Baurat nach Dresden, daß Marie unter dem Tode der Freundin sehr zu leiden scheine; sie sei eigentlich ganz verändert und es wäre wohl gut, wenn sie bald durch neue Verhältnisse und anregendes Studium von ihren Gedanken abgelenkt würde. Und wirklich ging es schon nach kurzer Zeit nach Paris. Eine passende Wohnung bei einer dem Institut bekannten Dame war ausfindig gemacht worden; für alle Bedürfnisse war bis ins kleinste gesorgt, sodaß wieder der Vergleich zwischen dem Baurat und der zärtlichsten Mutter gemacht wurde.

Er selber traf seine Tochter nur unterwegs. Er war eben auf der Heimreise nach München begriffen und hatte es so eingerichtet, daß er ihr bei einem kürzeren Aufenthalt begegnete. Sie war befangen und vermied jede Herzlichkeit, obgleich ihr die Brust zum Zerspringen voll war. Wie gerne hätte sie ihre ganze Seele vor ihm ausgeschüttet. Aber — sie wußte nicht warum — es war wohl besser so.

Er öffnete ihr die Wagentüre, er drückte sie in eine weiche Ecke und zog den Vorhang zu, damit die Sonne nicht blende; er bat um sofortige Nachricht, er fragte nach der Fahrkarte und dem Paß, und schob vorsorglich noch einen blauen Schein in ihre Börse.

„Mariese,“ sagte er, „gelt, Mariese, es wird schon recht werden.“ Dabei standen ihm Tränen in den Augen und die Trauer zerschchnitt seine Worte.

Er war ganz Hingebung, ganz Liebe.

Marie streckte die Arme aus, um ihn zu küssen.

Ein schriller Pfiff. Er wich rasch zurück. „Es ist Zeit, daß ich gehe,“ sagte er tonlos und sprang vom Trittbrett.

Ein Ruck, der Zug war im Fahren.

Baurat Raachner stand noch lange auf dem Perron und winkte, winkte.

Dann fuhr er sich mit dem Taschentuch über die Augen, drückte den Hut tief in die Stirne und übersah und überhörte fast seinen eigenen Zug, der zur Abfahrt gepfiffen hatte. Gerade im letzten Augenblick schwang er sich noch hinauf und hörte den Schaffner wettern über den „alten Narren“, der nicht hört und nicht sieht vor lauter Gassen.

War er alt? Eigentlich nicht, wenn er auch so aussehen mochte. Ein Dierziger erst. Aber ein Narr schon.

Er wollte bitter lachen in seiner Wagenecke.

Da hört er wieder die Stimmen, von denen er nicht weiß, woher sie kommen! Sind's Kinderstimmen aus Sankt Bonifaz, sind's Künstlerstimmen aus Bayreuth, sind's Engelsstimmen aus der Höhe, sind's Stimmen aus der eigenen Brust?

Genug, sie singen ihm ein tröstlich' Lied, das Lied vom reinen Toren.

Marie hatte sein Abschiedswinken nicht mehr gesehen. Daß er ihr die letzte Umarmung, den letzten Kuß verweigert, war doch zu augenscheinlich gewesen. Sie hatte den weißen Reisehut neben sich geworfen, den Kopf in die Ecke gedrückt und bitterlich geschluchzt.

## Sechstes Kapitel.

In Paris war es anfangs eine trostlose Zeit gewesen. Die Fremde tat ihr zwar weh und wohl zugleich, und wenn sie sich auch so gerne sagte, daß sie in München alles noch viel schwerer ertragen haben würde, so gestand sie sich auch gar oft dazu: Ich wüßte nicht, wie ich überhaupt noch mehr ertragen könnte.

Da war die Trauer um Lili, und, als sei es aus dieser Trauer herausgewachsen, das Leid um die Mutter. Und da war dann der Vater mit seinem oft so merkwürdigen Wesen, der Vater, dessen Briefe nur Sorge und Liebe atmeten, und der ihr doch den letzten Kuß verweigert, und der doch eigentlich immer da war, wo sie nicht war. Und da war vor allem sie selber mit einer Brust voll Fragen an das Leben und an die Ewigkeit.

Sie fand sich bei der alten Dame, die mit echt französischer Liebenswürdigkeit ihre Hauswirtin spielte, bald zurecht und gewann diese selbst im Fluge durch ihr entgegenkommendes, bescheidenes Wesen; sie fand sich zurecht auch nicht nur in sprachlicher und geselliger Beziehung in den Straßen und Plätzen der Weltstadt, sondern auch im Studium. Prompt und verlässlich, wie es die „Aescherlinge“ gewohnt waren, nahm sie täglich ihren Platz in der Sorbonne ein und hörte und genoß und studierte mit der ganzen Eindringlichkeit ihres deutschen Verstandes.

Aber wenn sie etwa nach einem fleißigen Tagewerk noch abends nach Mont Martre hinaufging, dann machten die Gedanken an die Arbeit rasch den anderen Platz.

„Was willst du eigentlich, Marie?“ fragten sie recht aufdringlich. „Du wirst dir doch nicht vorreden wollen, daß ein wenig Sprachstudium dein Leben ausfüllen soll!“

Sie sah hinunter auf die Stadt, die im Abendsonnenschein zu ihren Füßen lag, und sie fühlte sich verwandt mit der Sonne, die dieses ganze graue Riesenbild umfassen und vergolden konnte und sie fühlte sich verwandt mit der Luft,

die diese ganze Weltstadt durchdrang. Und sie fühlte ganz unwiderlegbar deutlich, daß sie selber ein Hauch aus dem Munde Gottes war. Und sie sagte sich, der Geist könne nur dazu geschaffen sein, das Ungeistige auf der Welt zu durchdringen und zu beleben und mit seinen Eroberten dann selbst wieder zurückzukehren zu seinem Ursprung.

Dieser Gedanke lag so greifbar vor ihr, sie hätte die Hand danach ausstrecken können.

Aber neben dem Gedanken lag auch ein Gefühl oder besser das Gefühl saß mitten drinnen in ihrer Mädchenbrust, während der Gedanke sich schon von ihr losgeschält hatte und nimmer eins war mit ihr selber.

„Du bist doch eine Frau, Marie,“ sagte das Gefühl, „du brauchst Liebe. Laß den Männern das Denken und Trachten, löß' dich auf in Liebe!“

Und es fiel ihr der Neffe ihrer Hausfrau ein, der die deutschen Mädchen so hoch schätzte, wie er sagte, und der seiner Tante jetzt so oft die Freude seines Besuches machte, seit sie einen deutschen Gast hatte. War das eigentlich nicht ein prächtiger Mensch? So frisch und fröhlich, fast als wär's ein Deutscher und so kindlich fromm dazu. Sah sie ihn nicht jeden Morgen in der Kirche, und war seine erste Gabe für sie nicht ein Rosenkranz aus Lourdes gewesen?

Warum dachte sie eigentlich so viel an diesen Mann? Liebte sie ihn?

Er hatte eine schöne Beamtenstelle inne; „eine gute Versorgung“ würden die Leute sagen. Sie lächelte selber; sie hatte derartige Ausdrücke schon so oft in ihrer scherzhaften Art gebraucht. Aber jetzt sollte es ernst werden damit. Sie wurde noch ernster. „Dem Vater wäre ich aus dem Wege; er könnte sich dann ein Heim gründen ohne mich.“

Sie mußte rasch weitergehen; dieser Gedanke trieb sie immer zur Eile an. Sie fürchtete sich davor und glaubte, ihm entlaufen zu können.

Der Verstand tat auch wieder mit. „Halt' doch stand, Marie,“ sagte er, „das wäre das Allervernünftigste. Heiratest du, dann kann er machen, was er will!“ Aber sie hielt nicht stand. Sie eilte hinein in die Kirche und warf sich

vor dem lebensgroßen Herz-Jesu-Bild nieder und hielt ihr eigenes Herz voll Mädchenliebe und voll wogender Bitterkeit dem Heiland entgegen und sagte unter Tränen: Nimm mich eben so, wie ich bin; ich werde jetzt nicht fertig mit mir selber, ich weiß nicht, was ich will und was ich soll, aber du weißt es und du hast mich lieb. Heiligstes Herz Jesu, ich vertraue auf dich!

In dieser Zeit schrieb Marie ziemlich wenig nach Hause. Die Briefe an den Vater gaben zwar ein getreues Bild ihres Studienganges und ihrer äußeren Verhältnisse unter Ausschluß des Herrn Emil, der ja eine Zeitlang auf der Schwelle stand, die von den Sinnen zu der Seele führt, aber ihr Ringen und Kämpfen verschwieg sie. „Nur das Beten nicht aufhören,“ hatte ihr Pater Benedikt zum Abschied in München noch gesagt, „dann fehlt nichts.“

Daran hatte sie sich gehalten. Sie hatte das Beten nicht aufgehört, auch dann nicht, wenn die Glaubenssonne gänzlich vom Himmel geschwunden zu sein schien.

Dazu half ihr am meisten der Gedanke an Tante Emmy. „Wer 41 Jahre lang für einen Gott leidet, der muß es auf eine unwiderlegbare Weise erfahren haben, daß die Religion das Höchste ist im Leben,“ sagte sie sich. „Und ich will mich an die Religion halten, wenn auch alles um mich versinkt.“

Die gute Tante Emmy hatte aus Mariens kurzen Briefen auch mit dem Feingefühl ihres mütterlichen Herzens bald die Klippe herausgeföhlt, die ihrem Patenkind drohte, und je kürzer Mariens Briefe waren, um so länger wurden die der kranken Frau. Das Mädchen betrachtete mit Rührung die Bögelschen, die ganz bedeckt waren mit den schräglaufenden lila Schriftzügen, und wenn sie sich wieder vorstellte, wie die gebückte, alte Frau in mühseliger Stellung und mit schmerzenden Händen diese Zeilen voll lieber und froher Worte geschrieben, dann ward es ihr immer wieder warm ums Herz, und wenn sie vor innerer Zerrissenheit auch nicht glauben und nicht hoffen konnte, so konnte sie doch lieben und heten.

„Das Leben in Paris entspricht mir eigentlich gar nicht

mehr, lieber Papa," hatte sie ihm im Sommer des Jahres 1904 geschrieben, „auch einer meiner Professoren in der Sorbonne meint, daß ich in London und Oxford oder Cambridge eigentlich mehr Nutzen hätte.

Das stimmte alles aufs Haar, aber der innerste Grund ihres Wunsches, fortzukommen, war es nicht. Es war nämlich im Laufe der Monate immer öfter eine Stimme in ihr bemerkbar geworden, die sagte ziemlich laut und vernehmlich: „Marie, glaubst du wirklich, daß dir Menschenliebe genügen könnte? Glaubst du, daß dein Herz voll und reich würde und satt und zufrieden?“

Und sie sann und überlegte und sprach bei sich: „Ich glaube es wirklich nicht. Es ist doch etwas in mir, das nach immer mehr und immer Größerem und immer Schönerem verlangt.“ Sie schüttelte energisch den Kopf und wenn ihr auch Tränen in den Augen standen, als sie den Brief an ihren Vater schrieb, sie beeilte sich doch, den Wunsch auszusprechen und war froh, als der immer gütige Baurat Mittel und Wege schuf, um ihre Uebersiedlung nach London für das neue Schuljahr möglich zu machen.

So saß sie denn schon wenige Wochen später in einer englischen Familie. War sie in Paris durch den inneren Zwiespalt bleich und müde geworden und hatte sie von ihrer Frische und Fröhlichkeit stärker eingebüßt, jetzt schien mit einem Schlage alles anders zu werden. Zwar drückte sich der Nebel am vollen Mittag grau und düster an die Fensterscheiben und die Gasflamme gab nur einen schwachen Schein auf ihren Tisch, aber ihr Herz war wieder voll Sonne und Zufriedenheit. Sie fühlte, daß sie ihre Pflicht getan. Herr Emil kreuzte ihre Gedanken nimmer und da sie sich ernsthaft sagen konnte: Ich suche nur den lieben Gott, hatte sie eigentlich schon angefangen, ihn zu finden. Sie betete wieder genau so, wie sie zu Hause vor ihrem Mutter-Gottes-Bilde gebetet, wie sie als „Aelscherling“ bei St. Bonifaz ihre Andacht verrichtet; es war nimmer das himmeltürmende Schreien und Betteln einer Seele in Not, sondern das vertrauliche Sprechen eines Kindes mit dem Vater, ja manchmal sogar das liebeglühende Flüstern eines glücklichen Herzens.

Wenn sie an Lili und ihre Mutter dachte, dann gelangten ihre Gedanken immer in den Himmel, und statt sich nach der gebrechlichen Gestalt zu sehnen, der sie Stütze und Halt hatte geben dürfen auf der Welt, wußte sie jetzt mit Bestimmtheit, daß die Liebe der verklärten Freundin sie mit Geistesfittichen umschwebte und ihr näher war denn je zuvor.

Ja, und statt nach der Mutter zu weinen, faltete sie die Hände und sagte: „Wo du auch bist, Mama, unter den Reinen und Heiligen oder unter den Büßenden und Leidenden, du bist in Gott geborgen, das weiß ich.“

Zum Benediktus-Tage des nächsten Jahres bekam Pater Benedikt einen langen, langen Brief aus London. Er lachte aber nicht, wie es sonst seine Art war, wenn er den Erguß einer schreibseligen Mädchenfeder vor sich sah, sondern sagte mit aufrichtiger Genugtuung: „Gott sei Dank, wenn nur nur das Züngle wieder gelöst ist.“ Und er las:

London, den 15. März 1905.

Hochwürdigster Herr Pater!

Vielleicht ist es kein gutes Ding, das so lange Weile haben wollte. Vielleicht auch wissen Sie kaum mehr von mir. Es wäre kein Wunder, denn ich hatte die Schweigekrankheit. Aber jetzt, da es mir wieder besser geht, hoffe ich, daß Sie die, für die Sie immer zu beten versprochen, auch wieder aus Ihrer Erinnerung ausgraben werden.

Darf ich Ihnen ein wenig von meinem Leben in London erzählen?

Ich sitze in einem recht hübschen Zimmerchen und meine Hausleute sind sechs volle Tage hindurch wirklich nett und lebenswürdig, und ich freue mich von einer Mahlzeit auf die andere, die uns alle zusammenführt und ein gemütliches Plauderstündchen bringt. Aber heute ist Sonntag. Hochwürden, Sie können sich gar nichts Faderes vorstellen als einen Sonntag in England. Ich habe am ersten Samstagabend, den ich hier verbracht, schon mit Schrecken die immer länger werdenden Gesichter beobachtet und am Sonntag früh habe ich mein Gewissen ernstlich erforscht, ob ich etwa jemand beleidigt oder sonst ein mir unbewusstes Verbrechen auf mich

geladen hätte. Jetzt habe ich freilich längst herausgebracht, daß alles mitsammen nur Feierlichkeit ist. Ich habe auch schon Einladungen zu verschiedenen Predigten bekommen; meine Hausleute sind nämlich Calvinianer und suchen sich die Prediger aus der Zeitung. Einmal bin ich mitgegangen. Hochwürden, das hat mich nicht verdorben! Die hiesigen Kirchenglocken freilich, die singen ganze Hymnen, aber die große Glocke von Sankt Bonifaz, deren Aufzug ich selber miterlebt, und die schöne alte Domglocke in München sind mir doch viel lieber. Also und erst die Predigt. Da mußte man schon Bestechungsgelder bezahlen, um überhaupt noch einen Platz zu bekommen, denn das „Tabernakel“ von Spurgeon war einfach bis auf den letzten Platz gefüllt. Wollte der Mann da vorne Theater spielen? Er wand und bäumte sich und tat so schrecklich, daß es mich schließlich nimmer wunderte, als die Leute alle zu ächzen und zu seufzen und zu stöhnen begannen, daß es eine Art war. Aber, hören Sie, Hochwürden, — das Geseufze war noch gar nicht zu Ende, so fing der Mann da vorne — ich weiß nicht, wie ich ihn nennen soll — an, Wiße zu reißen und die tränenfeuchten Gesichter grinsten in breitem Vergnügen. O, hätte ich doch hinaus gekonnt! Ich habe mir gedacht, wenn ich noch nicht katholisch wäre, so müßte ich es da werden! Mir geht immer das Herz auf, sobald ich in eine katholische Kirche komme, und ich denke darin oft an Ihre Religionsstunden „über die eine, allgemeine, heilige, katholische Kirche“.

Hochwürden, darf ich noch ein wenig weiter schwätzen? Ich weiß nicht warum. Ich meine, es ist besser, wenn ich Ihnen verschiedenes gesagt habe. Aber kunterbunt kommt es halt.

Um einigermaßen doch Ordnung zu halten, will ich gleich sagen, daß unser Tischgespräch an jenem Sonntag — zu einer Predigt wurde ich seitdem nimmer eingeladen — muß schon danach dreingeschaut haben — sich nur um die bevorstehenden Vergnügungen der Kinder drehte. Die drei Kleinen meiner Hausleute haben nämlich an Weihnachten gleich allen anderen Kindern das erste schreckliche „Term“ des Schuljahres

abgeessen und bekamen als Belohnung für die unerhörte Anstrengung gleich vier Wochen Ferien. Diese vier Wochen gehören in ganz London selbstverständlich den Kindern. Hu, wie diese englischen Kinder gescheit sind! Ich habe einige der Lobeshymnen gehört, die von den Schulvorsteherinnen über unsere Kleinen ausgesprochen wurden. Ich habe an Fräulein Ascher denken müssen — und lachen . . .

Hochwürden, jetzt höre ich Sie sagen: „Das Züngle ist aber gut gewetzt!“ Darum habe ich noch aufgehört, ehe die ganze Bosheit herausen war. Auf dem Kirchweg hatten sich also unsere Kinder die Plakate angeschaut, die an allen Straßenecken zu Kinderfesten luden, während der Predigt und des Liedes hatten sie ihren Plan gemacht und bei Tisch entschied man sich für den kleinen Lord Sountlervy, der allerdings auf der Bühne noch viel netter ist, als er einem mit dem dictionary bewaffneten „Aescherling“ jemals gedruckt vorgekommen sein mochte. Meine gute Frau White hat auf sich und den eigenen Staat gänzlich vergessen, nur um ihre Kinderlein recht herauszuputzen, und das Haus voll der glücklichsten Menschlein war auch schließlich ein rechter Genuß. Wenn ich an die faden, langweiligen Gestalten denke, die ich in München als Englishmen das Pflaster treten sah, so muß ich eigentlich sagen, daß ich jetzt in dieser Beziehung angenehm enttäuscht bin. Im Theater zum Beispiel haben sie glänzende Augen und benehmen sich so ungezwungen traurig oder fröhlich, wie sich's eben gerade schickt, als wären sie nur für sich allein da. Ja, ja, die Leute, . . . stimmt schon sehr, Hochwürden, aber wegen des „Züngleins“ getrau' ich mir den Satz nicht länger zu machen.

Einen Kinderball habe ich auch miterlebt. Hochwürden, das war schon ganz anders, als wenn die Aescherlinge sich zum Tanze drehten. Aber lustig, viel, viel lustiger war es trotzdem bei uns. Die Fünf- und Sechsjährigen waren eben da rechte Dämchen und Herren, die ihr Geschäft nach allen Regeln des Anstandes betrieben, — doch, was schwätze ich Ihnen da von einem Kinderball vor! Ich weiß zwar, wie gerne Sie im Institut daran teilnahmen. O, ich weiß überhaupt, daß Sie irgendwo droben stehen und in alles hinein-

sehen können und wollen. Und sehen Sie, Hochwürden, das beschäftigt mich stark. Ich möchte auch die Welt in einem Hut zusammenfassen, aber ich bringe es noch nicht ganz fertig. Mein Ziel bleibt das schon: immer schauen, wie die Sache von oben aussieht. Ich drücke mich wohl recht schlecht aus, aber ich muß alles so einfach sagen, wie ich es empfinde, sonst meine ich zu schwindeln.

Das war der Grund, warum ich an den Kinderfesten teilnahm. Ich bin noch weiter gegangen. Ob Sie mich jetzt zanken?

Wissen Sie noch die Religionsstunde — an einem Freitag war es — wie Sie uns von der Heilsarmee erzählten? O, ich erinnere mich noch gut. Wie uns das interessiert hat! Wir haben dann am nächsten freien Tag gleich Heilsarmee gespielt mit Fahnen und Trompeten. Den lächerlichen Aufzug, der früher in London an der Tagesordnung gewesen sein soll, habe ich in Wirklichkeit noch nicht gesehen. Die Heilsarmee gibt sich jetzt viel einfacher und unauffälliger, ja, man muß sie sogar aufsuchen, wenn man sie kennen lernen will. Und das tat ich. Freilich nicht allein, denn das wäre ein gar zu gewagtes Ding gewesen, wofür ich von vernünftigen Leuten leicht hätte Vorwürfe bekommen können.

Hochwürden, das Londoner Armenviertel! Da schnürt's mir das Herz zusammen, wenn ich davon reden soll. Einige meiner Kolleginnen von der Universität und ich sind in Begleitung unseres braven Hausherrn als Nachtvögel ausgeflogen, denn erst nach Mitternacht, hieß es, und beim Morgengrauen könne man die eigentliche Armut der Weltstadt kennen lernen. Ich hatte in jenen Tagen der Kinderfeste einen unerhörten Luxus gesehen und hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß so viel Reichtum neben so viel Armut Platz haben könnte, ja, so dicht daneben. Sie kennen sicher das Buch von General Booth, „Im dunkelsten England“, das kann Ihnen besser sagen als ich, was die City an Elend birgt. Offen gestanden, an der Klosterpforte hat es mich immer geschüttelt, wenn ich die dichten Scharen Ihrer Gäste beim Mahl sah; aber wie ich hier einen Karren über

das Pflaster rollen hörte und die unbeschreiblichsten Geschöpfe auf die unbeschreibliche Brüche zustürzen sah, die da um einen halben Penny verschenkt worden ist, da habe ich mich an die Klosterpforte von Sankt Bonifaz gewünscht! Dann habe ich gesehen, wie zerlumppte Kinder, die nur Haut und Knochen waren, sich vor einen Fischladen drängten, aus dem ein Kellner schließlich die Speisereste der Tagesgäste herauswarf — angebissene, zerbröckelte Brötchen —: das sei die Mahlzeit für ganze Familien, hörte ich. O, da könnte ich viel und Schreckliches schreiben; da bin ich zufrieden geworden mit meinem Geschick, wie noch nie zuvor, — auch unzufrieden mit mir selber, wie noch nie zuvor.

Als es Tag geworden war, bekamen wir Pässe, um den Generalstab der Heilsarmee zu besichtigen. Schön war das Haus gewiß nicht, aber sauber, im Gegensatz zu dem entsetzlichen Schmutz, den seine nächste Nachbarschaft aufzuweisen hatte. Da drinnen gibt es also lauter Offiziere, einer höher als der andere, oder, um mit General Booth zu sprechen, „selbstlose Seeleute, die sich in ihren Rettungsbooten hinauswagen auf die stürmisch brandende See des Londoner Sündenelends und die Ertrinkenden zu dem Leuchtturm der Heilsarmee bringen“. Doch das wissen Sie selber alles besser, Hochwürden; nur eines muß ich Ihnen noch sagen: Als wir in den Frauenbau einbiegen wollten, mußten wir an einem Buchhalter vorüber, der unsere Pässe prüfte und ein Weniges über unseren Besuch zu notieren hatte. Der Mann, der in mir eine Deutsche erkannt haben mußte, sprach mich sofort in fließendem Deutsch an. Ich war überrascht, so gutes Deutsch und so feine Manieren bei einem Inhaber seines Postens zu finden, und es hat mir ins Herz geschnitten, wie er dareinsah. Glücklicherweise nicht, Hochwürden, aber so eigen schwärmerisch und „verdrückt“, wie Sie vielleicht sagen würden.

Mein Hausherr brachte den begleitenden Offizier zum Sprechen, während wir die Unterkunftsstätten für die obdachlosen Frauen und Mädchen besichtigten, die teilweise Säle, teilweise auch etwas bessere Einzelzimmer waren. „Der Mann ist ein Deutscher, wie Sie bemerkt haben,“ sagte der Offizier, „er hatte es in der Heimat nach vielen jugendlichen

Kreuz- und Quersfahrten doch zum Advokaten gebracht, aber allerhand Neigungen müssen ihn dann wieder stark seitwärts getrieben haben. Wie er hier ankam und um Unterkunft bat, läßt sich kaum schildern; tagelang war aus ihm überhaupt nichts herauszubringen. Erst als er dem Alkohol entwöhnt war, wurde er mittheilhaft, ach so mittheilhaft. Er ist glücklich, hier zu sein, sagt er, und will gerne die Dienste eines Buchhalters getreu und gewissenhaft versehen, wenn er nur bleiben kann.“ Ich wußte nicht, warum mich dieses Menschen-schicksal so sehr ergriff. Ich hätte weinen können, wenn ich an den Mann dachte, der vielleicht einmal das Lieblings-söhnchen einer zärtlichen Mutter war. Auch mein Hausherr interessierte sich. Wie heißt der Mann, fragte er. „Alfred Weber,“ sagte der Offizier. Mir kam auf einmal eine Erleuchtung. Das ist Lilis Onkel. Sie hat oft für ihn gebetet und mir erzählt, daß er viel Verdruß gemacht in der Familie und jetzt in England sei. Das hat mich ganz eigentümlich gepackt.

Mir war es besonders um ein Meeting zu tun und ich freute mich, zu hören, daß eben eine Frühlingsdanksagung stattfand. So ging es denn nach Regentshall, wo man für einen Schilling in der ersten Reihe sitzen und genau das Frühlingsbild betrachten konnte, das ein „Geretteter“ gemalt hatte. Es kam mir wahrlich keine Lust, die Blumen zu pflücken, die in diesem Strauße waren! Eigentlich habe ich mir, offen gestanden, ein wenig etwas anderes erwartet. Es ging recht zahm her und von Verzückungen und Halleluja-Rufen habe ich fast nichts gesehen und gehört. Der Leiter der Versammlung sprach ein schlechtes Englisch und redete so allerhand von Klassenunterschieden und Abstinenz und dann wurden die „Geretteten“ vorgeführt. Sie erzählten selber allerhand Greuliches aus ihrem Leben und recht viel Erfreuliches von ihrer Bekehrung und beschworen die Mitwelt, das Laster aufzugeben und ihnen auf den Weg des Heils zu folgen. Merkwürdig hat es mich berührt, daß von Gott überhaupt gar keine Rede war. Ich habe mir unwillkürlich denken müssen: „Ein Haus steht fest gegründet.“ Am liebsten hätte ich das Lied laut hier gesungen. Ich

habe viel Gutgemeintes und auch manch Gutgeglücktes im Rahmen der Heilsarmee gesehen, aber sie hat mir auch einen rechten Begriff von Menschenwerk und Gotteswerk gegeben.

Sie werden denken, Hochwürden, ich könnte jetzt bald aufhören; sicher sind Sie längst inzwischen im Chor gewesen und haben auch für das tolle Mädel in London ein Pater-noster gesagt. Aber Sie würden es sicherlich doch selber sonderbar finden, wenn ich Ihnen von allem möglichen, nur nicht von meinem Studium erzählt hätte. Das Sprachenstudium ist und bleibt etwas Schönes. Da ist es mir immer, als ginge mir mit dem fremden Idiom wieder eine neue Welt auf, und jedesmal erscheint mir der Schöpfer dieser neuen Welt wieder größer und bewunderungswürdiger. Lachen Sie nicht, Hochwürden, sogar an den Himmel muß ich oft denken beim Sprachenstudium, an die Sprache der Engel und Heiligen, und ich wünsche mir dann sehnsüchtig die Grammatik, in der die Himmelsprache steht. „Katechismus lernen!“ höre ich Sie sagen. Das tue ich auch. Jeden Tag werden ein paar Fragen wiederholt. Ich will nicht fremd werden im Wesen der ewigen Dinge.

In meiner Freizeit gehe ich gerne in das literarische Museum, an den „Damentisch“. Da habe ich merkwürdige Nachbarinnen. Ein paar Witwen, die für Verlagswerke allerhand Zusammenstellungen machen. Sie sitzen von früh bis spät am Damentisch und suchen sich aus den Büchern die unglaublichsten Dinge zusammen, oder sie halten Nachlese unter den großen Männern und Frauen der Vergangenheit, die unter irgendeinem Vorwande auch berühmt gemacht werden sollten. Hochwürden, schreckliche „Gestöcker“ sitzen an diesem Damentisch (das Wort stammt von Ihnen selber — die mit den hohen Absätzen haben Sie immer so genannt!). Solche, die seit dreißig Jahren, wie man mir erzählt, die gleichen Schmachlocken und die gleichen Samtkleider tragen, und solche, die man von einem Tag zum anderen nimmer kennt vor lauter Abwechslung. Fürchtbar gelehrt sind sie alle. Aber ich merke schon, das Züngle . . . Ich sitze also auch dort und schnappe Wissenschaft. Etwas Prächtiges ist es

schon um dieses literarische Museum. Schätze gibt es da, Hochwürden; Sie sind ja ein Bücherfreund, Sie müßten kommen und sehen.

Da ist immer so ein Zwiespalt in mir. Da gefallen mir die Dinge, alles, was Wissen heißt und was schön ist, und da sagt doch immer wieder etwas: Das ist nicht alles, ich möchte mehr. Ich bin ein schrecklicher Nimmersatt. Früher habe ich eine Zeitlang geglaubt, wenn ich erst einmal ans Meer komme, dann werde das gut werden. Jetzt bin ich auf dem Meer gewesen und sage immer: Noch mehr, mehr!

Ich sehe Sie jetzt lächeln. Sie kennen natürlich den Ausgang schon, aber mir ist er noch dicht verhüllt. Ich halte mir nur immer als Alpha und Omega die erste Katechismusfrage vor Augen: Wir sind auf Erden, um Gott zu dienen und dadurch selig zu werden. Dieses Ziel will ich um jeden Preis erreichen. Den Weg dazu will ich Gott überlassen. Mir ist schließlich jeder recht. Hochwürden, beten Sie für mich!

Und noch etwas. Wie geht es meinem Vater? Ist er immer noch so allein? Das ist gerade der einzige Gedanke, der mich eigentlich verstimmen kann. Aber ich will mit keiner Verstimmung schließen. Ich will Ihnen noch sagen, daß ich die guten Menschen, die mir in meiner Kindheit Liebe erwiesen haben, keinen Tag vergessen habe, wenn die Dankbarkeit auch keinen Ausdruck fand.

In dieser Gesinnung begrüße ich Euer Hochwürden höflich und bin und bleibe

Ihre ergebene

Marie Rauchner.

Pater Benedikt steckte die Bögen in die Tasche. Diesen Brief mußte er schon noch einmal lesen und unter den Londoner Skizzen die Züge seiner ehemaligen Schülerin herausfinden. Und es gab ein Bild von ihr, kein fertiges, aber der ganzen Anlage nach ein schönes, großzügiges.

## Siebentes Kapitel.

Die Leute aus dem Glaspalast-Diertel nannten den Baurat Rauchner nur immer den „Sonderling“. Jeden Tag, wenn es 5 Uhr schlug, konnte man ihn aus seiner Haustüre herauskommen sehen zum Abendspaziergang. Der breite Kremphut reichte ihm indessen so weit ins Gesicht herein, daß man höchstens noch den unteren Teil desselben ausfindig machen konnte; alles andere war mit Filz überschattet. Ein wallender grauer Lodenmantel trug dann noch ein Weiteres zur Vermummung bei. Die Hände in die Manteltaschen versenkt, ging er gemessenen Schrittes und gebeugten Hauptes die Arcisstraße hinunter, unbekümmert um alles, was um ihn herum vorging, unbekümmert scheinbar auch um Sonnenschein und Regen. Er war immer gleich gekleidet, er hatte immer den gleichen Schritt, er war immer gleichmäßig mit sich selbst beschäftigt. Kein Wunder, daß ein solcher Sonderling zum Romanhelden wird und es spann sich um ihn einer von jenen Romanen, an denen ein Großstadtviertel arbeitet, die blühende Phantasie unbefestigter Menschen, der Neid und die Scheelsucht abgeblitzter Klatschbasen.

Jahre mögen an diesem Roman gesponnen haben, ehe der Held desselben davon eine Ahnung bekam. Er entwarf seine Pläne, studierte seine Fachblätter, schrieb Briefe nach London und kümmerte sich sonst um nichts und um niemand auf der Welt. Für die „Toren“ ist es am besten, zu schweigen, sagte er manchmal zu sich selber; sie würden doch nicht verstanden. Darum schwieg er. Er hatte nur eine stille Hoffnung und Freude, die er mit jedem Tage aufs neue entfachte und nährte: Wenn das Examen trifft, dann kommt Marie nach München. Er hatte ein älteres Fräulein als Haushälterin engagiert und Marie sollte dann wenigstens vorübergehend als Gast bei ihm sein. Je näher der Zeitpunkt rückte, um so mehr schob er seinen Filzhut zurück und es geschah das Unerhörte, daß er die Arcisstraße auf-

statt abwärts ging. Und dann passierte es, daß die Bäckerin in der Nachbarschaft ihn mit einem Päckchen nach Hause kommen sah, und die Hausmeisterin bemerkte des weiteren noch, daß er beim Aufschließen der Wohnungstüre unter dem Mantelkragen sogar einen großen Pack hatte, und da sie so etwas wie Röntgenaugen besaß, entdeckte sie sogar den Inhalt des großen und kleinen Paketes, und der Roman, der wegen seiner Langwierigkeit eben langweilig zu werden drohte, bekam auf einmal wieder neues Leben und eine frische, zugkräftige Färbung. Wie dann gar noch das Unerhörte geschah, daß Fräulein Gleißner, die Haushälterin, den Bäcker wechselte, war es Zeit, daß der Roman in Druck gegeben wurde.

So fand der Herr Baurat eines Morgens unter den Sachzeitungen und neben einem Brief aus London, der Marias baldige Heimkunft in Aussicht stellte, noch ein grünes Kuvert, das mit langen, ungewandten Schriftzügen und viel Aufwand von Tinte an seine Adresse gerichtet war.

Es geschah das Unerhörte, daß in das bleiche Gesicht des Baurates eine jähe Röte stieg, als er den Inhalt des Briefes gelesen. Er las nicht zweimal, er blieb nur etwas länger als gewöhnlich bei seinem Frühstück sitzen, das Fräulein Gleißner allerdings wieder vollständig abtragen mußte. Als er aufstand, zündete er sich wie gewöhnlich eine Zigarre an; aber er warf das Streichholz nicht wie gewöhnlich auf den Aschenteller, sondern gleich in den Ofen und legte das grüne Kuvert samt Inhalt auf die leckende Flamme. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und beantwortete Marias Brief. Er beschrieb mehrere Seiten, was er alles erkundet und ausgedacht für das Examen und für die Heimreise, und wie sie es mit dem Gelde halten sollte und wie mit ihrem Gepäck. Es war so gewissenhaft zusammengestellt wie der feinste Bauplan; aber es war kein Plan wie jene in Neuschwanstein, die in glühenden Farben gehalten waren und mit Tönen zu reden verstanden; es war eine einfache Skizze, die nur Verstand und kein Herz verriet.

Am Schluß des Briefes kam dann noch ein sehr schwerer

Seufzer. Ein unabänderliches Geschick habe es so gefügt, daß er auch dieses Mal seine Tochter nicht zu Hause empfangen könne. Er müßte neuerdings gerade um die Zeit ihrer Ankunft in München verreisen. Mit der Morgenpost hatte er die unangenehme Kunde davon erhalten.

Der Baurat zitterte, daß ihm die Feder zu wiederholten Malen versagte. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und hielt die Hände über die Augen. „Daß es doch so kommen mußte!“ Aber um keinen Preis hätte er den Juwel seines Herzens, seine Marie, hämischen Bemerkungen und zweideutigen Grimassen ausgesetzt. Lieber alles als das! Lieber wieder wandern und wieder verzichten. „Ich war eben ein Kind mein Leben lang, ein Tor, und habe immer danebengegriffen.“ Umsonst sangen die Stimmen jetzt in seiner Brust: „Aber ein reiner Tor.“ Er blieb ohne Trost.

Er besann sich mühsam und schrieb weiter. Für Marias Unterkunft wollte er aufs beste sorgen. Und treffen wollte er sie um jeden Preis; nach vier langen, langen Jahren sei es doch nicht zu viel.

Dann seine Unterschrift: „Dein treuer Vater.“ „Amen“, sangen die süßen Stimmen, „Amen, reiner Tor, du bist es!“

Dann ging er in das ehemalige Kinderzimmer, das unter Fräulein Gleichners Händen sich zu einem Mädchenzimmer umgewandelt hatte, nahm eine große, grün gerahmte Photographie von der Wand, die das liebliche, lächelnde Bild der kleinen Lili zeigte, desgleichen die neue Majolika-Vase vom Sims, die für Vergißmeinnicht bestimmt waren.

Das konnte er wieder aufheben jetzt und vor Staub bewahren, der sich auf der Erde doch unbarmherzig auf alles Schöne legt.

Ja, auf alles Schöne!

Einige Wochen später saß Marie im Schnellzuge, der sie nach der Heimat bringen sollte. Sie hatte in Calais das Schiff verlassen und damit auch in anderer Hinsicht den schwankenden Boden wieder mit fester Erde vertauscht. Es war jetzt alles ganz klar und ruhig in ihr. Was hatte sie gekämpft und gelitten, seit sie den schrecklichen Brief des Vaters in Händen hielt!

Es steckte etwas hinter seinem eigentümlichen Benehmen, das war klar. Und zwar etwas Großes. Warum aber fand er nicht den Mut, ihr mit einem offenen Wort weniger weh zu thun, als mit den vielen, vielen Schnitten, bei denen die liebende Hand immer wieder zögernd halt zu machen schien? Wenn er verheiratet war — Marie wurde bei diesem Gedanken jedesmal wie von einem häßlichen Krampf erfaßt — oder wenn er heiraten wollte, warum sagte er ihr das nicht offen, statt sie so namenlos zu quälen?

Pater Benedikt hatte in seinen kurzen aber freundlichen Zeilen ihn nur mit einem Worte des Mitleids erwähnt; jedenfalls tat er etwas, wozu ihn sein gutes Herz in eigener Weise trieb.

Es hatte Tage gegeben in diesen letzten Wochen, da Marie sich mit dem Gedanken trug, in Würzburg gar nicht auszustiegen, wie ihr der Vater vorgeschlagen, sondern weiterzufahren, ganz ohne ihn zu sehen.

Aber da war's gewesen, als ob die Fittiche von Lilis weicher Seele an die ihre gestreift hätten, da war es, als ob sterbende Mutteraugen sie voll Wehmut angeblickt, und dann kam der große Sturm über sie, mit dem der Geist Gottes die reifen Früchte von den Menschenbäumen schüttelt. Und während ihre eigene Seele so vom Sturme zermühlt wurde, sah sie ein lachendes Eiland vor sich liegen, das voll Sonnenschein und köstlicher Ruhe war. Sie verstand, daß denen, die Gott über alles lieben, ein Himmel der Ruhe und Seligkeit schon auf Erden beschieden sein müsse. Und es ward ihr klar, daß Gott sie mit aller Gewalt auf dieses Eiland hinüberziehen wollte. Hatte er ihr nicht die Welt gezeigt und das Menschenleben, das Wissen und das Lieben, und hatte sie nicht auf alles mitsammen nur die Antwort in ihrer Brust gehört: Ist das alles? Ich möchte mehr!

Am Vater hatte sie noch festgehalten mit ganzer Seele. War's nicht die Hand Gottes, die ihr jetzt den Vater zu entreißen schien, damit sie ganz frank und frei hinüberlaufen könne auf das Eiland der reinen Gottesliebe?

Sie wollte nimmer zaudern jetzt. Sie wollte kommen.

In einem kleinen Marienkirchlein von London war sie gekniet und hatte sich ihrem Gott verlobt. Tränen waren dabei geflossen, die galten aber nicht dem Opfer des Lebens, denn jetzt, nachdem der Sturm ausgetobt, war alles so friedlich und so süß, die galten vielmehr der Barmherzigkeit Gottes. Wenn doch der große, allmächtige Gott so beharrlich das Liebesseil auswarf nach einer kleinen Menschenseele, wenn sie ihn als den Schönsten unter den Menschenkindern wandeln sah! Wenn sie doch jetzt lieben und glauben und hoffen und vertrauen durfte ohne Enttäuschung, ohne Verbitterung, ohne Ende.

Marie saß also im Schnellzug nach der Heimat. Sie war jetzt 23 Jahre alt. „Merkwürdig,“ dachte einer der Mitreisenden, ein Mann mit vielen Lebenserfahrungen, „was doch manchem Mädchen einen so frischen und fast kindlichen Ausdruck geben mag?“ Er knüpfte ein Gespräch mit ihr an und fand, was er schon zuerst vermutet hatte, einen klaren Verstand und ein gediegenes Wesen. So bescheiden auch alles klang, es war doch fest und entschieden gesagt, als käme es nicht aus so blühendem Mund.

Der alte Menschenkenner saß nachdenklich in seiner Wagenecke. „Ich habe so viel ergründet,“ dachte er bei sich, „aber da stehe ich eigentlich vor einem Rätsel. Ich weiß, warum die Menschen schlecht sind, aber ich weiß nicht, warum sie so gut sein können?“

Und er nahm sich nochmals einen Anlauf und sagte: „Fräulein, können Sie einem alten Manne, den die Menschen interessieren, nicht sagen, was Sie so jung und frisch macht? Tut das die Liebe allein?“

Marie schlug ihre Augen offen zu ihm auf und es war ihm, als könne er den Schatz ihres Lebens durch diese Fensterlein erspähen, wie sie schlicht und einfach und doch so unendlich froh erwiderte: „Der liebe Gott!“

Würzburg! Eine Stunde Aufenthalt!

Marie griff nach ihrem Koffer. Aber da streckte sich auch schon die Hand des Vaters nach demselben aus. „So schnell hast du mich gefunden, Papa,“ sagte Marie froh und erschreckt zugleich, daß der Augenblick, dem sie doch mit Herz-

klopfen entgegengesehen, schon gekommen war. Sie sprang aus dem Wagen und reichte ihm die Hand. Baurat Rauchner konnte nicht sprechen. Er erwiderte nur den Druck ihrer Hand und wies nach dem Ausgang. Unter vielen Menschen gingen sie dahin. Er trug ihren Koffer und schien nur auf den Weg zu achten.

Marie sah ihn von der Seite an. Wie alt er geworden! Ein unendliches Mitleid wollte sie ergreifen. Aber dann dachte sie an die Frau, die jetzt wahrscheinlich an seine Seite gehören würde, und es dünkte ihr, daß sie selber alles Mitleid verdiene. Aber sie wollte ganz fest bleiben jetzt und den Weg gehen, den sie als ihre Pflicht erkannt.

Die Fahrkarten waren vorgezeigt. „Willst du etwas nehmen, Marie?“ sagte der Baurat mit unsicherer Stimme und wies auf den Speisesaal. Sie schüttelte den Kopf. „Vielleicht gehen wir ein wenig an die Luft!“

Es war Anfangs Juni. Der Würzburger Bahnhofplatz stand im Rosenschmuck. Sie bogen ins Glacis ein. Von allen Türmen der Stadt läutete es Mittag. Die Anlagen waren fast menschenleer. Der Baurat schien nach Atem zu ringen. War das das Wiedersehen mit dem Kinde seines Herzens? Hatte er um diesen Preis jahrelang in Einsamkeit gedarbt? O, daß die Welt so böse und so schlecht sein mußte, daß sie wirklich alles Glänzende schwärzen, alles Erhabene in den Staub ziehen will!

Ging er jetzt schon eine Ewigkeit schweigend neben ihr her oder waren es doch nur Minuten? Er zog hastig die Uhr. „Daß wir uns nicht versäumen,“ sagte er wie zur Entschuldigung, und als er merkte, welches vollgerüttelte Maß der Ironie des Lebens sich in diesen Worten versteckt hatte, schwieg er wieder betroffen.

„Nein,“ sagte Marie ruhig, „wir dürfen uns nicht versäumen. Erlaube, daß ich dir gleich etwas sage.“

Sie setzten sich auf die nächste Bank nieder wie im wortlosen Einverständnis und im beiderseitigen Mißtrauen auf die eigene Kraft. „Ich möchte ins Kloster gehen, Papa, und dich um deinen Segen dazu bitten.“

Marie saß gerade auf der Bank; ihre Lippen zitterten

zwar und ihre Augen schimmerten feucht, aber ihre Seele klammerte sich an Lilis Engelsseele; sie suchte in pochender Angst die Mutter und flehte: Mutter, zum lieben Gott will ich um jeden Preis!

Und während das Mitleid mit dem Vater, der immer kleiner in sich zusammensinken schien und sie erst lange wortlos anstarrte, ja, während das ganze Leben noch mit wunderbar lockenden Erscheinungen an ihr vorüberzog, kam es wie ein Echo aus dem Grunde ihrer Seele auch über ihre Lippen: „Zum lieben Gott will ich um jeden Preis!“

Da war es, als sei der liebe Gott selber ihr entgegengegangen. Er mußte auch am Vater vorübergekommen sein und ihn mit seiner segnenden Hand berührt haben. Der Baurat richtete sich plötzlich auf. Er war wie ein Mann voll Kraft und Leben und sagte mit seiner weichen, schönen Stimme: „Gott sei Dank! Es ist das beste so, Marie!“

Das Mädchen ließ sich auf die Kniee nieder. Kein Menschentritt weit und breit. Nur die Vöglein sangen Wiegenlieder in den Bäumen und die Rosen blühten und dufteten.

Marie kniete im Kies der Anlagen vor dem Vater. Er machte ein Kreuzlein auf die Stirne: „Gott segne dich, mein Kind!“

Wieder zog er die Uhr. „Es wird doch Zeit!“

„Ja, daß wir nicht zu spät kommen,“ sagte Marie, und als sie sich erhob, schien alles Erdengewicht von ihr zu fallen; sie hatte Gott gefunden.

Sie gingen wieder zur Bahn. In der nahen Klosterkirche läutete das Chorglöcklein. Und die Vögel sangen immer stärker und die Rosen dufteten immer süßer. „Du bist mein, ich bin dein,“ sang es in Mariens Seele dazu. Auch dem Baurat ging eine Melodie durch Kopf und Herz:

Und d' Rosen, sie blühen  
Schön frisch alle Jahr,  
Aber d' Lieb' blüht nur einmal  
Und nachher is gar,  
Aber d' Lieb blüht nur einmal,  
blüht nur einmal . . .

Er unterbrach sie rasch: „Alles ist für dich bereit in München; Marie, du weißt, daß ich nicht gegangen wäre, wenn es nicht hätte sein müssen!“

„Ich danke dir, Papa; du bist so gut!“

Sie sprachen noch dies und das. Der Baurat vergaß nichts. „Ich will alles schreiben, was vorgeht, Papa, und Pater Benedikt und Tante Emmy werden mir schon helfen.“ Es lag eine stille Feierlichkeit über den einfachen Worten der beiden Scheidenden. Dann ein Händedruck, ein Austausch von Blicken, in denen zu lesen stand: Ich bin dir von Herzen gut. Aber die Lippen bewegten sich nicht zum Kusse.

Dann fuhren sie beide in entgegengesetzter Richtung weiter.

Marie hatte alle Bitterkeit abgestreift. „Ich weiß nicht, was zwischen uns liegt und uns auseinandertreibt,“ sagte sie zu sich, „aber ich weiß jetzt bestimmt, daß es niemand auf der Welt so gut mit mir meint als der Vater, und das muß mir genügen!“

In München wartete Tante Emmys Bärbel an der Bahn. „Die gnädige Frau hat vom Herrn Baurat gehört, wann Sie kommen, Fräulein Marie; da wollte ich Ihnen gleich das Gepäck abnehmen und es würde sie so freuen, wenn Sie mit ihr gleich eine Tasse Tee trinken wollten!“

So war für den guten Einstand in München gesorgt, trotz allem.

Noch jemand war an der Bahn. Frau Kommerzienrat Reber hatte „einem lieben Vetter“ das Geleite gegeben und begrüßte in ihrer lauten Art jetzt auch die Freundin ihrer verstorbenen Tochter. „Sie müssen zu mir kommen, liebes Kind! Wie viel Interessantes werden Sie zu erzählen wissen! Morgen um 5 Uhr sehe ich liebe Gäste beim Tee; wir freuen uns alle herzlich, so direkt aus der Quelle zu hören, was fashionable ist. Mein Gott, unsere gute deutsche Mode ist doch in allen Stücken recht langweilig; wenn man die Beziehungen zum Auslande nicht hätte . . .“

Marie lehnte höflich ab. „Ich stehe vor meinem Examen, Frau Kommerzienrat, da werden Sie verzeihen, wenn ich danke.“

„So spröde, Fräulein,“ gab die Dame etwas gekränkt zurück, von Marias feiner und herzlicher Art unwillkürlich angenehm berührt, aber doch zugleich überzeugt, daß eine Kluft zwischen ihr und dem jungen Mädchen war.

„Was Sie wirklich interessieren kann, werde ich Ihnen in einem Briefe baldmöglichst mitteilen!“

„Ach, wie reizend von Ihnen,“ winkte diese beim Abschied im Weitergehen. Sie hatte einen Hausfreund entdeckt, den sie jetzt zu sich ins Auto nehmen wollte. Und sie dachte an die neuesten englischen Reitkleider, von denen vielleicht in dem „Brief aus London“, den sie also zu erwarten hatte, auch etwas stehen würde. Das gab ein angenehmes Gesprächsthema für die nächsten Wochen.

An einen Bruder, der nach den Laster- und schmachvollen Schandtaten seiner Jugend in London verschollen war, dachte sie nicht. Es war ihr eine viel zu große Erleichterung, nichts Unangenehmes mehr über ihn zu hören und nach ihrem Grundsatz mußte man die „Toten ruhen lassen“.

## Achtes Kapitel.

Es waren heiße Sommerwochen gewesen, die Marie in München zugebracht. Abgesehen von den trauten Abendstunden bei Tante Emma, die immer unverändert in ihrem Bette saß und litt und lachte und nur vielleicht um einige Schatten tiefer hineinzuschauen verstand in fremde Herzen und in fremde Schmerzen, abgesehen auch von den stillen Kirchgängen nach Sankt Bonifaz und Beichten bei Pater Benedikt, die noch den letzten Rest von Unklarheit und Unsicherheit von ihr fortnahmen, war ihr Leben nichts als Arbeit und Prüfung gewesen.

Aber schließlich war die Arbeit getan, die Prüfung bestanden.

Nicht nur jene in der Universität, aus der Marie als Neuphilologin „mit der Berechtigung zur Unterrichterteilung an höheren Lehranstalten“ hervorging, sondern auch jene, die sie zur Gottesbraut machte.

Freilich war es oft schwer geworden, in dem Zimmerchen ihrer Pension unter fremden Leuten zu leben, wenn das Herz doch so voll war von Wünschen und Sorgen für die Zukunft. Es war schwer geworden, an das nahe Vaterhaus zu denken, das ihr aus unerklärlichen Gründen verschlossen blieb und darüber nicht an der Liebe des Vaters und seinen ernstesten Absichten zu zweifeln. Pater Benedikt hatte sie eines Tages an das Wort der Schrift erinnert, daß die selig gepriesen werden, die nicht sehen und doch glauben. „Es kommt einmal Licht genug,“ hatte er gesagt, „daß wir all seine Rätsel miteinander verstehen können. Denken Sie immer daran, wenn 's Glauben nimmer gehen will.“

Sie hatte sich zufrieden gegeben. Sie wollte an den Vater glauben. Sie schrieb ihm mit aller kindlichen Offenheit ihre Pläne und Bedürfnisse.

Aber in Pater Benedikts Trost war ihr das „Sie“ stark auf die Seele gefallen. „Hochwürden, Sie werden doch nicht

Sie zu mir sagen.“ Ganz entsezt war sie darüber. Ein Stück Jugend und Heimat schien mit diesem Wörtlein von ihr zu schwinden.

Aber Pater Benedikt blieb fest. „Im Himmel sage ich zu all meinen ehemaligen Schülerinnen wieder Du, auf der Welt bleibe ich jungen Damen gegenüber beim Sie,“ lachte er zurück. Da war nichts zu machen.

Ich muß jemand Du sagen hören, dachte sie bei sich und ging hinaus ins Institut Alcher, um irgendwo ein Kind unter Kindern zu sein, wenn's möglich wäre. Aber das Institut war eben in der Auflösung begriffen. Die gute alte Schule konnte sich den allzu modernen Ideen nicht unterwerfen und so ward die Stadt um eine Erziehungsanstalt ärmer, aus der ihre Töchter neben einer gebiegenen Geistesbildung auch Herzensbildung mit ins Leben bekommen hatten. Auch Marie wurde in diesen Tagen ärmer. „Muß denn alles aufhören, was ich als Kind geliebt?“ klagte sie im stillen.

Tante Emmy war schließlich Mariens einziger Trost. Es war etwas in ihr, das danach schrie und hungerte, noch ein Kind und noch versorgt sein zu dürfen. Ihre Prüfungsgefährtinnen, die zum Teil noch nicht aus dem Elternhaus fortgekommen waren, schwärmten jetzt nur von Welt und Freiheit; alle ungeprüften Menschen schienen ihnen mehr oder weniger untergeordnete Geschöpfe zu sein und alle Ereignisse wurden im Lichte des höheren Wissens gesehen und besprochen. Wie hätten sie gelacht, wenn sie gewußt, daß Marie, die Vielgereiste, die eigentlich seit Jahren unter fremden Menschen auf sich selber angewiesen war, um dieses Wörtlein Du einige bittere Tränen vergoß! Daß sie um ein paar zärtlicher Worte willen einen Ausflug eher abbrach und zur kranken Tante Emmy eilte, die dann vielleicht fragen würde: „Was macht denn dein Kopf, Mariele; willst du kein Pulver nehmen?“ Oder sonst ein liebes Wort eingehender Sorge für sie hatte. Aber kaum war die Prüfung vorüber, als Tante Emmy von einer jener besonders schweren Zeiten heimgesucht wurde, die ihr die Sommerhitze häufig gebracht. Sie war eiskalt am ganzen Körper und

konnte durch Wärmflaschen und Tücher kaum einige Erleichterung bekommen. Apfelfgroße Geschwüre waren an den Fußgelenken entstanden und sie lag in ohnmachtsähnlichen Zuständen, unfähig sich zu rühren, noch zu sprechen. Besuche wurden natürlich nicht eingelassen und wenn Marie auch manchmal hinter der besorgten Bärbel ins Zimmer schlüpfen konnte, so war doch an eine Aussprache in diesen Zeiten nicht zu denken.

Tante Emmy hatte ihr zwar früher schon und auch jetzt wieder in leichteren Augenblicken die Versicherung gegeben: „Wenn ich gar nichts für dich tun kann, Mariele, so will ich wenigstens etwas leiden für dich. Das Leiden ist die einzige Waffe, die mir der liebe Gott in die Hand gedrückt. Die möchte ich auch gegen deine Feinde führen.“

Und in der That! Arm zwar an irdischem Trost und scheinbar ganz auf eigene Kraft angewiesen, fühlte Marie oft ganz deutlich heraus, daß in dem harten Kampf mit der Bitterkeit des Lebens eine unsichtbare Waffe zu ihren Gunsten geschwungen wurde.

Und was in diesem Kampfe erkämpft ward, war köstlich.

Da überkam sie oft plötzlich, wenn sie aufsteigende Tränen mühsam unterdrückt hatte, ein wunderbares Gefühl der Gottesnähe und sie sah ganz klar vor sich die Bedeutung der Heilands-Worte: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert!“ Er hatte ihr das alles nach und nach genommen. Die Menschen mit ihrer Liebe und Fürsorge hatte er aus ihrem Gesichtskreise gezogen und nun füllte auf einmal er den ganzen Raum ihrer Seele aus und es war, als ob an ihrem Himmel die liebliche Morgenröthe des anbrechenden Lebenstages schon zusammenstieße mit der feierlichen Klarheit des Abends.

Sie hatte eine Einladung von Frau Kommerzienrat Reber zum Tee bekommen und nun, nachdem das Examen glücklich vorüber war, doch nicht ablehnen können. Der Brief, den sie der Mutter ihrer Freundin geschrieben und worin sie die Lage des unglücklichen Alfred Weber eingehend und wahrheitsgemäß geschildert hatte, war zwar ziemlich ohne Wirkung geblieben. Die edle Schwester hatte gefunden,

daß man so froh sein mußte, wenn der Tunichtgut einmal irgendwo aushielt. Sie dankte Marie auf einem Kärtchen für ihre Bemühungen, fügte aber bei, daß es ihrem Schwesterherzen eine Beruhigung sei, wenn sie über die leidige Sache nicht sprechen müsse. Indessen möchte ihr Marie doch bei einer Tasse Tee Gelegenheit geben, persönlich zu danken und der Schwergeprüften Glück zu wünschen.

Erwähnt wurde die Sache natürlich bei Maries Besuch gar nicht. Es waren ja Gäste da, „liebe Freunde“, die bei den fashionablen Teenachmittagen der Frau Kommerzienrat die angenehmsten Unterhaltungskünste modernsten Stiles spielen ließen.

Da waren Herren im Smoking und Damen in ballähnlicher Kleidung, und wenn Marie, angewidert von dem Monokel ihres Gegenübers, mit ihrer Nachbarin ins Gespräch kam, dann hätte sie am liebsten mit den Augen wieder kehrt gemacht und sie dachte unwillkürlich, wie kann man denn seinen inneren Hohlbau gar so liebevoll nach außen hin ausstatten? Das war ja alles miteinander wie ein Gedicht: es mußte sich alles reimen, Haar und Gesichtsfarbe und Augenwimpern und die Stellung des Mundes beim Sprechen und die Haltung des Körpers und die Bewegung der weißen, gepflegten Hände, und es reimte sich auch wirklich, wie es sich bei einer Wachs puppe zusammengereimt haben würde, „aber Sinn ist keiner darin,“ dachte Marie, wenn sie die albernsten Worte ihrer Nachbarin gehörig genossen hatte.

Sinn war auch keiner in dem ungezwungen sein sollenden und sehr burschikos wirkenden Benehmen ihrer linken Nachbarin, die von Schopenhauer und Nietzsche sprach wie ein Buch und herzlich Bedauern mit der geistig armen Mit- und Umwelt hatte. So gesprächig und heiter Marie auch sein konnte und selbst für gewöhnlich war, in dieser Gesellschaft blieb sie einsilbig; aber es hatte den Anschein, als sei ihre Einsilbigkeit weniger auf Schüchternheit als auf einen gewissen Stolz zurückzuführen, der es einmal nicht leiden mochte, daß man ihr wie einer Unterhaltungsmaschine ihre französischen und englischen Erfahrungen herauspressen

wollte. Sie sagte sogar unumwunden, daß eine Studentin, die es mit ihrem Berufe ernst nehme, unmöglich auf die tausend „schicken Kleinigkeiten“ acht haben konnte, durch die sich die Pariser Toiletten und Gesellschaften auszeichnen sollten, noch auf den raffinierten Komfort, der die englischen Häuser von den deutschen unterschied. „Ich werde mich von dem deutschen Nachahmungstrieb nie ins Schlepptau nehmen lassen,“ sagte sie ganz allgemeinhin, aber doch so, daß die Gesellschaft ihre Ansicht genügend würdigen konnte, „es wäre nach meinem Dafürhalten viel wertvoller, wenn wir Deutsche uns des Guten, das in unserem Volke liegt, mehr bewußt würden und die alten deutschen Nationaltugenden wieder mehr zu Ehren brächten.“

Nach diesen Worten ward ihrer Verabschiedung aus dem Hause Reber nichts mehr in den Weg gelegt. Die Damen fanden ja nach ihrer eigenen Auffassung vom Leben — daß dieser flüchtige Teegast „langweilig“ war, „prüde“ oder „impertinent“. Die Herren sahen der Scheidenden mit anderen Blicken nach — Marias Gegenüber nahm zu diesem Zwecke sogar das Monokel vom Auge, weil er mit freiem Auge viel besser sah — ihm hatte das Mädchen in seiner ungekünstelten, freien und sicheren Art, mit den kindlich reinen Zügen, die von unverdorbener Jugendfrische sprachen, gewaltig imponiert. Die Frau Kommerzienrat winkte ihrem Gast mit bezwingender Liebenswürdigkeit zum Abschied. „Auf Wiedersehen,“ rief sie, „leben Sie wohl!“ Dann blies sie elegante, blaue Ringlein in die Luft. „Es geht doch nichts über Old England,“ meinte sie, auf ihre Zigarette weisend, „eine scharmante Marke.“ Und es entspann sich ein kleiner, von Feinschmeckererfahrungen durchsetzter Wortkampf über die Zigarettenmarken des Tages.

Marie atmete erleichtert auf, als sie aus dem Vorgarten der Reberschen Villa an der Briennerstraße heraustrat. Sie sah nicht zurück auf das Haus, das die Heimat ihrer Lili gewesen — gewesen sein sollte. „Wie gut, daß sie heimgehen durfte vor der Zeit,“ dachte sie unwillkürlich und es faßte sie wieder eine stärkere Sehnsucht nach der Jugendfreundin. Sie wollte durch die Arcisstraße einbiegen, doch

sie besann sich noch und dachte: Das kann ich wahrscheinlich doch nicht ertragen, ich will einen kleinen Umweg machen, und sie ging hinauf zum Obelisken und kam von der Barerin in die Ottostraße und da stand auch wieder eine Erinnerung: das Aschersche Institut. Lion trottelte über die Straße und als sie ihn anrief, blieb er freundlich stehen und rieb sein gutes Gesicht an ihrem weißen Kleid. Mit Mühe konnte sie ihn — und die Erinnerung, die er mit sich gebracht, wegschieben.

Sie ging am Gabelsberger-Denkmal vorüber. Ein Fremden-Auto kam ihr entgegen. Weithin hallte die Stimme des Führers: „Dieses Standbild stellt Franz Xaver Gabelsberger, den Erfinder der modernen Stenographie, dar. Es wurde 1889 unter Anteilnahme von Stenographen aus dem ganzen Deutschen Reiche enthüllt und der Stadtgemeinde München übergeben.“ Andächtig lauschte die Reisegeellschaft. „Gabelsberger“ klang es mit französischem, englischem und italienischem Akzent vom Wagen herunter.

Marie ging weiter über den Lenbachplatz durch die Anlagen der Sonnenstraße. Beim Springbrunnen des Sendlinger-Tor-Platzes, der dem riesigen Wasserstrauß in der Mitte noch einen Kranz von Wassergarben von allen Seiten zuwarf, blieb sie ein wenig stehen. Sie liebte es immer schon, dem Spiel der Wasser zuzuschauen. Mit Trambahngerassel und Autotuten war der weite Platz erfüllt. Zeitungsträger und Blumenverkäuferinnen drängten sich an die Vorübergehenden. Es war ein Hasten und Schieben, als gälte es die ewige Seligkeit. „Eines rennt am anderen vorüber,“ dachte Marie und niemand kennt sich; und es war ihr, als seien die Weltstädte London und Paris schon in dem guten München eingezogen, das der Vater noch so schön zu schildern wußte aus älteren Tagen.

Da stand wie ein lebendiger Widerspruch zu ihren Gedanken und zugleich als Bestätigung derselben ein Mann vor ihr, der ihr beide Hände entgegenstreckte. „Welches Glück, Sie hier zu finden, Fräulein! Ist es möglich, daß ich in der Fremde finde, was mir die Heimat beharrlich zu verweigern schien?“

Es war Herr Emil, der Neffe ihrer Pariser Hausfrau. Seine Freude war ehrlich und seine Gesinnung gegen Marie offenbar unverändert.

Marie erblaßte wider Willen. Sie zitterte ein wenig, als sie den Händedruck leise erwiderte. Sie fürchtete sich vor den Augen, in denen seine Liebe lag. „Nur jetzt nicht schwach werden!“

„Ein Freund in der Einsamkeit,“ ging es ihr durch den Sinn und wie mit einem Schlag war die Abwesenheit des Vaters und die schwere Erkrankung von Tante Emmy und sogar das „Sie“ von Pater Benedikt wieder lebhaft vor ihrer Seele. „Das alles könntest du verschmerzen an der Seite eines Menschen, der dich liebt und nur dich liebt,“ klang es wieder. Und die Zärtlichkeit ihres Mädchenherzens schlug Betteltöne an. „Er ist doch offenbar deinetwegen nach München gekommen, er hat dich nicht vergessen, hat dich gesucht, Marie; weißt du denn nicht, was Dankbarkeit ist?“

Und die Lebensfreude in ihrer Brust raunte dazwischen: „Alles Bittere könntest du vergessen, siehe, ein Himmel des Glückes geht dir auf in seiner Liebe.“

Marie hob die Augen nicht. Die Gedanken waren auf Geisterflügeln gekommen, es brauchte Geisterflügel, sie wieder zu verschrecken. Und sie mußten verschreckt werden um jeden Preis. Sie wollte ja Gott gehören. „Lili, Mutter,“ bettelte ihre Seele in verzweifelterm Aufschrei. Dann war es vorüber. Sie sprach ein paar freundliche Worte mit Herrn Emil, fragte ihn nach seiner Tante, berichtete kurz von ihrem Examen, doch wie er weiter forschen wollte nach ihren Zukunftsplänen, brach sie schnell mit der Bemerkung ab, daß sie diese ganz dem lieben Gott anheimgestellt und verabschiedete sich rasch, um ihre aufsteigende Rührung nicht über sich Herr werden zu lassen, als Herr Emil mit traurig gesenkten Blicken von ihr ging.

Sie wollte auf den alten südlichen Friedhof zu. Es war ja heute Lilis Geburtstag; vergeblich hatte sie in der Tee-gesellschaft auf ein diesbezügliches Wort gewartet. Vergessen hatte ja Frau Kommerzienrat nicht darauf, das heißt,

der Gärtner, der Lilis Grab besorgte, war beauftragt, alljährlich am 29. Juli einen Kranz im Werte von 30 Mark dort niederzulegen. Das war auch heute geschehen. Ein prachtvoller Kranz von Lilien und roten Rosen lag auf dem Hügel und verbreitete weithin einen durchdringenden lieblichen Geruch. Am Friedhof war es ganz still. Die Beerdigungszeit war vorüber, nur da und dort saß auf den Bänken noch ein einsames Mütterlein, das seine Erholung am liebsten in dem Garten suchte, in dem es selber einmal aufblühen durfte zum ewigen Leben.

Die Amseln sangen und hüpfen, Nahrung suchend, auf den Gräbern herum; die Bäume beschatteten die Friedhofsgänge, da war es gut sein. Ein wonniger Friede überkam das einsame Mädchen, ein Heimatgefühl, das keine Beängstigung und keine Unklarheit beeinträchtigte. Sie war gekommen, um Abschied zu nehmen, aber nur Abschied von dem, was irdisch war, das Bessere, die Heimat der seligen Geister, blieb ihr unverloren, ja, sie wurde ihr jetzt vielmehr gesichert. Sie ging weiter zum Grabe ihrer Mutter. Es war ein alter, einfacher Stein aus weißem Marmor, mit einem Kreuz geschmückt. Der Hügel war mit Efeu überwachsen, ein niederer Rosenstock stand vorne in schönster Blüte.

Marie las die Inschrift: „Hier ruht in Gott der ehrengeachtete Herr Maximilian Heiß, königlich bayerischer Hofmusiker, Teilnehmer am Freiheitskrieg gegen Napoleon, gestorben am 11. November 1858.“

Ihm folgte seine Gattin, Frau Regina Heiß, geborene Brunner, in einem Alter von 87 Jahren.“

Dabei stand keine Jahreszahl. Nochmals eine Inschrift: „Ihnen folgte ihre Enkelin Dora.“

Und darunter: „Im Kreuze ist Heil!“

Das war alles.

Marie sann lange vor diesem Grabe. Sie dachte nicht nur wieder aufs neue an die Mutter, von der sie so wenig erfahren durfte, ihre Gedanken fanden sie auch jetzt wieder da, wo der Vater sie von Kindheit an suchen gelehrt, beim lieben Gott.

Sie dachte an die Urgroßmutter, deren Name noch wie ein märchenhafter Klang in ihre erste Kindheit hereingedrungen war, die Urgroßmutter, von der der Vater öfter kurz gesagt, daß sie eine der seltenen Frauen alten Schlages gewesen, die jetzt auszusterben scheinen.

Fremder noch, ganz fremd eigentlich war ihr die Gestalt des Urgroßvaters. Auch der Vater sagte immer, daß er ihn nicht gekannt. Sie überlegte und zimmerte sich eine Vorstellung zusammen von einem Mann im Bratenrock mit weißer Binde, wie er etwa auf Freierversüßen zur Urgroßmutter gekommen sein mochte. Sie mußte selber lächeln: So ungewohnt war das Bild in ihren Tagen, wo man sogar im Auto zur Hochzeit fuhr, wahrscheinlich um Zeit zu sparen.

Und es kam wieder etwas wie Heimweh über sie. War es das Heimweh nach der guten, alten Zeit, oder war's das Heimweh der Menschenseele nach dem Unwandelbaren, Sicherem, Ruhigen?

Es ward ihr auf einmal klar, was diese zwei Menschen da gelitten und gehofft und geduldet haben mochten, bis ihre Herzen sich zusammenfanden und was sie wieder gelitten und geduldet haben mochten, solange sie beisammen waren und was es Schweres gewesen sein mochte um der Urgroßmutter lange Witwenzeit.

Und sie lüftete sogar mit scheuen Fingern ein wenig den dichten Schleier, der über dem Leben ihrer eigenen Mutter lag, aber ihre Gedanken fuhren erschreckt zurück, denn sie glaubte dort Schuld oder Leid zu sehen oder beides zusammen.

Immer eindringlicher sangen die Amseln an ihrem Abendlied. Marie hatte die Hände gefaltet: „Wie kann ich dir's danken, du guter Gott, daß du mich aus dem schrecklichen aufreibenden Wandel des Liebens und Lassens herausziehen willst und mir die Ruhe an deinem Herzen schenkst!“ Sie war ganz glücklich jetzt. „Gottesbraut“, schien ihr die Amsel zuzurufen.

„Gottesbraut“ grüßte die scheidende Sonne.

Sie brach ein Röslein vom Strauch. Das sah sie mit seinen goldenen Augen an und sagte wieder „Gottesbraut“. In ihrer eigenen Seele war es wie ein Blühen und Jubeln

im Sonnenschein der Gnade und alle Kräfte ihrer Seele sagten und wiesen nur dasselbe: Gottesbraut, Gottesbraut.

Mit freudig erhobenem Haupte verließ sie den Friedhof. Sie hatte die Rose in den Gürtel ihres weißen Kleides gesteckt, sie durfte wohl geschmückt sein heute, sie war ja eine Braut, eine Gottesbraut.

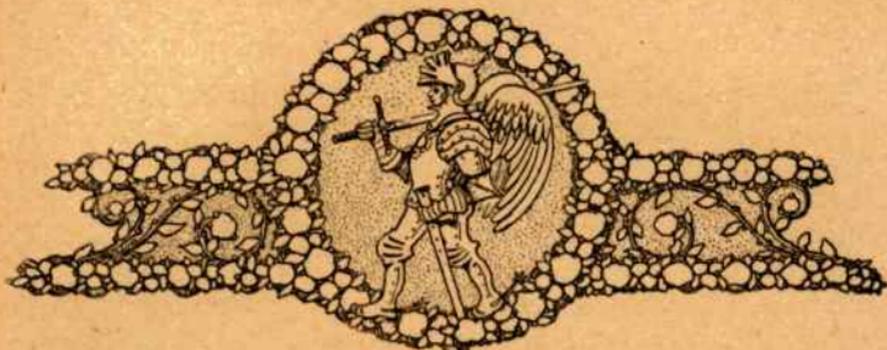
Noch ein Blick zurück auf das weite Gräberfeld: Schläft wohl, ihr guten, treuen Menschen alle, ich habe euch nicht gekannt, aber ich liebe euch um eurer Güte und Treue willen! Schläft wohl, bis wir uns kennen lernen – daheim bei der ewigen Güte und Treue!

Raschen Schrittes ging sie am alten Sendlingertor vorbei, hinüber ins Herzogspital. Das Bild über ihrem Kinderbettchen zu Hause hatte ihr schon längst den Weg hierher gewiesen. Und jetzt! Nur wenige Tage noch, dann würde das Herzogspital ihre Heimat werden für diese Welt.

Es war ganz still und dämmerig in der Kirche. Kein Beter ließ sich unterscheiden. Nur das Bild der Schmerzmutter war mit zwei flackernden Kerzen beleuchtet. Sah sie wirklich nach oben?

Marie suchte Jesu Herzenswunde. Da drinnen wohnt meine Liebe, jubelte es durch ihre Seele.

Und die steinernen Englein schienen sich zu regen. Sangen sie jetzt? Marie hörte wieder die süße Weise: „Ich bin dein, du bist mein!“ Leise legte sie ihr Köselein auf den Altar.



## Neuntes Kapitel.

**D**ie Bäckerin in der Arcisstraße stand mit dem Zipfel ihrer weißen Schürze in Händen vor der Türe ihres Ladens, als sei sie bereit, ihre bald ausbrechenden Tränen mit derselben abzuwischen. Aber sie war nicht allein. In allen Fenstern der umliegenden Häuser sah man erregte Gesichter, in den Haustüren drängten sich Inwohner zusammen, in der Karlstraße hatten die Trambahnen angehalten und die Fahrgäste waren von ihren Sitzen aufgestanden, um besser hinauszusehen. Da draußen war ein Gedränge von Menschen und nicht nur etwa von Schusterbuben und Zeitungsfrauen, sondern auch Herren und Damen der besten Stände waren an den Ecken stehen geblieben.

Der Grund der allgemeinen Erwartung rückte näher. Hatte der entfernte Klang der Militärmusik die Menschen ange lockt, so entlockte sie Näherkommenden jetzt überall Tränen.

Die Trommeln wirbelten ohrenbetäubend: Marsch, marsch! Die Instrumente legten bald schmeichelnde, bald stürmende Akkorde dazwischen, es war wie ein Rufen und Locken, dann wieder ein Treiben und Hinreißen. Das klang bald wie hellodernde Begeisterung, bald wie ein eisernes Gesetz, das rührte und erzürnte zugleich, aber es riß immer hin und löste die ganze Menschenseele auf in das eine schreckliche, häßliche, in hundert Gestalten abstoßende und doch wieder so begeisternde große, majestätische Wort: Krieg.

Und so jammerte wohl da und dort ein Weiblein: O mein Gott, o mein Gott, die prächtigen Menschen sollen zusammen-

geschossen werden. Und manch stiller Zuschauer dachte wehmütig bei sich: Wer von euch wird wiederkommen. Und je dichter die Menschenmenge geworden war, um so zahlreicher sah man weiße Tücher, die des Volkes Tränen auffangen mußten. Aber dieselben Tücher flatterten auch gleich wieder in der Luft und winkten den Scheidenden zum Abschied. Und da lag kein Jammer drinnen. Sie waren getränkt mit Wehmut zwar, auch getränkt mit todesstarkem Vertrauen — Vertrauen zu den prächtigen Menschen, die da auszogen, um die Heimat zu schützen, Vertrauen auch zu der heiligen Sache, für die sie kämpfen sollten.

Und es regnete Blumen auf die endlosen Reihen der Feldgrauen hernieder, die mit schwerbepackten Tornistern und graubezogenen Helmen, selber nach allen Seiten winkend und grüßend, den Weg der Pflicht — und der Begeisterung gingen.

Die Musik vorne schwieg. Hurra, hurra klang es aus der Menge. Hurra, hurra klang es aus den Reihen der Feldgrauen. Sie fingen selber zu singen an: ein altes Soldatenlied, das schon anno 70 begeistert geklungen hatte, aber sie hatten sich neue Worte hineingewoben, Worte, die aus ihrem eigenen Herzen kamen, Worte, in denen die Liebe zur waldbestandenen Heimat, die unverfälschte Poesie ihrer treuen Männerherzen klang:

Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder-, wunderschön,  
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!

Da und dort riß einer noch stürmisch im Weitergehen das Mädchen an sich, das mit tränenden Augen hier auf ihn gewartet hatte, da und dort griff einer schweigend nach der Hand des Weibes, das keuchend bemüht war, im Schritte mitzuziehen zur Bahn.

Da und dort hob einer zur schweren Last des Tornisters auch noch die süße und doch zugleich schwere seines Knäbleins, das in unbewußter Trauer das Köpfchen gesenkt hatte oder auch jauchzend den Ritt auf des Vaters Schulter unternahm.

Es waren junge, frische Leute mit Bauernfäusten oder Stadtgesichtern, es waren reife Männer, es waren solche, die schon an der Grenze des Alters standen.

Die Bäckerin besprach das alles mit ihrer Freundin, der Hausmeisterin. Aber auf einmal taten sie beide wie aus einem Munde einen kleinen Schrei der Ueberraschung und dann sagten sie gegen ihre Gewohnheit lange Zeit nichts mehr.

Es hatte sie ein Blick getroffen, ein Blick der die ganze Arcisstraße zu umschlingen schien, ein Blick, den sie beide sofort kannten, obwohl sie ihn eigentlich noch gar nie gesehen hatten.

„Der Baurat!“ So die zwei Frauen. Und dann weinten sie ihm heiße Mitleidstränen nach.

Baurat Rauchner war wirklich im Zug der Freiwilligen. Als die erste Kriegserklärung an Deutschland eingetroffen war, da war auch sein Entschluß gefaßt. Niemand hatte von dem Einsamen, Wortkargen auch nur das Geringste über sein Vorhaben erfahren. Er hatte bis zuletzt seinen täglichen Spaziergang gemacht, hatte bis zuletzt den Lodemantel getragen und den großen, weichen Schlapphut, der ihn so gut verdeckte mit seinen tiefen Falten im Gesicht und den grauen Haaren. Er war sich selber oft ganz zeitlos vorgekommen. Er war ja schon alt seit beinahe seiner frühesten Jugend, seit er „Ehrenmann“ geworden, um von Liebe reden zu können: Es dünkte ihm, als sei die Zeit damals für ihn stille gestanden und als müsse er auf dieser Welt ein ewiges, schreckliches Heute leben. Nur einmal hatte er seinen Hut aus der Stirne genommen, damals wie seine Marie eine Gottesbraut geworden. Er hatte sie in Kranz und Schleier gesehen, was brauchte es noch mehr? Und daß sie glücklich war, wußte er auch. Was verlangte er mehr zu wissen. „Nimm es mir nicht übel, wenn ich nicht komme, Marie,“ hatte er zu ihr gesagt, „aber ich glaube, es ist besser so.“ Auf all ihre zärtlichen Bitten hin hatte er nur die eine Antwort gehabt. Und so war er wirklich nimmer gekommen, sieben Jahre lang hatte er sie nimmer gesehen, sie würde wohl selber glauben, was die Leute ringsum von ihm glaubten, daß er ein Narr war, mit dem man nicht rechnen konnte.

Mitten in diese schreckliche Eintönigkeit herein war der Kriegsruf gekommen. Damals war Baurat Rauchner zum

Spiegel gegangen und er sah im Glas ein altes, verwittertes Gesicht, vor dem er selber einen Augenblick erschrak. „Wenn die Herren Franzosen vor mir Reißaus nehmen, um so besser.“ Er lachte fast vergnügt. „57 Jahre! Das geht schon noch.“ Er streckte sich und besah die Muskeln seiner Arme. Sie waren nicht sehr kräftig. „Eingerostete Kraft, ich will sie herausholen,“ sagte er. Er ging zum Schreibtisch und nahm einige unfertige Pläne zur Hand. „Was sollen wir Häuser bauen? Daß der Feind um so mehr zu zerstören hat!“ Er schob die Pläne in einen Umschlag. „Warten, bis ich wieder komme — oder . . .“ Aber dann zog er einen Briefbogen aus der Schublade, tauchte die Feder in die Tinte und schrieb und schrieb. Er brauchte immer neue Bögen; es ward ein langer Brief. Der wurde zugesiegelt, aber zuerst kamen noch die braunen Restchen der Holunderblätter aus der Brieftasche, die Mariele ihm damals an der Jahrhundertwende zu Weihnachten geschenkt, hinein, dann wanderte der Brief selber hinein in die Brieftasche. Baurat Rauchner hatte seine Vorbereitungen zum Weltkrieg getroffen.

Jetzt zog er also mit den Gemeinen zur Bahn und jetzt mußte er mit den Augen Abschied nehmen von dem Haus, in das er nach dem Tode der alten Frau Hofmusiker mit dem kleinen Mariele gezogen war. Er sah sie wieder vor sich, wie sie ihm mit dem wehenden rosa Schürzchen winkte, wenn er ohne sie kam und ging. Während die anderen vom Wiedersehen in der Heimat sangen, sang und klang es in seiner Brust von einer schmerzlich süßen Vergangenheit. Er durchlebte alles nochmals auf diesem letzten Gange durch die Arcisstraße. Er vergaß fast, daß er in den Krieg zog, so lebendig stand alles vor ihm, das Frohe und das Trübe.

„Da gibt's ein Wiederseh'n . . .“ Das Lied war zu Ende. Sie waren an der Bahn. Tausend Wünsche wurden den Scheidenden nachgerufen. „Herrgott, sei barmherzig,“ betete der Baurat halblaut vor sich hin, „nur nicht wiederkommen müssen, nur kein Wiedersehen auf dieser Welt!“

\*

\*

\*

In Frankreich war's. Der Gemeine Raucher hatte Jahr und Tag seine Pflicht getan wie jeder Bauernsohn. Seine Muskeln hatten sich wirklich gestählt, seit er mit eiserner Energie bemüht war, alle Kraft herauszuholen. Er war immer einsilbig und verschlossen, aber ein guter Kamerad. Die wenigsten wußten, was er als „Zivil“ eigentlich gewesen. Er sprach und erzählte ja nichts. Aber, daß er ein guter Mensch war, wußten sie alle. Den letzten Trunk aus der Feldflasche teilte er mit ihnen. Jeden beschwerlichen Patrouillengang übernahm er. In jeder gefährlichen Stellung hielt er aus. Selbst mit Streifwunden versah er noch den Dienst für einen anderen, der so gerne heimschreiben wollte. Und wie er im Lazarett gelegen mit dem furchtbar zerschundenen schmerzenden Knie, da hatten sie den sonderbaren „Schweiger“ auch alle gerne gehabt. Er störte nie, er verlangte nie etwas, wenn er auch nichts hatte, was er verschenken konnte. Manchmal hatte ihm ein Kamerad ein Stückchen Schokolade angeboten oder eine Zigarre. Er dankte für alles und schenkte es weiter. Wenn die anderen Briefe und Pakete bekamen, verzog er keine Miene, obwohl er selber kaum je etwas anderes erhalten hatte als eine Drucksache des Architektenvereins, die sich mit einer Einladung zu irgendeiner Sitzung bis ins Feld hinaus verirrt hatte. Die Feldpost, die heißgeliebte Freundin aller Feldgrauen, schien ihm ganz unbekannt zu sein in ihrer anziehenden und abstoßenden Kraft.

„Höhere Mädchenschule der Frauen Ser-vi-tinnen am Herzog-Spital in München,“ entzifferte sein Bettnachbar, ein Thüringerwaldbewohner, mühsam, indem er ein Liebesgabenpäckchen glücklich auf seine Decke legte. Es war gerade Weihnachten und der Gruß aus seiner eigenen Heimat war noch ausgeblieben. Da war's doch schön, einen Ersatz zu haben. In Seidenpapier gewickelt, mit blauweißen Bändchen umschlungen, lagen die zierlichen Päckchen zwischen Tannengrün. „Ih'—eine Wurst, meine Leibspeise!“ lachte der Thüringer vergnügt und roch von allen Seiten an dem geräucherten Gruß.

Da sah er, wie sein Bettnachbar aufrecht dasaß und mit

stieren Augen auf seine Gaben schaute. Hatte der denn plötzlich das Delirium bekommen? Wollte er auf ihn los? Angstvoll sah er sich nach der Schwester um.

Doch der Baurat war ganz bei Sinnen. „Kamerad,“ sagte er mit weicher Stimme, „schenk' mir ein einziges Zweiglein aus deinem Paket!“ Er bittelt fast.

„Da, nimm, nimm alle,“ gab der Thüringer überrascht, aber sehr freundlich zurück und reichte ihm die Tannen mit den blauweißen Bändchen hinüber. Hastig griff der Baurat danach. Aber das Gebäck, das der andere noch dazulegen wollte, schob er zurück. „Reicht schon; vergelt's Gott!“

Dann band er sich aus den Zweigen einen kleinen Christbaum zusammen und steckte das merkwürdige Ding zwischen Matraze und Bettkante vor sich fest. So feierte er Weihnachten. — —

Aber da war alles vorüber. Das Knie war geheilt, er lag wieder draußen im Schützengraben. Es war ein klarer, fast friedlicher Tag. Die Kameraden sangen alte, vertraute Heimatlieder. Allerhand von Liebe und Lust, auch 's „Mairlusterl“ war darunter. Es war ja Frühling, anbrechender Sommer.

Und blüh'n amal d' Rosen,  
 J' 's Herz nimmer trüb,  
 Denn d' Rosenzeit ist ja  
 Die Zeit für die Lieb'!

Da geschah wieder etwas Seltsames. Der „Schweiger“ sang mit. Bei der letzten Strophe wenigstens.

Doch d' Rosen, die blühen  
 Schön frisch alle Jahr',  
 Aber d' Lieb' blüht nur einmal,  
 blüht nur einmal,  
 Und nachher is gar.

„Was der für eine Stimme hat,“ wunderte sich einer. „Muß ein Sänger gewesen sein in Zivil,“ so ein anderer. Auch der Baurat wunderte sich. Ihm war so leicht, so froh, zum Singen froh. Er hätte immerfort singen mögen.

„Kommunion heute!“ ging es die Reihen entlang. Der

Seldgeistliche war angekündigt. Die Braven nahmen ihre Mühen ab und sangen weiter. Aber nimmer von Erdenliebe. „Ein Haus steht fest gegründet,“ klang ein wenig leise und verhalten, aber doch fest und zuversichtlich durch den Schützengraben.

Herr, wir lieben dich,  
 Herr, wir loben dich,  
 Mach' uns im Glauben treu,  
 Schaff' Herz und Sinne neu!

Wieder sang der Baurat mit. Schon sah er das weiße Brot in Kreuzesform schwebend über den Kameraden. Er sang immer noch:

Mach' uns im Glauben treu,  
 Schaff' Herz und Sinne neu!

„Der heilige Gral“ mußte er denken, während das Gold der Patene im Sonnenschein funkelte. Er schloß dem Heiligsten seine ganze Seele auf. Er empfing das Himmelsbrot und war glücklich.

Die Männer lagen schweigend im Gebete.

Hatte der Feind genug an dem friedlichen Zwischenspiel? Horch, horch, die Schießerei ging wieder los! Sie antworteten. An den Deutschen sollte es nicht fehlen. Wenn sie kommunizierten, erst recht nicht. Immer stürmischer ging es zu. Keiner achtete auf den anderen, bis die Ablösung kam. Da sahen sie den „Schweiger“ noch an der Erde lehnen, als hätte er sein Gebet noch nicht vollendet. Er lächelte. Sie faßten ihn an. Er war tot. Aus seinem Herzen quoll noch warmes Blut. Es hatte ihn mitten hineingetroffen; sie hoben ihn auf und trugen ihn aus dem Schützengraben und schaufelten ein Grab für ihn. Es war schnell geschehen. Der Thüringer hatte ihm noch die Brieftasche aus der rechten Seite genommen.

Es war ein friedliches Tun mitten im Kriegslärm. Sie wußten nicht, wen sie da eigentlich begruben, aber es war ihnen, als hörten sie Engel singen, daß der Jakob Rauckner, dessen Name sie in schmuckloser Schrift auf ein hölzernes Kreuz schrieben, ein Tor gewesen, aber ein reiner.

## Zehntes Kapitel.

**M**aria — eigentlich Frau Maria Regina — saß im Klostergarten der Servitinnen im Herzogspital. Ob wir sie noch gekannt hätten ohne besondere Vorstellung?

Wohl war das kluge, freundliche Gesicht durch die weißen Tücher und den wehenden Schleier verändert, wohl sah ihre ganze Gestalt noch viel höher und feierlicher aus als damals, da sie im weißen Kleide den Südlichen Friedhof verließ. Die Kleider machen ja Leute — auch Klosterleute!

Aber was Frau Maria Regina besonders veränderte, das war der Ausdruck überstandener Schmerzen und der darauffolgenden Verklärung. Sie war lange Zeit schwer krank gelegen und hatte sich nur schwer wieder ins Leben finden können. Wann war sie eigentlich krank geworden? Es war ihr bisher gar nichts am Datum gelegen. Die bedienende Schwester, die ihr den Sitz zurechtgerückt hatte, entfernte sich mit freundlichen Wünschen für gute Unterhaltung und Erholung in der frischen Luft. Frau Maria Regina war allein im Klostergarten. Sommerblumen blühten ringsum und das Gemüse setzte eben artige Häubchen auf. Ja, jetzt war es Sommer!

Sie griff in die tiefe Tasche ihres weiten Gewandes und zog eine Briestafche daraus hervor. Es war dieselbe, die sie einmal dem Vater zu Weihnachten geschenkt, es war dieselbe, die der Thüringer Soldat dem toten „Schweiger“ abgenommen, um sie in die Heimat zu befördern. Ihre weiße Hand, auf der jetzt jedes Aederchen sichtbar war, zitterte merklich, wie sie das abgegriffene Leder auseinander schlug und den großen Brief herausnahm, der sie damals krank gemacht. Doch der war ja schon vom dritten Mobilmachungstage datiert! Nun schließlich ist es gleich, ob sie wußte, wann sie ihn erhalten oder nicht. Nur lesen wollte sie ihn nochmals jetzt. Sie hatte es ja erst ein einziges Mal

getan, dann war es nimmer möglich gewesen. Sie lehnte sich ein wenig zurück und schloß die Augen, wie um ihre seelischen Kräfte zu prüfen, dann las sie. Sie las alles. Sie las die Geschichte ihrer Herkunft, sie las die Lösung des merkwürdigen Rätsels, das ihr des Vaters Verhalten ihr gegenüber oft in so empfindlicher Weise aufgegeben, sie las auch die so rührenden Bitten um Verzeihung, daß er so an ihr gehandelt. Hier mußte sie aussetzen und denken. Nicht nur ihr eigenes Leben lag doch jetzt klar vor ihren Augen, auch das Leben des Mannes, den sie Vater nennen durfte, war jetzt wie ein freundlich glühendes Bächlein vor ihr, dem man ganz in den Grund schauen konnte. Sollte dieses Bächlein um Verzeihung bitten müssen dafür, daß es die blaue Blume, die am Rande stand, nur mit seinem Wasser nekte und labte und sie nicht auch mit sich fortriß?

Frau Maria Regina sah lange und mit innigem Wohlgefallen in dieses Bild des Bächleins, das ihr des Vaters reines Leben zeigte, und es dünkte ihr, als müsse der Strom des Lebens aufjauchzen und um ein gut Stück ruhiger seinen Weg weiter nehmen, jetzt, da dieses klare, freundliche, zielbewußte Bächlein sich darein ergossen.

Sie war also nicht dieses Mannes Kind, wie sie geglaubt hatte, über dreißig Jahre lang. Aber sie wollte dieses Mannes Kind sein dem Herzen und dem Geiste nach. Sie hatte sich durchgerungen zum Klosterberuf. Sie war eine glückliche Klosterfrau gewesen und alle hatten sie gerne. Und alle schätzten ihren heiteren Sinn und ihren Verstand und ihr Wissen. Das konnte sie deutlich sehen beim letzten Kapitel, da man sie, die Dreißigjährige, zur Präfektin bestellte. Sie war nicht stolz darauf geworden, gewiß nicht. Aber wenn sie jetzt in den Spiegel dieses Bächleins schaute, dann erschrak sie doch. Und dann wollte es ihr fast scheinen, als wäre sie dieses Mannes Kind auch nicht dem Geiste nach. Und das war ihr jetzt, nachdem die Krankheit wie ein Läuterungsfeuer über sie gekommen war, noch weit niederschmetternder, als damals vor Wochen die Kunde über ihr Lebensgeschick.

Maria Regina, die von den Zöglingen verehrt wurde wie keine zweite Klosterfrau, Frau Maria Regina, die von öen Mitschwestern ausnahmslos geliebt und im stillen bewundert wurde, verbrachte eine schwere Zeit. Neben dem Bilde des Vaters war noch eines aufgetaucht, das in ihre Jugend gehörte, das Bild der kranken, nunmehr auch heimgegangenen Tante Emmy. Selbst damals, am Kirchweih-Samstag vorigen Jahres, als die Kloster-Ausgeherin die Kunde von Tante Emmys Tod gebracht, als die Kinder wirkliche Tränen um sie vergossen und alle Zeitungen voll waren von anerkennenden Worten, ja Worten des höchsten Lobes, hatte sie die Bedeutung dieses Lebens noch nicht so erfaßt wie heute. Wo stünde ich jetzt heute, fragte sie sich mit ernsthaftem Erschauern, wenn diese leidende, opfernde Liebe nicht hinter mir gestanden wäre? Und ihr noch etwas geschwächer Körper ließ der Seele einen ungehinderten Blick tun in das abgrundtiefe Dunkel des Lebens, in das die Barmherzigkeit Gottes die Lichtgestalten ihrer Jugend und Kindheit gestellt. Sie sah klar, was sie bisher nicht verstanden hatte, daß die Kraft Gottes durch diese Menschen auf sie übergeströmt war . . .

Auch an die Liebe mußte sie denken, an die Liebe, die ihrer Mutter den frühen Tod gebracht. Und da sah sie ein, daß alles, was von der Welt war, auch mit der Welt sterben mußte.

Da, horch! Verlorene Glockenklänge! Abgetragen durch den Lärm der Stadt, gedämpft durch die Ferne; aber Frau Maria Regina sprang doch auf von ihrem Sitz und faltete die Hände über dem Habit. Sollte sie diese Glocke nicht herauskennen aus Tausenden, nicht erkennen noch an ihrem schwächsten Laut — die große Glocke von Sankt Bonifaz? Selige Kinderweihnachten, Osterjubelfeste, Firmungsgnade hatte ihr diese Glocke eingeläutet. Furchtbar, mark- und beinererschütternd war sie schon einmal in diesen Klostergarten hereingedrungen, an jenem 12. Oktober, der Pater Benedikts Sterbetag geworden . . .

„O, große Glocke von Sankt Bonifaz, was läutest du mir heute?“

Sie blieb nicht allein, die große Glocke; ihre zarteren Schwestern schmiegt an sie und sie sangen miteinander, als hielten sie sich eng umschlungen, sie sangen miteinander, als fürchteten sie, auseinandergerissen zu werden.

„Mein Gott,“ jammerte eine alte Dienstmagd im Hofe drüben, „schon wieder Glocken, die in den Krieg ziehen müssen! In der Bonifaz läuten s' den Abschied!“

Frau Maria Regina war auf die Kniee gesunken. „Lili, Vater, Tante Emmy, Pater Benedikt, wollt ihr nochmals zu mir reden durch die Glocken von Sankt Bonifaz?“ Sie läuschte und läuschte.

Von Leben und Lieben sangen sie, Menschenchicksale rollten sie nochmals auf. Vom Wandel der Zeiten sangen sie, vom Sturmgebraus des Krieges, in den sie ziehen sollten, von der Segensmacht des Friedens, die sie nimmer einläuten könnten. Sie sangen von Sterben und Vergehen.

Doch immer wieder, wenn sie schweigen wollten, dann fing die große von neuem zu singen an; Frau Maria Regina war's, als wollte die Glocke ihr Schönstes und Bestes erst noch singen, und nachdem sie von allem, was mit der Welt und den Menschen zusammenhing, nichts mehr zu sagen wußte, schien sie ihre letzte Kraft noch zusammenzunehmen zu einem hohen Lied der Liebe.

Die Liebe . . . ist langmütig.

Die Liebe . . . ist gütig, eifert nicht . . .

Die Liebe sucht nicht das Ihrige.

Die Liebe wird nicht erbittert, denkt nichts Böses . . .

Der Großstadtlärm verschlang die Töne, dann hub es wieder an:

Alles trägt sie,  
alles glaubt sie,  
alles hofft sie,  
alles übersteht sie . . .

Sprachen mögen aufhören, Wissenschaften zunichte gemacht werden . . .

Die Liebe vergeht nie.

Jetzt die allerlehten Töne, Glocken sterben, Menschen verderben. Krieg, Tod, Hunger. Schwarz liegt die Zukunft.

Muß die Glocke nicht stöhnen jetzt. Drei Töne noch sagen sie alle zusammen, feierlich, fest, froh: „Die Liebe vergeht nie!“ Dann wird es ganz stille.

Frau Maria Regina hält das Kreuz in den Händen, ihr Auge leuchtet jetzt von Kraft und Gesundheit. Die Geisterstimmen der Glocken schienen alle Erfahrungen ihrer Eltern und Ahnen in ihr wachgerufen zu haben, und wie sie festen Schrittes in das Haus zurückging, wiederholte sie leise für sich: „Die Liebe vergeht nie. Gott ist die Liebe!“

**PRACOWNIA ZŁOTNICZA**

*Piotr Ziemiński*

*ul. Głuchowska*

(w budynku kuczmy dla zwierząt)

**48 - 100 GŁUBCZYCE**





